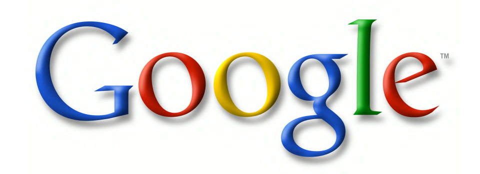
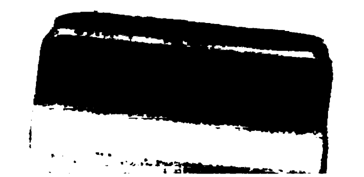
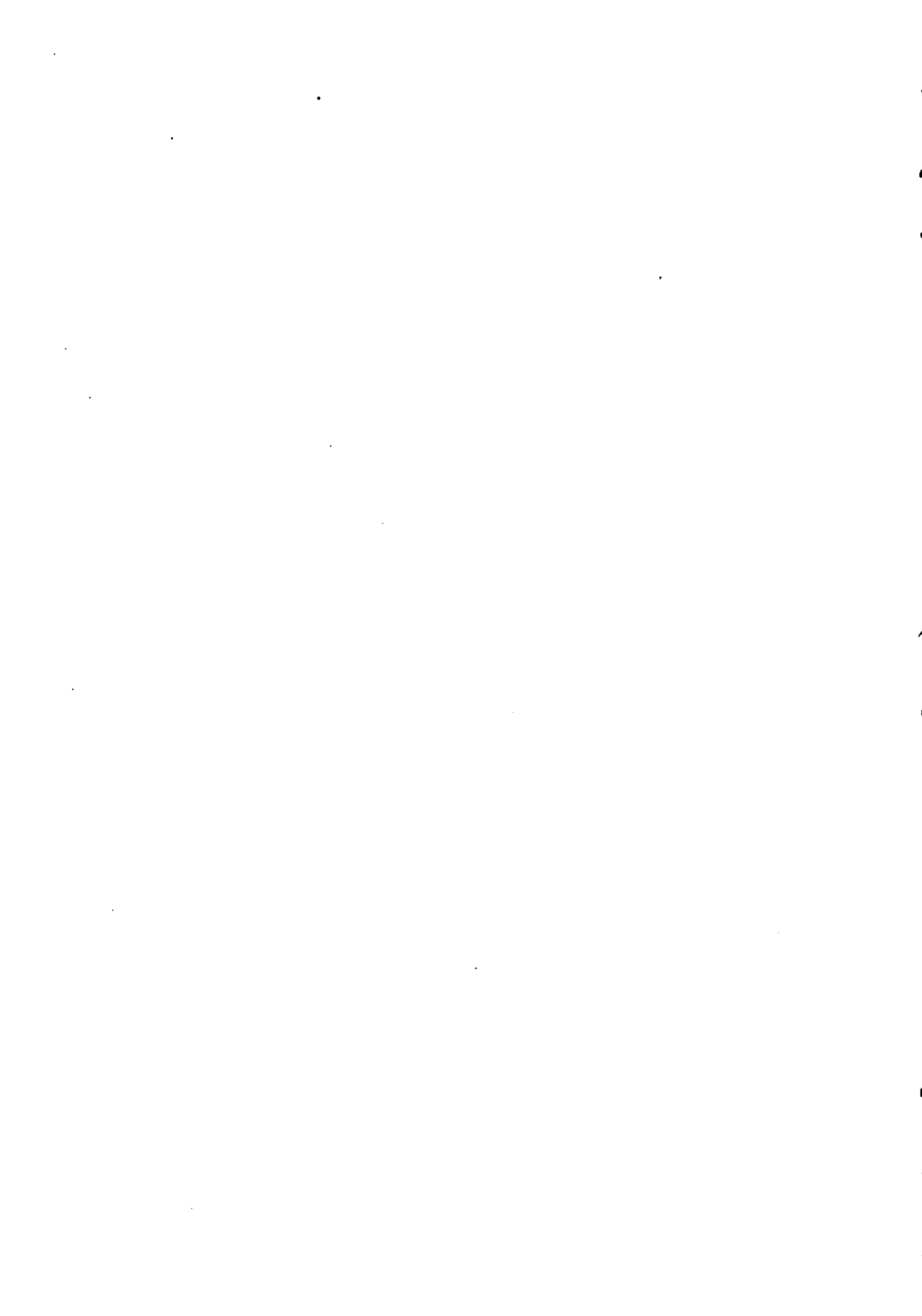


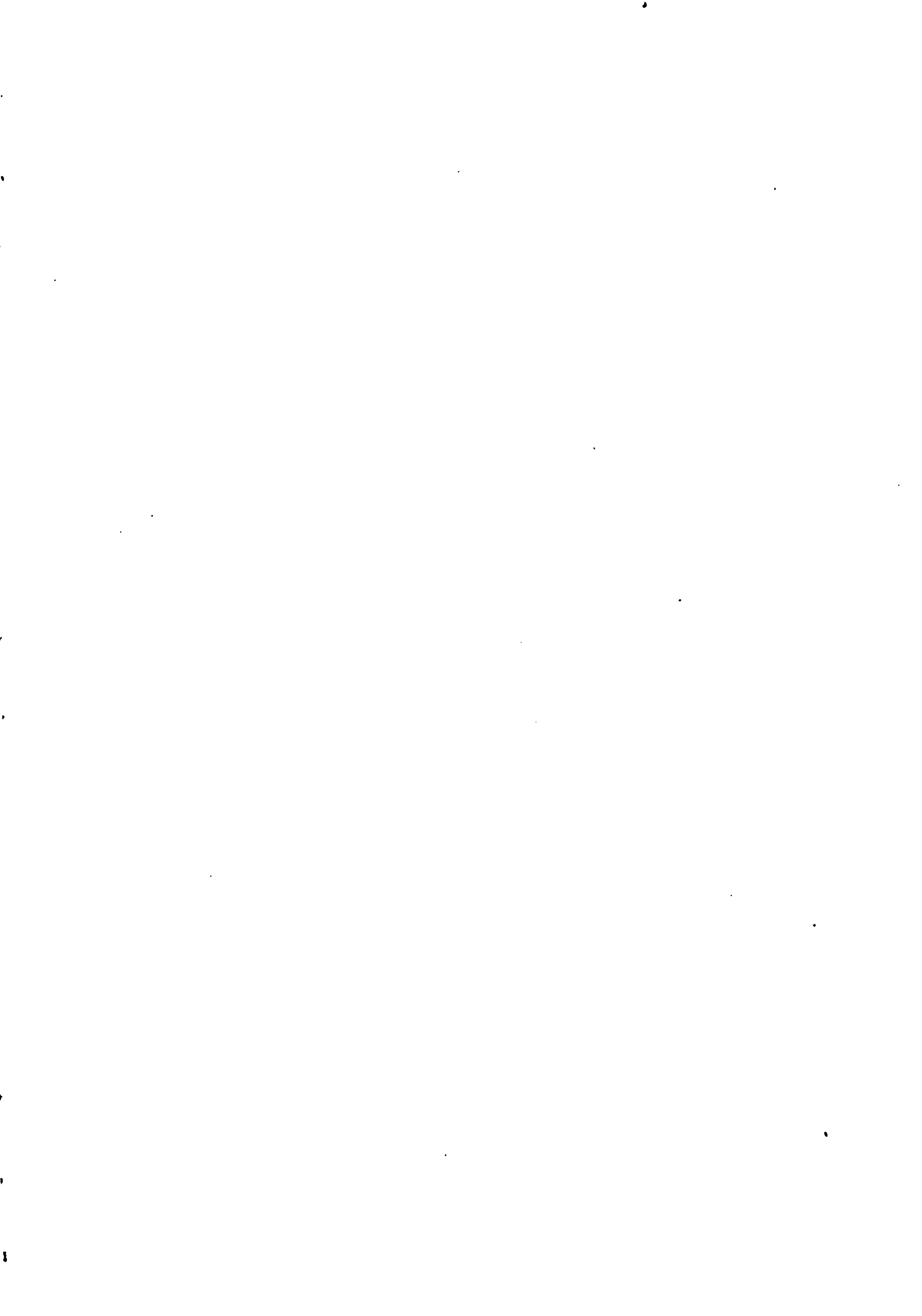



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

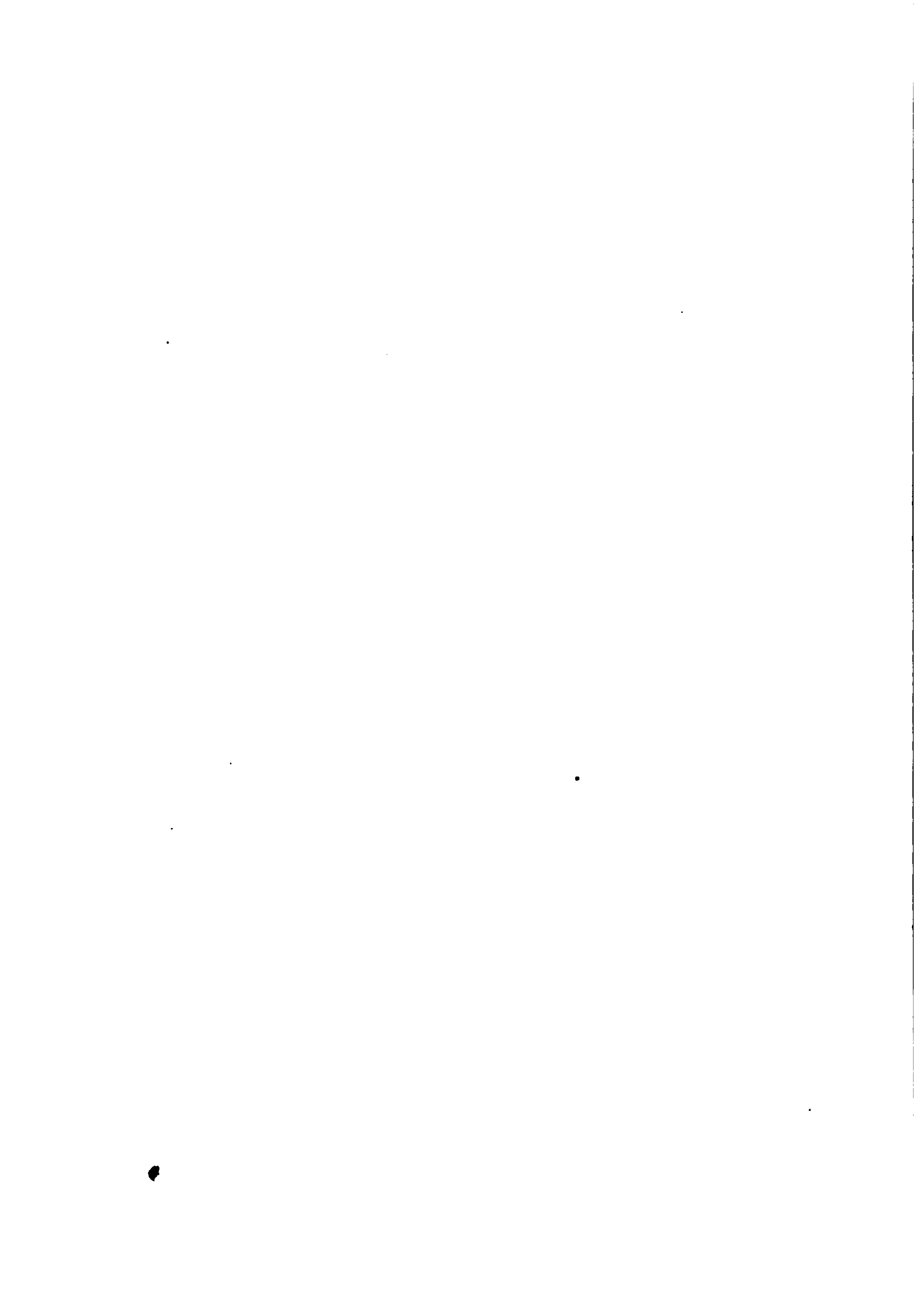












46 Jahre im österreich-ungarischen Heere

Von

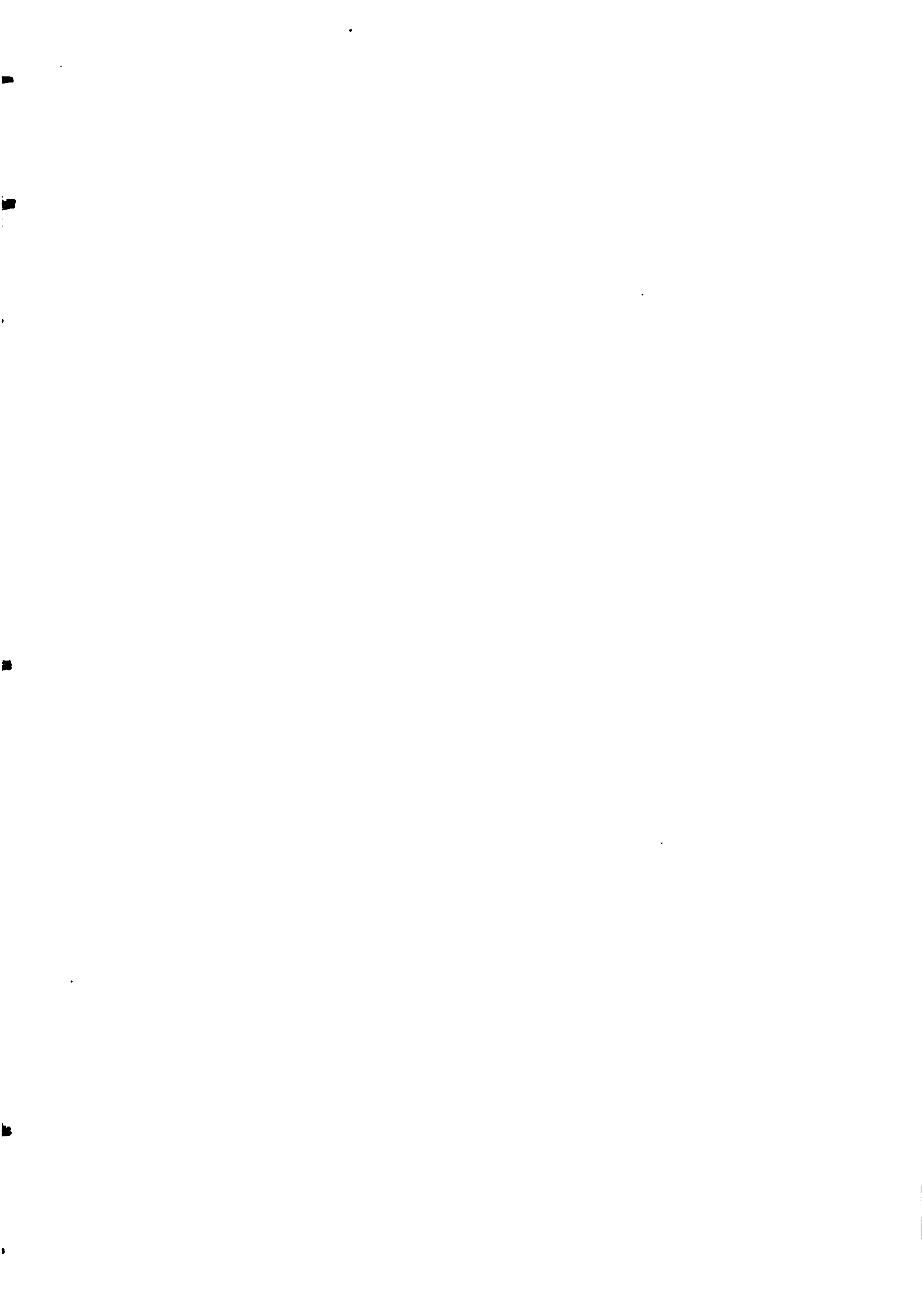
Anton Freiherr v. Mollinary

k. u. k. Feldzeugmeister

1833—1879

Zweiter Band

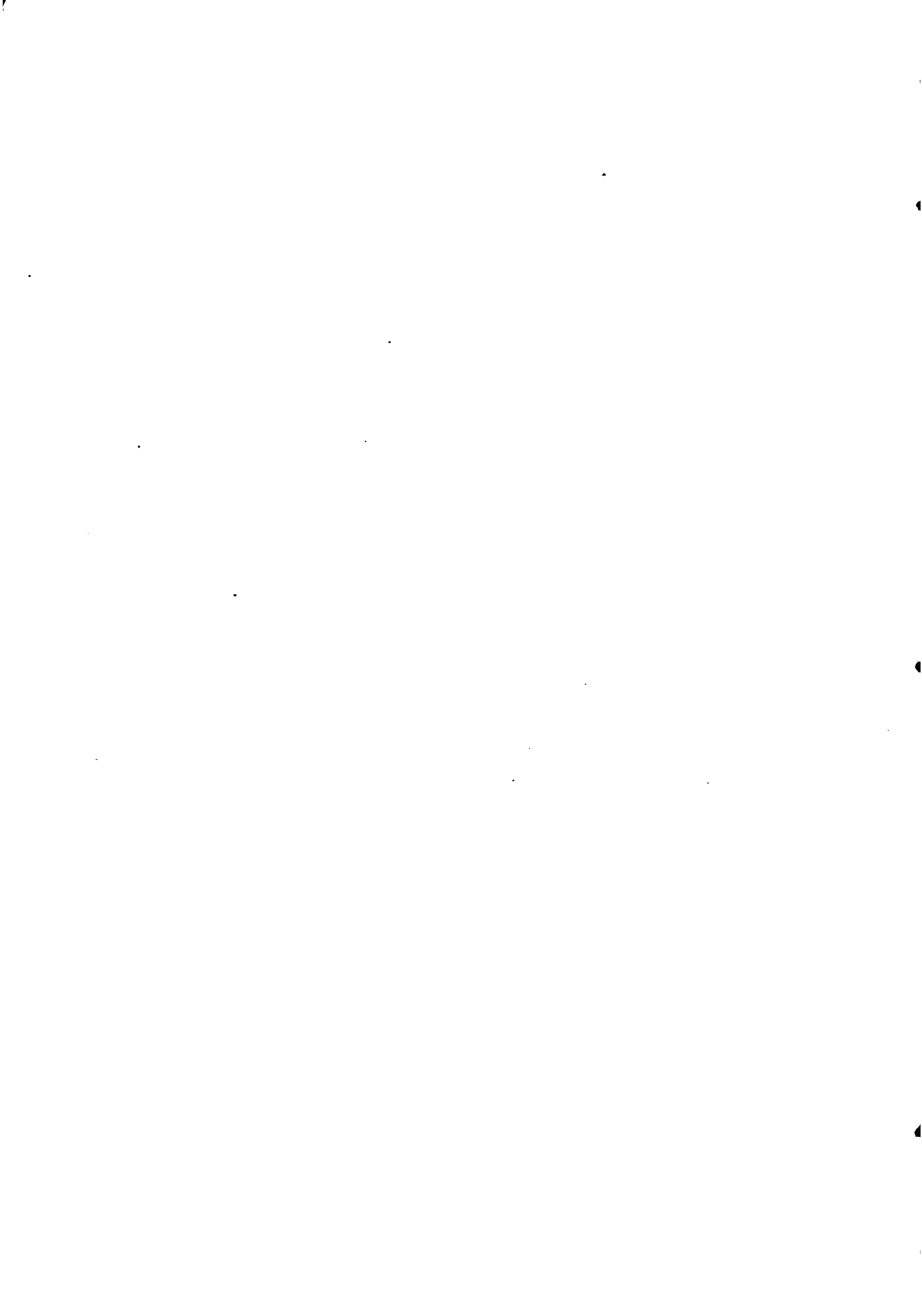
VERLAG : ART. INSTITUT
ORELL FÜSSLI — ZÜRICH





MOLLINARY
als k. u. k. Feldzeugmeister und kommandierender General in Agram 1877.

Sechsundvierzig Jahre
im österreich-ungarischen Heere



Anton Freiherr v. Mollinary
k. u. k. Feldzeugmeister

Sechsundvierzig Jahre im österreich-ungarischen Heere 1833—1879

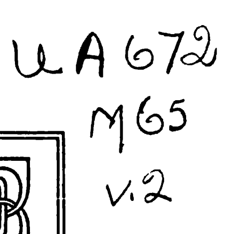
Zweiter Band

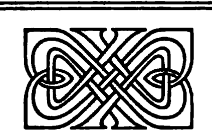


ZÜRICH 1905
VERLAG : ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI

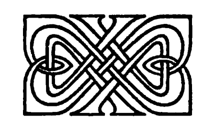
Die mit der Herausgabe dieses Buches beauftragten trauernden Hinterbliebenen glauben eigens bemerken zu müssen, dass nicht nur der Text vom Verfasser stammt, sondern auch die beigegebenen Karten und Skizzen von ihm selbst gezeichnet und ausgeführt sind. Eine kleine Eigenmächtigkeit — für die der Leser ihnen hoffentlich Dank wissen wird — haben sie sich dagegen durch die Beigabe einiger Porträts des Verewigten erlaubt; eine Ergänzung des Buches, an die er selbst in seiner grossen Bescheidenheit nie gedacht haben würde.

Druck: Art. Institut Orell Füssli in Zürich.





INHALT
des zweiten Bandes

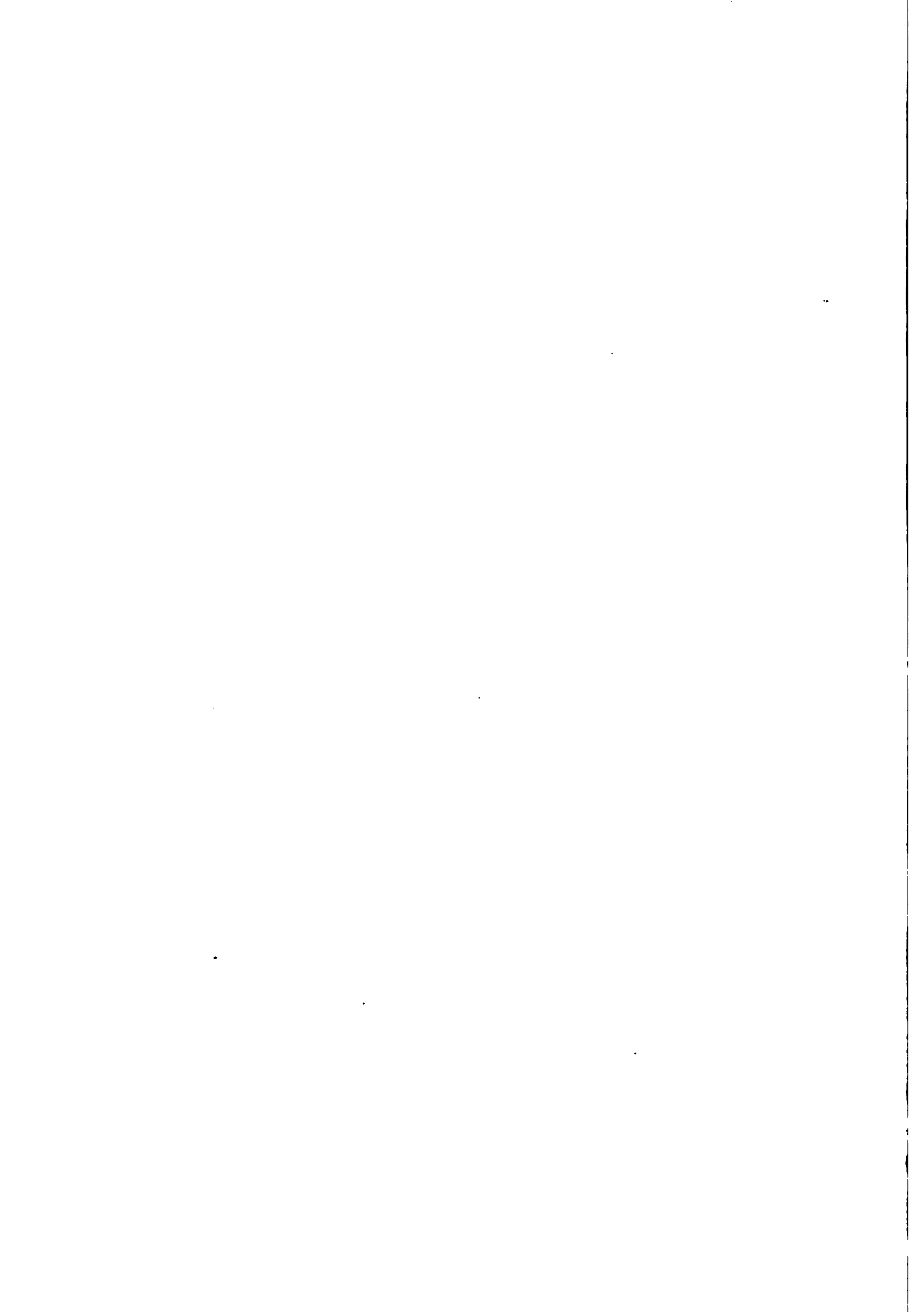


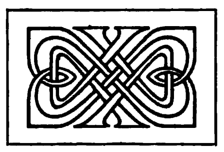
Seite

Karten:

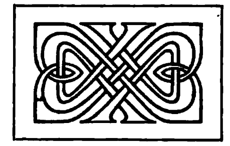
Illustrationen:







VI. Periode
1858



Brigadier in Mailand

Die Armee in Italien nach Radetzky. — Taktisches Exerzieren. — Felddienst. Scheibenschiessen. — Corpsmanöver. — Zustände in Italien. — Nach Ancona.

DIE Einteilung zur Armee in Italien und in die Station Mailand, wo der grösste Teil meiner Brigade [1]) sich befand, war mir erwünschter, als jede andere es gewesen wäre, sowohl aus dienstlichen, als auch aus privaten Gründen. Meine genaue Kenntnis unserer italienischen Provinzen; ein Armeekommandant, FZM. Graf Gyulai, der mich immer mit besonderem Wohlwollen behandelt hatte; dessen Generalstabschef, Oberst Ringelsheim, einer meiner besten Freunde; endlich die Nähe meiner in der Provinz Como begüterten Schwiegereltern — alles das liess mich meine Bestimmung nach Mailand mit einer gewissen Freude begrüssen.

Aber schon nach kurzem Aufenthalte wurde ich zu meinem grossen Leidwesen gewahr, dass die Zustände der Armee in Italien, seit ich diese nicht mehr gesehen, eine bedeutende Änderung im ungünstigen Sinne erfahren hatten. Man sah, die kluge, leitende Hand fehlte; von der grossen Manövrierfähigkeit, die unter Radetzky

[1]) Sie bestand aus: dem 32. Infanterie-Regimente (3 Bataillone) in Mailand, dem 3. Kaiserjäger-Bataillon in Piacenza, dann den vierten (Ergänzungsbezirks-) Bataillonen des 38., 43. und 55. Regiments in Brescia, Bergamo und Monza.

Die Garnison von Mailand bestand aus: 5 Infanterie-Regimentern, 1 Kavallerie- und 1 Artillerie-Regimente. An Generalen befanden sich daselbst: 1 Corpskommandant, 3 Divisionäre, 5 Brigadiere und 1 Stadtkommandant.

die Truppen ausgezeichnet, war nichts mehr zu bemerken. Die Veränderung, die sich mit dem Geist zugetragen, tat sich in einem blasierten, absprechenden Wesen kund, welches peinlich mit der einstigen Begeisterung kontrastierte. Selbst das Andenken des einstigen Abgottes wurde nicht geschont. In Kreisen, die über alles aburteilten, hörte man die Ansicht aussprechen, dass der Feldmarschall seine grossen Erfolge mehr dem Glücke und der Gunst des Zufalls, als sich selbst zu verdanken gehabt.

Die so sprachen, waren allerdings Dilettanten, unfähig, Talente wie das Radetzkys zu würdigen, und die sich über ihr eigenes ungenügendes militärisches Wissen und Können zu trösten suchten, indem sie fremde Verdienste herabsetzten.

Gewiss hatte Radetzky viel und grosses Glück im Leben gehabt, aber dasselbe bestand zunächst darin, dass er in Zeiten und unter Verhältnissen lebte, die der Verwertung seiner seltenen Eigenschaften günstig waren. Jeder unbefangene Beurteiler muss seine grossen Anlagen, seine reiche Erfahrung, ausserordentliche Tatkraft, Ausdauer und Menschenkenntnis, seinen seltenen Scharfblick und die Geschicklichkeit anerkennen, die er in der Behandlung seiner Leute besass; Eigenschaften, die, wenn sie ausnahmsweise bei Einem Manne sich vereint finden, ihn immer zu Aussergewöhnlichem befähigen. Übrigens hat er seine Erfolge nicht einfach vom Baum gepflückt, sondern sie in mühseliger, langjähriger Arbeit vorbereitet. Seiner Energie und unbeugsamen Ausdauer im Durchsetzen des einmal als gut Erkannten ist es zu danken, dass bei der von ihm seit dem Jahre 1831 befehligten Armee regelmässige Sommer- und Herbstübungen mit gemischten Waffen in allen Stärkeverhältnissen und auf den verschiedensten Terrains stattfanden, zu einer Zeit, wo in anderen Generalaten von derlei noch nicht die entfernteste Rede war.

Seine Weisungen waren es auch, nach denen der ihm unterstehende Generalstab, unter Leitung seines Chefs, Oberst Hess, in den Jahren 1831 bis 1834 jene erste Feld- und Manövrier-Instruktion ausgearbeitet hat, welcher unsere italienische Armee ihren, für die damalige Zeit sehr hohen Standpunkt taktischer Ausbildung und Manövrierfähigkeit dankte.[1])

[1]) Die unter Radetzky in den Jahren 1831 bis 1842 vorgenommenen Truppenübungen wurden von seinem Generalstabe in einem umfangreichen, mit vielen Plänen versehenen Werke eingehend geschildert. Dieses nur als Manuskript be-

Die musterhaften Operationen in den Kriegen 1848 und 1849 in Italien waren allerdings nicht den Ideen Radetzkys entsprungen, sondern jenen des zum zweiten Male an seiner Seite tätigen Hess; aber auch hier war bei der Ausführung die belebende und treibende Kraft wieder Radetzky.

Er hat, wie kein anderer seiner Zeit, es verstanden, durch persönliche Einwirkung den guten Geist in der Armee zu wecken und zu erhalten; aus diesem guten Geiste gingen wieder jene strenge Pflichterfüllung und hingebende Arbeitsfreudigkeit hervor, die immer eine erste Bedingung zum Erfolge im Kriege bilden.

Lange bevor sich die vorzügliche Ausbildung unserer Armee unter Radetzky auf dem Schlachtfelde betätigte, hatte sie schon die Aufmerksamkeit des Auslandes erregt und sich das unbeschränkte Lob der vielen Offiziere errungen, die von fremden Armeen zu den jährlichen Herbstwaffenübungen entsendet wurden.

Im Organismus der Armee war kein Teil, dem Radetzky nicht rechtzeitig die nötige Aufmerksamkeit zugewendet, mit dem er sich nicht in seiner ebenso lebhaften, wie ausdauernden Weise beschäftigt hätte. Mit richtigem Blicke die jeweiligen Bedürfnisse erkennend, aus den Anträgen das beste herausfindend, schlug er meist den richtigen Weg zum Ziele ein, und verstand es auch, alle zur Erreichung desselben erforderlichen Kräfte in Bewegung zu setzen. Unermüdlich in seiner Sorge für die Armee, widmete er ihr sein ganzes Denken und Handeln.

Als mit dem zunehmenden Alter auch sein ausserordentlich widerstandsfähiger Organismus dem Naturgesetze zu unterliegen, seine Geisteskraft, Energie und Ausdauer zu erlahmen begannen, auch Güte in Schwäche überzugehen anfing, konnte dies auf den Zustand der von ihm befehligten Armee nicht ohne nachteilige Folgen bleiben.

Der Versuch, solche durch Heranziehung eines tatkräftigen Beistandes, des nach dem Kriege 1849 zu seinem Generalstabschef ernannten Generals Benedek, zu paralysieren, gelang nur zum Teile. Benedek fühlte sich auf diesem Posten, wie schon erwähnt, nicht behaglich. Unausgesetzte geistige Anstrengungen entsprachen weder seiner Anlage, noch seinen Neigungen. Schon nach kurzer Zeit begann er die Versetzung auf einen selbständigeren und

---

stehende Werk gelangte von Radetzkys Sohne Theodor als Geschenk in meinen Besitz, und wird von mir dem Kriegsarchiv in Wien übergeben werden.

ausschliesslicher militärischen Posten anzustreben, was ihm freilich erst sieben Jahre später, nach Radetzkys Versetzung in den Ruhestand, gelang.[1])

In dieser Epoche ihres Niederganges erhielt Gyulai das Kommando über unsere Armee in Italien. Er war leider nicht der Mann, um diesen Niedergang aufzuhalten. Zwar besass er einen scharfen Verstand, hatte aber erst in reifen Jahren versucht, sich ein höheres militärisches Wissen zu erwerben, und kam in diesem Streben nicht weit. Dann war er wohl ein gerader, offener Charakter, aber wenig glücklich in der Behandlung seiner Untergebenen. Obgleich keineswegs gemütlos, beobachtete er Rücksichten und gute Lebensart nur Personen gegenüber, die ihm sympatisch waren, verletzte die übrigen durch einen Sarkasmus, der ihm gewohnheitsmässig anhaftete und selbst bei dienstlichen Gelegenheiten seine Bemerkungen und Ausstellungen durchwürzte. Diese zur Schau getragene Geringschätzung der niedriger Gestellten konnte weder durch das viele Gute, das er Offizieren erwies, noch die von ihm geübte grosse, echt ungarische Magnatengastfreundschaft wett gemacht werden.

Seine Gewissenhaftigkeit hat er zu Anfang des Jahres 1859 in einer Weise betätigt, die seinem Stolze nicht leicht gefallen sein mag. Als der Ausbruch eines Krieges in Italien nicht mehr zu bezweifeln war, erklärte Gyulai dem ersten Generaladjutanten des Kaisers offen, dass er sich nicht die Fähigkeit zutraue, die Armee in einem Kriege gegen die Franzosen mit Aussicht auf guten Erfolg zu führen; er glaube sich sonach verpflichtet, die Enthebung von seinem Posten zu erbitten.

Diesem Ansuchen wurde aber erst entsprochen, nachdem die erste Periode des unglücklichen Krieges bewiesen hatte, dass Gyulai sich bezüglich seiner Eignung zum Feldherrn nicht unrichtig beurteile.

Die Mehrzahl unserer damaligen Generale war noch ohne militärische Schulbildung in die Armee getreten, und meinte, mit den

---

[1]) Benedek erhielt das Kommando über das vierte Corps in Lemberg, fühlte sich aber auch hier nicht wohl. Er hatte zu wenig zu tun und «langweilte sich höllisch» (um seine eigenen Worte zu gebrauchen). Mit seinem Armee-Kommandanten am selben Orte befindlich, betrachtete er sich, wie er in einem Briefe an mich vom 18. März 1858 klagte, «so ziemlich als das fünfte Rad am Wagen».

Es fehlte dem durch so viele vorzügliche Eigenschaften ausgezeichneten Manne eben jenes innere Gleichgewicht, das dem Menschen die Seelenruhe gibt, ihn zu stets gleichmässig freudiger Tätigkeit befähigt.

empirisch erworbenen fachlichen Fertigkeiten, dem bisschen Wissen, das ihrer gründlichen Kenntnis des Abrichtungs- und Exerzierreglements entsprang, auslangen zu können.

Die Beförderung in den Offizierschargen bis zum Hauptmann und Rittmeister war grossenteils noch den Regimentsinhabern eingeräumt, welche auch das Vorschlagsrecht zur Beförderung in den Stabsoffizierschargen ausübten. Bei der mangelhaften Art aber, wie für die Vor- und Fortbildung gesorgt war, vermochten auch jene unter den Inhabern, welche es mit ihrer Stellung ernst nahmen und sich redlich bemühten die Intelligenz im Offizierscorps zu heben, nur selten die nötigen geeigneten Elemente aufzubringen.

Die Gedanken der Offiziere waren mit geringen Ausnahmen weniger ihrem Berufe, als Allotrien aller Art, meist den verschiedensten Zerstreuungen zugewandt. Jene wenigen aber, die im Drange nach höherem militärischen Wissen Privatstudien betrieben, fanden statt Unterstützung oder auch nur Aufmunterung nichts als Spott, und wurden ironisch «Schriftgelehrte» genannt.

Bei der taktischen Ausbildung der gut disziplinierten, vom besten Willen erfüllten und leicht lenkbaren Truppen drehte sich alles nur um die Form. Diese möglichst vollkommen sich anzueignen, war man ausschliesslich bestrebt; man sah in ihr nicht bloss das Mittel, sondern den Zweck.

Beim Exerzieren, selbst mit ganzen Brigaden, auf dem Castellplatze in Mailand war das Streben nur dahin gerichtet, in kürzester Zeit auf dem beschränkten Raume möglichst viele verschiedene Aufstellungen vorzunehmen. Dieser schnelle Wechsel taktischer Grundformationen ergab durch die tadellos durchgeführten Übergangsbewegungen kaleidoskopische Bilder; die grosse Ruhe und Präzision, mit der alles vor sich ging, imponierte nicht nur dem Laien, sondern auch manchem Fachmann, und brachte ihm die höchste Meinung von der Kriegseignung der betreffenden Truppen bei. Dass damit nur eine erste Stufe taktischer Ausbildung erreicht sei und das Ganze, wenn nicht in höherer Richtung ergänzt, zum blossen Kultus der Form herabsinke, erkannte man an massgebender Stelle nicht.

Ein 1858 erschienenes Buch: «Der gemeine Infanterist», warf interessante Schlaglichter auf die Art und Weise, in welcher höhere Generale damals das allgemeine Beste zu fördern meinten.

Der Verfasser, ein Feldmarschalleutnant und Truppendivisionär zu Mailand, verfolgte mit seiner Broschüre den Zweck, dem Soldaten Zucht und Ordnung noch vollkommener beizubringen, als es nach den Dienstbüchern zu erreichen möglich war. Er hatte aus letzteren alles, was den «Gemeinen Mann» betraf und sein Tun und Lassen ausserhalb des Gefechtsfeldes regelte, ausgezogen, es eingehend erläutert und weitläufig ergänzt; alles, ohne dass irgend ein Bedürfnis dafür vorhanden gewesen wäre, denn unsere Dienstvorschriften waren eben so verständlich verfasst, als erschöpfend in Bezug auf das Thema.

Diesen General traf ich einmal in seinem Dienstzimmer, als er eben, das Abrichtungsreglement in der Hand, einen seiner besonderen Anhänger (Oberst T... y, Kommandant eines der beiden Regimenter meiner Brigade) Griffe mit einem Infanteriegewehre ausführen liess, um zu ermitteln, wie der Text jener Sätze des Reglements, die das Präsentieren beschreiben, zu ergänzen, beziehungsweise abzuändern wäre, damit dieser Paradegriff noch schöner ausfalle als vorgeschrieben.

Als hätten unsere Soldaten in dieser Hinsicht nicht schon das Höchste geleistet, was man vernünftigerweise fordern konnte!

Die Szene schien wie aus einem Bilde der steifen, geistlosen Zopfzeit des vorigen Jahrhunderts herausgeschnitten. Ich hatte Mühe, meine ernste Miene zu bewahren. Dem betreffenden General war indes der auf mich hervorgebrachte Eindruck nicht entgangen, und so beeilte er sich, den Vorgang kurz und nicht ohne einige Verlegenheit zu rechtfertigen, bevor er auf den Zweck meines Erscheinens bei ihm überging.

Überhaupt war, Ergänzungen und Erläuterungen zu den Dienstvorschriften zu verfassen und an die Truppen hinauszugeben, besonders bei den Kommandanten der Infanterie-Regimenter damals zur Manie geworden. Einer bemühte sich, den anderen zu überbieten. Dadurch entstanden solche Unterschiede in der elementaren Ausbildung der Truppen, dass von einem Regiment in ein anderes versetzte Offiziere sich die erste Zeit wie Rekruten fühlten, die alles noch zu lernen hatten.

Zur Übung des Sicherheitsdienstes in der Bewegung und in der Ruhe, dann zur Beendigung des Scheibenschiessunterrichtes, für welchen in Mailand nur beschränkte Gelegenheit vorhanden war,

wurden bei beginnendem Frühjahr die Brigaden einzeln für je drei Wochen auf das Land verlegt; und zwar seit vielen Jahren nach Barlassina, auf halbem Wege von Mailand nach Como, wo das hügelige, teils bebaute oder waldige Kultur-, teils offene Heideterrain sich zur Vornahme der erwähnten Übungen gut eignete. Vom zeitraubenden Garnisonsdienste befreit, durch die Zerstreuungen der grossen Stadt nicht mehr abgelenkt, hätte die Infanterie da sehr vieles lernen können, wären die Übungen nicht mechanisch, nach im vorhinein festgesetzten Mustern ausgeführt worden.

Auch die zunehmende Wichtigkeit der Handfeuerwaffen wurde erst von wenigen erkannt, von der Mehrzahl immer noch die Bajonettspitze weit über die Kugel gestellt; an eine zweckmässige Benützung beider aber dachte niemand. Das Scheibenschiessen galt, ausgenommen bei der Jägertruppe, für eine lästige vorgeschriebene Nebenbeschäftigung, die man so schnell als möglich abzutun bestrebt war. Versuche, durch gemeinsame Offiziersschiessen das Vertrauen zu dem eben erst mit gezogenen Läufen versehenen Gewehre[1]), wie überhaupt das Interesse am Schiessen zu heben, hatten nur geringen Erfolg.

Die Herren betrachteten den Aufenthalt am Schiessplatz hauptsächlich als Gelegenheit zu geselligem Zusammenkommen. Es kostete Mühe, jeden einzelnen auf den Schiesstand zu bringen, damit er die vorgeschriebene Zahl Schüsse abgebe. Sobald dies — ob gut ob schlecht, galt gleich — geschehen war, eilte man fort, um die unterbrochene Unterhaltung wieder aufzunehmen, es einigen passionierten Schützen und Jägern überlassend, sich mit der «langweiligen Geschichte» gründlicher abzugeben.

Zu den grossen Herbstmanövern des 5. Corps wurden die in Mailand und den benachbarten Städten der Lombardei dislozierten fünf Brigaden, dann ein Kavallerieregiment und acht oder neun (sechs- und zwölfpfündige Fuss-, sowie sechspfündige Kavallerie-) Batterien, nach den Ortschaften im bekannten Manöverrayon bei Soma verlegt.

Am linken Tessinufer unterhalb des Lago Maggiore gelegen, wies dasselbe alle Formen des Hügellandes, ebenen wie durch-

[1]) Spitzkugel-System Lorenz-Wilkinson, mit 64 Millimeter Bohrungsdurchmesser, flacherer Flugbahn als die glatten Läufe und von grösserer, bis zu 900 Schritten reichender Tragweite.

schnittenen, bebauten wie unbebauten, offenen wie bedeckten Bodens auf, kurz, es war ein Manöverterrain, wie man es für gewöhnliche Übungen mit grösseren, aus allen drei Waffen kombinierten Körpern zweckmässiger nicht wünschen konnte.

Meine Brigade war in Verigate, am südlichen Fusse grösserer bewaldeter Höhen, vier Kilometer von Sesto Calende und dem unteren Ende des Sees untergebracht. Die Konzentrierung dauerte sechs Wochen, vom 26. August bis zum 4. Oktober.

Zuerst wurde der Vorpostendienst von den Brigaden einzeln geübt.

Über die Art und Weise der Verteilung der Truppen als Vorposten, ein paar Hauptaufstellungen für jeden Rayon, hatte sich der Armeekommandant nach den Bestimmungen des Reglements ein Schema zusammengestellt. Nach diesem beurteilte er das Vorgehen bei den Übungen, nicht bloss im grossen, sondern auch im kleinen und einzelnen, bis zu den Feldwachen und Vedetten herab, und tadelte alles als verfehlt, was nicht ganz genau seinem Muster entsprach; auch dann, wenn die Postierung durchaus im Geiste des Reglements geschehen, und die angestrebte Sicherung vollkommen erreicht war.

Diejenigen Truppenkommandanten, denen es gelang, in den Besitz dieser Muster zu kommen, ernteten, wenn sie sich daran hielten, Lob, war auch ihr rein mechanisches Vorgehen weder der Truppe, noch ihnen selbst von irgend einer Belehrung gewesen.

Man zeigte mir im Manöverrayon den Besitzer einer Mühle am Stromabache und erzählte, dass dieser intelligente und gutmütige Italiener, wenn er die Vorposten auf den zu besetzenden Punkten nicht genau so verteilt sah, wie er es gewohnt war, dem leitenden Offizier in respektvoller Weise seine wohlgemeinten Bemerkungen machte: «Perdoni, Signor Capitano; mi permetto di avvertirla che, se Lei lascia qui 10 e là 15 Soldati, invece di mettere qui 15 e là 10, Sua Eccellenza sarà malcontento e Lei avrà dispiaceri!» (Verzeihen Sie, Herr Hauptmann, wenn ich aufmerksam mache, dass, wenn Sie hier 10 Soldaten und dort 15 aufstellen, statt umgekehrt hier 15 und dort 10, Seine Exzellenz unzufrieden sein und Ihnen Verdruss bereiten wird.)

Am Tage des Einrückens in die Kantonierungsstation kam einer der Regimentskommandanten meiner Brigade und meinte, nicht ohne einige Verlegenheit: «Ich bringe da eine Zeichnung, die

ich mir unter der Hand verschafft habe, und aus welcher die Verteilung der Vorposten in den uns zugewiesenen Rayons zu entnehmen ist, genau so wie es Seine Exzellenz der Kommandierende verlangt. Wenn wir es anders machen, als es da steht, haben wir es mit ihm zu tun.»

Unangenehm berührt, wies ich die Zeichnung zurück und erklärte dem wohlmeinenden Warner: dass Übungen, nach einem toten Schema gemacht, gar keinen Nutzen bringen, weil die Offiziere, des Denkens überhoben und an selbständiges Handeln nicht gewöhnt, im Felde, wo es keine solchen Vorlagen gibt, ratlos dastehen würden. Dass dagegen von Übungen, die derartiger Faullenzer entbehren, selbst jene belehrend wirken, welche fehlerhaft sind, weil sie, ruhig und ohne Tadel besprochen, zur Klärung und Richtigstellung der Ansichten, zur Förderung der Beurteilungsfähigkeit beitragen. Auch seien solche erste Übungen, wie die nun beabsichtigten, blos eine Schulung, und noch keine Prüfungen.

Der Oberst, ein gemütlicher alter Herr (derselbe, der mit dem schon erwähnten Divisionär die Vorschrift über das Präsentieren vervollkommnen wollte), verliess mich mit etwas betroffenen Entschuldigungen, wobei er sich gedacht haben mag: «Mein junger Herr Brigadier wird zu seinem Schaden schon noch einsehen, wie gut ich es mit ihm meinte!»

Bei der hierauf folgenden Übung, die ich eigens so eingerichtet hatte, dass an ein Reiten des alten Schimmels nicht zu denken war, kam der Kommandierende gerade herbei, als ich die Art und Weise der Aufstellung eines grösseren Postens unter Hinweis auf den supponierten Gegner als unzweckmässig bezeichnete und besprach. Seine Exzellenz hörte, sich jeder zustimmenden wie widersprechenden Bemerkung enthaltend, ruhig zu. Am selben Abend, nach dem Diner im Hauptquartier Sena, zu welchem wir Generale von Gyulai ein für allemal geladen waren, wurde ich aufgefordert, an der Whistpartie des Kommandierenden teilzunehmen. In einer Pause während des Verteilens der Karten sagte der hohe Herr plötzlich zu mir: «Sie können, lieber Mollinary, eine grosse Freude über den Grad der Ausbildung haben, den ihr Regiment im Vorpostendienste bereits besitzt».

Nun war die Reihe des Betroffenseins an mir. Doch auch ich schwieg, wie es der Oberst getan, als ich die angebotene Skizze zurückgewiesen; nur dürften unsere beiderseitigen Gedanken dabei wesentlich verschiedener Art gewesen sein.

Bei einem Manöver Brigade gegen Brigade hatte die meine auf schmalen Wegen, zwischen Weingärten hindurch, welche nicht betreten werden durften, eine vorliegende offene Haide zu gewinnen, und auf dieser offensiv gegen den Gegner vorzugehen. Letzterem war ein ganzes Ulanenregiment zugewiesen, während meine Brigade ganz ohne Kavallerie war.

Ich musste demnach auf wiederholte Reiterangriffe gefasst sein, und empfahl den Unterkommandanten die grösste Aufmerksamkeit und Vorsicht, um nicht überrumpelt zu werden.

Wie vermutet, so geschah es auch. Kaum hatte die Spitze meines Gros unter dem Schutze einer Vorhut begonnen, aus den Weingarten-Defilés zu debouchieren, so stürmten auch schon die in Bodensenkungen verdeckt aufgestellt gewesenen Escadronen heran. Die bedrohten Abteilungen formierten rechtzeitig Klumpen und Carrés, und gaben auf die Kavallerie ein heftiges Feuer ab. Da wir weder überrascht, noch taktisch in Unordnung geraten waren, vielmehr die Attake reglementsmässig abgewiesen hatten, setzten wir mit vollem Rechte, sobald die Kavallerie aus unserem Gesichtskreise verschwunden war, die unterbrochene Bewegung wieder fort. Es dauerte aber nicht lange, so brach jene erneut aus ihrer Deckung hervor und attakierte. Die angegriffenen Bataillone, sowie die zwischen ihnen befindliche Batterie benahmen sich den Vorschriften entsprechend, und nötigten die Reiterei zum abermaligen Rückzuge. Neuerliche kurze Vorrückung in Gefechtsordnung, neuerlicher Kavallerieangriff mit gleich negativem Resultate wie die früheren. So ging es noch einigemale fort; das Vorgehen der Kavallerie hatte längst keinen Sinn mehr, denn im Ernstfalle hätte sie solche Verluste erlitten, dass ihr die Wiederholung der Angriffe nicht möglich gewesen wäre.

Das ganze sonderbare Manöver hatte sich unter den Augen des Armee- und des Corpskommandanten abgespielt, die mit ihren Suiten auf einem nahen Aussichtshügel Aufstellung genommen hatten und sich an der Sache offenbar belustigten.

Schiedsrichter bestanden noch keine; zur Manöverleitung zu reiten, durfte ich bei der Nähe der gegnerischen Kavallerie nicht wagen. So blieb mir nichts anderes übrig, als mich in Geduld zu fügen und, so oft die Kavallerie erschien, vom nächsten Carré aufnehmen zu lassen, wo ich dann nicht aufhörte, Ruhe und immer wieder Ruhe zu empfehlen.

Diese letztere zu bewahren, gelang jedoch dem Kommandanten

eines der den Reiterangriffen am meisten ausgesetzten Bataillone, einem Major Arzt, nicht. Als ihm die Sache gar zu toll wurde, liess der leicht erregbare Siebenbürger Sachse — (es war bei der fünften oder sechsten Attake) — das Sturmsignal blasen, und ging mit der dem Angriffe zugewendeten Front des Carrés zum Gegenangriffe vor.

Die Ulanen, auf derlei nicht gefasst, vermochten nicht rechtzeitig innezuhalten. Viele stürzten beim plötzlichen, heftigen Parieren der Pferde, einige gerieten zwischen die Bajonette und rissen deren Träger im Fallen zu Boden. Es war erschreckend, all das bunte Chaos: Pferde, Reiter und Fussoldaten in einem wimmelnden, zappelnden Haufen daliegen zu sehen, die Flüche und Schmerzensrufe zu hören, die in allen Sprachen ausgestossen wurden.

Jetzt endlich fand sich die Manöverleitung bewogen, einzuschreiten. Die Herren waren herbeigejagt, schrien und donnerten durcheinander.

Bald war die Ordnung wieder hergestellt. Merkwürdigerweise waren schwere Verletzungen nicht vorgekommen. Major Arzt, mit Arrest belegt, musste sogleich den Manöverplatz verlassen. Sein Benehmen bildete den Gegenstand einer Besprechung und des heftigsten Tadels. Aber darüber, ob das Vorgehen der Kavallerie ein richtiges gewesen oder nicht, fiel kein Wort. Die Übung wurde kurzerhand als beendigt erklärt, ohne dass es zu einem Zusammenstosse der beiderseitigen Infanterien gekommen wäre.

Für die Manöver im Corps waren übrigens die Dispositionen besser entworfen ...

Die mangelhafte Beherrschung der Taktik seitens vieler Generale war schuld, dass die eigentliche Leitung der Manöver an die zugeteilten, durchgehends geschickten und fähigen Generalstabsoffiziere übergegangen war. Das dadurch in diesen letzteren entstandene grosse Selbstgefühl verleitete manchen zu Übergriffen, auch an der Seite solcher Generale, die durchaus nicht gewillt waren, die Führung der Truppe aus der Hand zu geben. So war auch ich bemüssigt, meinen jungen, mir sonst recht sympathischen Hauptmann wiederholt zu erinnern, dass er *meine* Weisungen auszuführen habe, die eigenen Ideen nur dann, wenn ich sie eigens verlangt und gut geheissen.

Die Eindrücke, die ich von den Manövern heimgebracht, schilderte ich meinem, als Brigadier neu zum 5. Corps in Mailand eingerückten

Freunde, Generalmajor Bils, mit den Worten: «Wenn wir jetzt in einen Krieg mit den Franzosen geraten, so ist uns, bei unserer verfehlten taktischen Ausbildung und Führung, die Niederlage sicher.»

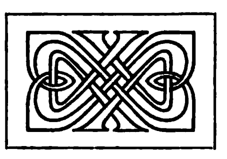
Ein halbes Jahr später hat sich dieses Urteil leider als richtig erwiesen.

Die Freude, die mir die Einteilung bei der Armee in Italien verursacht, war nach den besagten Manövern geschwunden. Ich hatte gehofft, das während mehrjähriger technischer Verwendung in taktischer Beziehung Versäumte in bester Schule nachholen zu können; aber die Enttäuschung hatte nicht auf sich warten lassen. Was ich gelernt, war eigentlich nur, wie man es *nicht* machen soll, um gute Erfolge zu erzielen.

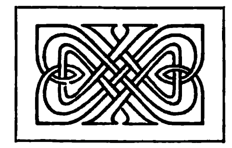
Unter solchen Verhältnissen kam mir meine, Mitte Januar 1859 verfügte Versetzung nach Ancona überaus erwünscht. Ich bekam dort das Kommando der österreichischen Brigade, welche die Besatzung der päpstlichen Festung bildete, somit einen selbständigen, ebenso wichtigen wie interessanten Posten.

Nach den bekannten, folgenschweren Worten, die Kaiser Napoleon III. beim Neujahrempfang 1859 an Baron Hübner gerichtet: «er bedauere, dass die Beziehungen zwischen Frankreich und Österreich nicht mehr so gut seien, wie früher» — stand ein Krieg mit Frankreich und den ihm verbündeten Sarden in naher Aussicht. Es wurden auch gleich unsere Truppen in Italien vermehrt. Schon Mitte Januar traf ein Corps, das dritte, aus Wien in der Lombardei ein. Die Festungen daselbst und im Venetianischen wurden armiert, Proviantvorräte angehäuft. Ancona, seit 1849 von Österreich besetzt, hatte in einem Kriege in Ober- und Mittelitalien als wichtiger Hafen, sowie durch seine Lage als Festung am nördlichen Busen der Adria eine hervorragende Bedeutung. Ich konnte es demnach als Beweis besonderen Vertrauens ansehen, dass man, als der dortige Posten durch die Vorrückung des bisherigen Kommandanten zum Divisionär erledigt worden, mich für denselben ausgewählt.





VII. Periode
1859



Italienischer Krieg

A. Festungskommandant von Ancona.

Reise nach Ancona. — Zustände im Kirchenstaat. — Päpstliche und österreichische Truppen. — Österreichische Kriegsvorbereitungen. — Neutralität des Kirchenstaates. — Hohe Reisende. — Ein Andenken von Pius IX. — Nachrichten vom Kriegsschauplatze. — Die Behörden im neutralen Staat. — Ende der österreichischen Okkupation von Ancona. — Übereinkommen mit dem Legaten. — Sicherheitsmassnahmen. — Verkauf der Verpflegsvorräte. — Befehl an die Truppen. — Abmarsch. — Schicksal Anconas. — Marsch Ancona-Rimini. — Marsch Rimini-Ravenna-Rovigo.

DER kürzeste Weg von Mailand nach Ancona führt bei Piacenza über den Po, dann auf der «Emilia», der alten, vielbetretenen Heerstrasse weiter.

Auf dieser Linie bestanden im Jahre 1859 noch keine Eisenbahnen. Dennoch hätte ich diese Route mit ihrer Achsenfahrt unter Verzichtleistung auf die Bahnbequemlichkeiten des linken Po-Ufers gewählt, um so einen mir weniger bekannten Teil Ober-Italiens, wenn auch nur im Fluge, zu sehen. Allein ich war gezwungen, Verona und Padua zu berühren; ersteren Ort, um beim dortigen Landes-Generalkommando Informationen und Weisungen in Angelegenheiten meiner neuen Bestimmung einzuholen, letzteren, um mich persönlich beim 8. Corpskommando zu melden, dem meine Brigade unterstand. Obwohl der Aufenthalt in diesen Orten dreimal 24 Stunden in Anspruch nahm, und von Padua weiter die Reise per Achse ging, gelangte ich doch, da mir Extrapost bewilligt war, schon am fünften

Tage an den Ort meiner Bestimmung. Meine Familie schlug eine noch viel längere, aber dabei bequemere Route ein: von Mailand bis Venedig auf der Bahn, von da zur See auf einem Lloyddampfer nach Ancona.

Auf der Reise fiel mir die grosse Ruhe auf, die überall herrschte. Sie erzeugte ein fast unheimliches Gefühl. Es begegnete mir auch nicht die geringste Unannehmlichkeit, obwohl ich längere Strecken zu passieren hatte, die von Truppen entblösst waren, und in meiner Begleitung nur ein unbewaffneter Diener sich befand.

Ancona, amphitheatralisch am Nordabhange des östlich steil gegen die See abfallenden Conerischen Vorgebirges gelegen, machte im Jahre 1859 durch sein verwahrlostes Äusseres den Eindruck einer schon im Verfalle begriffenen Stadt.

Vor der Gründung Venedigs der wichtigste Hafen- und Handelsplatz an der Westküste der Adria, Station der römischen Flotte gegen die Illyrier, von den Goten um das Jahr 550, von den Sarazenen um 839 zerstört, besitzt Ancona noch einige, aus der ersten römischen Kaiserzeit stammende Bauwerke (den Trajans-Molo und den Trajans-Bogen), die von der einstmaligen Bedeutung, sowie Reste von alten Befestigungen, die von der militärischen Wichtigkeit des Ortes zeugen.

Bis 1532 war Ancona Republik, wurde dann dem Kirchenstaate einverleibt, bildete Ende des sechzehnten Jahrhunderts ein Kampfobjekt zwischen Österreichern und Franzosen, weiterhin bis zum Jahre 1814 einen Teil des ersten Königreichs Italien, und gelangte schliesslich an den Kirchenstaat, unter dessen Herrschaft es in beklagenswerter Weise herabkam.

Die Verwaltung der vier Kardinal-Legationen und der zwanzig Delegationen oder Provinzen, in die das Patrimonium Petri geteilt war, lag in den Händen hoher geistlicher Würdenträger, denen meist die Vorbildung für politische Administration fehlte, ja, die mitunter auch sonst kein anderes Wissen besassen, als rein kirchliches, wie es eben in den häufig sehr primitiven Priesterseminarien zu erlangen war. Überhaupt erhoffte man damals in vielen Teilen des Landes, wie auch heutzutage noch im Süden, alles vom Talente und der Erfahrung, und legte nur wenig Wert auf ernstes Wissen.

Wohl gab es rühmliche Ausnahmen; so galt der Erzbischof von Perugia, Pecci, der nachmalige Papst Leo XIII., als guter Administrator seiner Provinz.

An der Spitze der Legation Ancona befand sich, als ich dahin kam, Bischof Randi, ein Mann von kaum vierzig Jahren, der Typus eines der erwähnten ungeschulten Beamten, dabei mehr schlau als geistig begabt, immer bestrebt, seine Ziele auf Umwegen zu erreichen.

Auch die Räte und Gehülfen des Landes- und Provinzialchefs waren hier, wie im ganzen Staate, meist ohne fachmännische Bildung. Als Norm galt ihnen häufig nur der Wille der Höheren. So kam es zu jenem, um mich milde auszudrücken, Stillstande in der kulturellen Entwicklung der von Haus aus begabten und kräftigen Bevölkerung, zu jenen bekannten, bedauerlichen Zuständen des Kirchenstaates, welche ich selbst wahrzunehmen Gelegenheit hatte.

Die päpstlichen Truppen bildeten das wenige Gute, das ich im Lande kennen lernte. In den Legationen Ancona und Bologna lag eine aus Infanterie, Kavallerie und Artillerie zusammengesetzte Brigade auf dem flachen Lande verteilt. Die beiden Städte hatten ausschliesslich österreichische Truppen als Besatzung, und nur der päpstliche Brigadier, General Allegrini, eine unbedeutende Persönlichkeit, residierte in Ancona.

Die Truppen waren gut diszipliniert und im allgemeinen auch verlässlich, was hauptsächlich den Fremden zu danken war, meist deutschen Elementen aus der Schweiz und dem südwestlichen Deutschland, die einen ansehnlichen Prozentsatz, sowohl der Mannschaft, als des Offizierscorps bildeten.

Auch eine gute, nach französischem Muster organisierte Gendarmerie war vorhanden.

Meine, die Besatzung von Ancona bildende Brigade bestand aus dem 56. Infanterie-Regimente Baron Gorizutti (Galizianer), und einer sechspfündigen Fussbatterie. Speziell für den Festungsdienst waren mir unterstellt: eine und eine halbe Kompagnie Küsten-Artillerie, ein Detachement Raketeure, eine halbe Geniekompagnie, eine Abteilung der Verpflegsbranche und ein Platz-Kommando. Auch lag zur Disposition des Brigade- und Festungs-Kommandos der Kriegsdampfer Curtatone im Hafen.

Eine für die österreichische Garnison sehr wichtige Persönlichkeit war unser Konsul Aussetz. Er hatte mit meinem Vorgänger stets ein dienstförderndes Einvernehmen unterhalten und sollte, wie dies später erwähnt werden wird, auch mir in schwierigen Momenten eine gute Stütze sein.

Die Festung bestand nur aus einem grossen Umfassungswalle und einer dominierenden Zitadelle, entbehrte sonach der offensiven Manövrierfähigkeit; auch war die Umfassung an einigen Stellen im Schussbereiche der erst neu eingeführten gezogenen Geschütze von vorliegenden Höhen dominiert. Um sie verteidigungsfähig zu machen, bedurfte es, ausser der Instandsetzung des Walles, noch der Erbauung dreier neuer Vorwerke.

Wie Ende Februar an entscheidender Stelle in Wien die politische Lage angesehen und die Entwicklung der bevorstehenden Ereignisse gedacht wurde, zeigte mir ein Brief meines Freundes GM. Rossbacher vom 2. März [1]: «Die gegenseitigen Rüstungen in Frankreich, Sardinien und Österreich beweisen, dass die Diplomatie nicht mehr imstande ist, den gordischen Knoten zu entwirren, den unsere Gegner geknüpft haben. Das Schwert wird ihn durchhauen, wobei aber die Haupthiebe nicht in Italien fallen werden». Nur der erste Teil der Vorhersagung ist eingetroffen.

In Wien glaubte man, auf Deutschlands sofortiges Eintreten in den Krieg gegen Frankreich rechnen zu können. Preussen hatte jedoch, als alter Rivale, natürlich kein Interesse an solcher Unterstützung Österreichs; es wusste die Verhandlungen in die Länge zu ziehen, und so das Zustandekommen eines Bundesbeschlusses im österreichischen Sinne zu vereiteln.

Ausserhalb Preussens erfolgten zwar in den meisten deutschen Staaten Kundgebungen zu Gunsten Österreichs, aber nicht widerspruchslos. Es erhoben sich zahlreiche Stimmen, die vor einer Unterstützung Österreichs in einem italienischen Kriege warnten; erblickte doch eine mächtige Partei eben in der Verdrängung der Österreicher aus Italien die Vorbotin der deutschen Einheit. [2])

Mitte April war Erzherzog Albrecht, der in Aussicht genommene Oberbefehlshaber des Deutschen Bundesheeres, nach Berlin gesendet worden, um im österreichischen Sinne auf den Hof einzuwirken. Dieser Schritt hätte keinen Erfolg. Der König war krank und in Rom abwesend. Sein Bruder und Tronerbe, der Regent Prinz Wilhelm, soll anfänglich geschwankt haben. Später, Mitte Juni, ver-

---

[1]) Rossbacher war seit 1848 immer noch an der Seite und die erste Vertrauensperson des Generalquartiermeisters FZM. Hess, der, wie es im erwähnten Briefe hiess, «jetzt wieder gehört und zu den wichtigsten Beratungen beigezogen wurde».

[2]) Siehe u. a. Ludwig Bambergers damals anonym erschienene Flugschrift: «Juchhe! Juchhe! nach Italien!»

fügte er wohl die Mobilmachung des grössten Teiles der preussischen Armee, aber ohne mit derselben in Aktion zu treten.[1])

Diese trügerischen Hoffnungen auf Unterstützung durch die deutschen Bundesstaaten waren Ursache, dass der grösste Teil unserer nach und nach, Ende Juli, auf 16 Corps mit 885,000 Mann gebrachten Armee für den Krieg am Rhein bestimmt und in den westlichen Ländern der Monarchie aufgestellt wurden, während die in Italien stehende, aus drei Corps gebildete zweite Armee nur allmähliche Verstärkungen erhielt: im Januar, im April und im Mai, jedesmal nur durch *ein* Corps. Als es dann feststand, dass Italien allein das Kriegstheater sein werde, entschloss man sich, noch drei weitere Corps dahinzuschicken, während die Truppen in Tirol auch durch ein Corps verstärkt wurden. Um den 10. Juli, zur Zeit, als die Friedenspräliminarien zustande kamen, gelangte noch ein elftes Corps in die Nähe der operierenden Armee. Weitere zwei Corps wurden bei der Küstenverteidigung verwendet.[2])

Es dauerte einige Zeit, bis zwischen der päpstlichen Regierung und den drei kriegführenden Mächten ein Übereinkommen betreffend die Neutralität des Kirchenstaates zustande kam. «Es sind,» schrieb mir GM. Rossbacher in dem bereits zitierten Briefe, «diplomatische Verhandlungen im Zuge, von deren Ausgange es abhängt, ob Ancona besetzt bleibt oder aufgegeben wird. Es kann daher vorläufig für die Verteidigungs-Instandsetzung noch nichts geschehen.» Zur Zeit, als in Turin das österreichische Ultimatum, «die Rüstungen einzustellen», erfolglos abgegeben wurde, die Bewegungen französischer Truppen aus Frankreich nach Piemont begannen und (30. April) die österreichische Armee den Tessin überschritt, war die Frage der Neutralität des Kirchenstaates noch nicht gelöst. Ich erhielt Befehl, mit dem Baue der zur Verstärkung der Festung projektierten Aussenforts auf dem Monte Pelago, Monte Polito und Monte Marino, so-

[1]) Diese Mobilisierung und überhaupt die Stimmung in Deutschland sollen, was aber erst in später Folge bekannt wurde, doch nicht ohne Einfluss auf das Vorgehen Napoleons III. geblieben sein, ihn vielmehr veranlasst haben, sich nach der Schlacht von Solferino mit der Lombardei zu begnügen, während sein Piemont gegebenes Versprechen ihn verpflichtete, den Österreichern auch das Venetianische zu entreissen.

[2]) Eingehende Schilderungen dieser sukzessiven Verlegung der Armee auf den italienischen Kriegsschauplatz, sowie interessante Mitteilungen aus den politischen Verhandlungen vor und während des Krieges enthält das 1872 erschienene offizielle österreichische Werk: «Der Krieg in Italien, 1859», im Band I, S. 1, und im Band III, S. 272.

wie überhaupt mit der Verteidigungs-Instandsetzung von Ancona zu beginnen. Die Besatzung wurde durch ein Jäger-Bataillon und eine halbe Escadron Husaren von der Garnison von Bologna verstärkt. Die zur Armierung der Festung noch fehlenden Geschütze samt Munition, dann jene Verpflegsartikel, die vom ständigen Lieferanten nicht aufgebracht werden konnten, erhielt ich aus der Monarchie zugeführt.

Nun ging es mit aller Energie an die Befestigungsarbeiten. Geniehauptmann Hiltl [1]) leitete dieselben mit grosser Umsicht, unterstützt von ein paar Offizieren des 56. Infanterieregimentes, die ihre Ausbildung in der Genie-Akademie erhalten hatten. Infanteriemannschaft in grösserer Zahl zu den Schanzarbeiten zu verwenden, wie ich es wohl gerne getan hätte, erwies sich als untunlich, weil die älteren Leute anfänglich bei der Abrichtung der Rekruten benötigt wurden, später aber, gleich den eingerückten Reservisten und allen andern, taktische Übungen mitzumachen hatten, ausserdem bei der, in ungenügender Anzahl vorhandenen, Festungs-Artillerie aushelfen mussten.

Auch die innerhalb des Regimentes stattfindenden Neuformationen (bei jedem der vier ersten Bataillone wurde eine Kompagnie als Ersatz der Grenadierkompagnien aufgestellt, die zu einem Bataillon vereinigt wurden; das vierte Bataillon wurde komplettiert, ein fünftes, sechtes, und Mitte Mai ein siebentes Bataillon neu errichtet) machten es notwendig, das Regiment in seiner Konsolidierung nicht durch Entziehung von Leuten zu stören.

Trotzdem gingen die Arbeiten an den Fortifikationen rasch vonstatten, weil es gelang, die nötige Zahl Arbeiter (die zeitweilig bis auf dreitausend stieg) aus der Landbevölkerung der Umgebung aufzubringen.

Die Nachricht vom Einrücken der Armeen beider Kaiser in Piemont brachte in die Bevölkerung von Ancona einige Aufregung. Auch wusste ich, dass Emissäre den müssigen und exzessiven Stadtpöbel bearbeiteten und Ausschreitungen vorbereiteten, welchen erfolgreich entgegenzutreten die päpstlichen Behörden nicht imstande gewesen waren. Ich beschloss sonach, auch die Zivilgewalt an mich zu nehmen, und proklamierte am 7. Mai den Belagerungszustand im Bereiche der Festung und Stadt Ancona. Einem bedeutenden Teile der Bevölkerung kam diese Massnahme ganz erwünscht; auch

[1]) Im Jahre 1886 als Feldmarschalleutnant im Ruhestande gestorben.

der Legat war, oder zeigte sich, mit derselben einverstanden. Er durfte es auch sein; denn ich hatte ihm erklärt, ich würde mich in der Ausübung meiner neuen Gewalt der grössten Mässigung befleissen und die Kriegsgesetze nur in Fällen anwenden, wo er, der Legat, mit seiner Autorität nicht ausreiche.

Kurz vorher, am 1. Mai, hatte endlich die päpstliche Regierung an die österreichische, französische und sardische die Erklärung abgegeben, während der gegenwärtigen Differenzen vollständig unparteiisch bleiben zu wollen.

Als Antwort erfolgte von den drei Mächten am 9. Mai die Anerkennung der Neutralität des Kirchenstaates.

Man führte allgemein die lange Dauer der bezüglichen Verhandlungen auf Pressionen zurück, von Seite Frankreichs angewendet, um von der päpstlichen Regierung die gewünschten Gegenleistungen zu erzwingen; denn eine Pression war es doch, wenn die gegen Ende April aus Rom zurückgezogenen französischen Truppen in Civita-Vecchia eingeschifft und nach Frankreich gebracht wurden, um, kaum dort angelangt, umzukehren und von neuem in Rom einzurücken.

Dennoch wird im französischen offiziellen Geschichtswerke über den Krieg 1859 behauptet, das in Toskana eingerückte französische Corps habe die Österreicher zur Neutralität im Kirchenstaate «gezwungen» (!) [1])

Mit der Verständigung von der Neutralitätserklärung des Kirchenstaates erhielt ich vom Armeekommando zugleich den Befehl, unter den nunmehr geänderten Verhältnissen die Arbeiten zur Verstärkung der Festung auf das notwendigste zu beschränken, die zur Verstärkung der Garnison aus Bologna gekommenen Truppen wieder dorthin zurückzusenden, und den über Ancona verhängten Belagerungzustand aufzuheben.

Die beiden letzteren Bestimmungen versetzten den Legaten in einige Besorgnis. Es waren nämlich Nachrichten eingelaufen, dass das in Toskana befindliche französische Corps sich auf Bologna zu bewege, begleitet von Freischaren, die das Land gegen die päpstliche Herrschaft aufwiegelten und auf die erklärte Neutralität sicherlich keine Rücksicht nehmen würden.

---

[1]) Ein besonderes Übereinkommen zwischen Österreich, Frankreich und Italien erklärte auch unsere auf einer Weltumseglungsreise, also einer wissenschaftlichen Unternehmung von allgemeinem Interesse, begriffene Fregatte Novara, unter Kommando des damaligen Linien-Schiffskapitäns Bernhard von Wüllerstorf, als neutral.

Indess, der mir zugekommene Befehl liess keine Deutungen zu, mit Ausnahme etwa jenes Passus, der die Festungsbauten betraf. Hier durfte wohl, mit Rücksicht auf das bereits geleistete, der Spielraum jenes «notwendigsten» bis zum vollen Umfang des ursprünglichen Projektes ausgedehnt werden. Ich glaubte daher, von einer wesentlichen Einschränkung der im Zuge befindlichen Arbeiten absehen zu sollen, und diese meine Auffassung fand auch, als ich darüber berichtete, die Billigung des Armeekommandos.

Durch die Neutralitätserklärung der päpstlichen Staaten hatte die militärische Bedeutung von Ancona bedeutend abgenommen, und mein ursprüngliches Interesse am Aufenthalte einen argen Stoss erlitten. Da es aber doch viel und vielerlei zu tun gab, und ich vom frühen Morgen bis zum späten Abend in anregender Weise beschäftigt war, blieb mir nicht die Zeit, um darüber viel nachzudenken.

Doch nicht lange, so versetzte mich ein Brief des FZM. Hess, vom 20. Mai aus Wien datiert, in grosse Erregung. Ich hatte diesen meinen Gönner gebeten, dem Monarchen ein Majestätsgesuch vorzulegen, in welchem ich um die gnadenweise Wiederverleihung der Oberstleutnantscharge an meinen Vater bat. Derselbe hatte sie, wie schon erzählt, infolge der Ereignisse in Ungarn verloren, und nie verschmerzt. Nun hätten die politischen Vorgänge die beste Gelegenheit zu seiner Rehabilitierung, unter gleichzeitiger Einteilung in eines der vielen zur Errichtung gelangten Freicorps geboten.

FZM. Hess hatte meine Bitte erfüllt und teilte mir mit, dass Seine Majestät das Gesuch gnädig entgegengenommen.[1]) «Ich habe bei der Gelegenheit,» fügte er hinzu, «die Allerhöchste Aufmerksamkeit auf den Umstand gelenkt, dass ein so bewährter, allseitig verwendbarer und tüchtiger General, wie Sie, ein Kommando führe, welchem infolge der Neutralitätserklärung des Kirchenstaates kaum ein weiterer Wirkungskreis beschieden sein dürfte. Es ist demnach nicht unmöglich, dass Sie in Kürze eine andere Bestimmung erhalten, und es wird mich herzlich freuen, wenn mir letztere Gelegenheit bietet, Sie wiederzusehen.»

---

[1]) Die so erweckte Hoffnung auf eine Bewilligung meiner Bitte war eine vergebliche. Vielleicht, weil der Krieg zu Ende war, bevor die auf Kriegsdauer errichteten Truppen ihre Organisation beendet hatten; vielleicht auch, weil man meinen Vater zur Ertragung der Strapazen eines Feldzuges nicht mehr für physisch geeignet hielt.

Diese Nachricht war um so geeigneter, mich freudig aufzuregen, als schon Freund Rossbacher in seinem mehrfach zitierten Briefe vom 2. März mir angedeutet hatte, «ich dürfte, wenn es zum Kriege käme und Hess, der vox populi entsprechend, das Oberkommando in Italien erhalten sollte, an dessen Seite zu einer wichtigen Bestimmung berufen werden».

Da es sich indess bald erwiesen, dass jenes Kommando einem anderen als Hess zugedacht, war auch meine, durch Rossbachers Brief erweckte Hoffnung nicht von langer Dauer gewesen.

Auch die von Hess erhaltene Mitteilung bewahrheitete sich, infolge der kurzen Dauer des Krieges, nur vorübergehend.

Am 5. Mai passierten König Friedrich Wilhelm IV. von Preussen und seine Gemahlin, Königin Elisabeth, Ancona auf der Rückreise von Rom nach Deutschland.

Die Reise erfolgte in strengem Incognito. Ich durfte jedoch die Majestäten in dem Hotel erwarten, das sie zu ihrem Nachtquartier bestimmt hatten. Beide waren sehr gnädig und erklärten mir, «sie eilten nach Berlin, um den Regenten» (Bruder des Königs) «zu veranlassen, Österreich in diesem Kriege hülfreich beizustehen!»

Gewiss haben sie diese Absicht auch ausgeführt; jedenfalls aber, wie die Tatsachen beweisen, ohne den gewünschten Erfolg.

Am nächsten Tage, vor der Einschiffung des hohen Paares zur Weiterreise, wurde ich abermals, aber nur von der Königin allein empfangen. Diesmal sprach die durch den Gesundheitszustand des Königs schwergeprüfte hohe Frau in rührender Weise von ihren Sorgen und trüben Befürchtungen.

Die jeweiligen österreichischen Festungs-Kommandanten von Ancona wurden gewöhnlich, bald nach Antritt ihres Dienstes, mit einem päpstlichen Orden beehrt.

Delegat Randi mag aber gedacht haben, dass eine Aufmerksamkeit, meiner lieben Gattin erwiesen, mir mehr Freude bereiten, und dadurch vielleicht auch eine gewisse Wirkung auf mein dienstliches Verhalten haben könnte. Demnach erhielt ich von Papst Pius ein schönes Medaillon, das in reicher, künstlerischer Fassung Reliquien der Schutzpatrone unserer Kinder enthielt.

Frau und Kinder hatten aber, wie die andern Familien unserer Offiziere, bei Beginn des Krieges Ancona verlassen müssen und

sich über Triest in das Innere der Monarchie zurückgezogen, die meinen nach Laibach. Übrigens hätte auch das Gegenteil nichts geändert. Meine Frau hat sich in meine dienstlichen Geschäfte nie gemengt, und hätte sich zweifellos auch in Ancona jedes Versuches enthalten, auf die politischen Angelegenheiten zwischen Monsignor Randi und mir Einfluss zu üben.

Nach dem am 30. April erfolgten Einrücken unserer Armee in Piemont, sahen wir in Ancona mit grösster Spannung den kommenden Nachrichten vom Kriegsschauplatz entgegen.

Da die Ausschiffung der von Marseille und aus Afrika zur See nach Genua gebrachten vier französischen Corps erst am 26. April begonnen hatte, die Spitze weiterer zwei, über den Mont Cenis marschierender Corps aber erst am 30. in Turin eintraf, so war die Vereinigung des französischen Heeres mit dem sardinischen, das, 5 Divisionen Infanterie und 1 Division Kavallerie stark, mit seinem linken Flügel an der Dora Baltea, mit dem Zentrum am Po von Casale bis Alessandria, und mit dem rechten Flügel weiter bis Voghera und bis Novi stand, vor Mitte Mai kaum möglich.

Somit konnte man hoffen, dass unsere Armeeleitung diese ihr gegebene Frist zur Geltendmachung ihrer bedeutenden numerischen Überlegenheit — (sie verfügte über 5 Infanterie-Armeecorps und 1 Kavallerie-Division) — benützen werde, um der piemontesischen Streitmacht eine Niederlage zu bereiten und den Aufmarsch der Franzosen zu stören.

Die ersehnten Nachrichten in diesem Sinne kamen aber leider nicht. Es trafen nur kurze Telegramme vom Armee-Kommando ein: am 4. Mai, dass es sich in Lomello, am 7. Mai, dass es sich in Mortara befinde; eines vom 8. gab Vercelli als Hauptquartier an, ein weiteres vom 12. wieder Mortara!

Diese Bewegungen auf dem kleinen Raume zwischen Po, Sesia und Ticino waren unverständlich und noch viel beunruhigender, als die abenteuerlichen Nachrichten, die von unsern Gegnern im Lande verbreitet wurden. Nach diesen wäre die österreichische Armee schon wiederholt vernichtet worden. Ein paar Gewehr- und Kanonenschüsse, die bei Rekognoszierungen am 3. Mai in der Gegend von Casale und von Valenza fielen, wurden da zum tagelangen Schlachtendonner, die Demonstrationen über den Po zunächst der Tanaro-Mündung gegen den bei Tortona vermuteten rechten Flügel

der Alliierten, dann die über die Sesia in der Richtung auf Turin begonnene, aber schon an der Dora Baltea wieder aufgegebene Vorwärtsbewegung zu glänzend abgewiesenen Offensivstössen.

Das Eintreffen Napoleons am 12. Mai in Genua und am 14. in Alessandria weckte in Italien einen ausserordentlichen Jubel, der sich nach unserem verlustreichen Rekognoszierungs-Gefechte auf dem rechten Po-Ufer bei Montebello (20.), dann nach den Kämpfen am 30. und 31. bei Palestro grenzenlos steigerte, und selbst einige sonst vorsichtige Anconitaner zu herausforderndem Benehmen gegen unsere Soldaten verleitete. Das alles vermochte uns nicht vollständig die Zuversicht zu rauben. Als aber auch der Ausgang der schon auf österreichischem Gebiete bei Magenta stattgehabten Schlacht vom 4. Juni in zuverlässiger Weise bekannt wurde, bemächtigte sich auch derjenigen tiefe Entmutigung, die ihr festes Vertrauen auf die Tapferkeit und Hingebung der Armee, auf die Fähigkeiten des kurz vor Beginn des Krieges zum Operationsleiter ernannten Obersten Kuhn bis dahin noch frisch und hoffnungsfreudig erhalten; jenes Kuhn, den alle, die ihn kannten, für den begabtesten Offizier unseres Generalstabes hielten. Das war er auch. Aber diejenigen, die ihn zum Generalstabschef der Armee in Italien vorschlugen, hatten vergessen, die Verschiedenheit der Charaktere in Rechnung zu bringen, welche zwischen ihm und Gyulai bestand; eine Verschiedenheit, gross genug, um jenes innige Zusammengehen zwischen beiden, von dem der gute Erfolg des Feldzuges mit abhing, im vorhinein auszuschliessen.

Kuhn, bisher Lehrer der Kriegsgeschichte und der Strategie an der Kriegsschule in Wien, gehörte zu den wenigen in unserer Monarchie, die die politischen Verhältnisse zwischen derselben und den Nachbarstaaten richtig beurteilten. In einem anfang Januar 1859 verfassten Memoire vertrat er die Ansicht, dass der bevorstehende Krieg auf den italienischen Schauplatz beschränkt bleiben, und Österreich gezwungen sein würde, denselben allein, ohne Bundesgenossen zu führen.

Als dann Ende April die Operationen unserer Armee beginnen sollten, beantragte Kuhn, in seiner nunmehrigen Eigenschaft als Generalstabschef, das Vorbrechen der (bei 110,000 Mann starken) Armee über den untern Ticino in Feindesland, und die unverweilte Ergreifung der Offensive gegen die 60,000 Sarden, bevor die Franzosen, bei 116,000 Mann stark, den Kriegsschauplatz erreicht hätten.

Wirklich rückte unsere Armee am 30. April bei Pavia und Bereguardo über den die Grenze bildenden Ticino ins piemontesische Gebiet ein und hatte, in Ausführung des Kuhnschen Planes, ihre Bewegung gegen die Stellung der Sarden in der Richtung auf Valenza schon begonnen, als ein am 1. oder 2. Mai aus der Generaladjutantur des Kaisers an Gyulai eingelangtes Telegramm diesen veranlasste, von der Offensive abzustehen.

Dieses Telegramm war die Erwiderung auf einen Bericht Gyulais vom 25. April, in welchem derselbe unter Berufung auf den Umstand, dass der Krieg nunmehr sicherlich auf den italienischen Kriegsschauplatz beschränkt bleiben werde, die Erhöhung des Truppenstandes daselbst auf 300,000 Mann beantragte und die Absicht aussprach, sobald die Sendung französischer Truppen nach Piemont sich bestätigt haben würde, energisch gegen die Sarden vorzugehen, und ihre Vereinigung mit den Franzosen zu verhindern.

Die Dechiffrierung der hierauf aus Wien erfolgten Antwort ergab, durch Gyulais Adjutantur vorgenommen, folgenden Wortlaut:

«Mit Ihren Ansichten einverstanden. Bei der gegenwärtigen Sachlage bleibt der Kriegsschauplatz in Italien, *vorwiegend in Verona. Täglich* beginnt von hier der Abmarsch eines auf den Kriegsfuss gesetzten Corps nach Italien.»

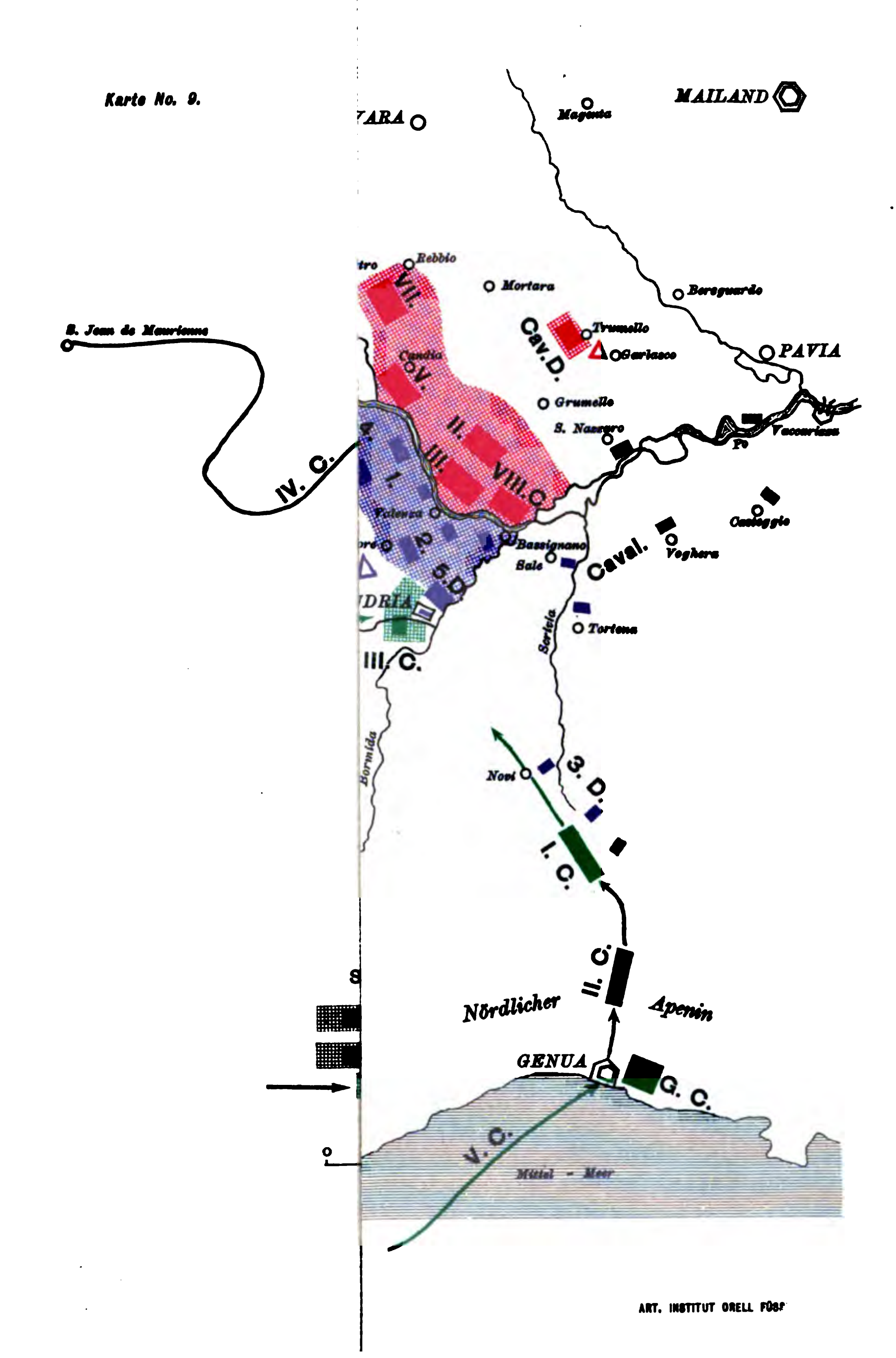
Dieser teilweise unverständliche Text war falsch. Der wirkliche, auch nicht tadellose, der aber erst nach Jahren bekannt wurde, lautete wie folgt:

«Mit Ihren Ansichten einverstanden. Bei der gegenwärtigen Sachlage bleibt der Kriegsschauplatz in Italien *vorwiegend. In vierzehn Tagen* beginnt von hier der Abmarsch» — etc.

Also ein falsch gesetzter Beistrich, ein ausgelassener Punkt; «vierzehn» als «Verona» interpretiert, und andere Missverständnisse.

Die Widersinne, die im ersteren Texte lagen, hätten augenblicklich auffallen sollen. Dass man unmöglich sich mit Gyulais Offensiv-Absichten einverstanden erklären, gleichzeitig aber auch als Kriegsschauplatz das weit hinter der gegenwärtigen Aufstellung gelegene Verona bezeichnen könne, lag auf der Hand; es hätte das der einfachsten Logik widerstritten. Auch stellte der Passus von dem «täglichen» Abgehen eines Armeecorps von Wien den reinen Nonsens dar.

Gyulai scheint diesen Widersprüchen keine weitere Bedeutung beigelegt zu haben. Er gab die bereits begonnene Offensive ohne



Karte No. 9.
MAILAND
Magenta
Mortara
Rebbio
Bereguardo
S. Jean de Maurienne
Trumello
Cav. D.
Garlasco
PAVIA
Candia
Grumello
S. Nazzaro
Po
Vaccariza
IV. C.
VII.
V.
II.
III.
VIII. C.
Valenza
Casteggio
Bassignano
Sale
Caval.
Voghera
5. D.
Tortona
Scrivia
III. C.
Bormida
Novi
3. D.
I. C.
II. C.
Nördlicher
Apenin
GENUA
G. C.
V. C.
Mittel - Meer
ART. INSTITUT ORELL FÜS

weiteres auf, und hielt sich defensiv im Raume zwischen Po, Sesia und Ticino.

Aber auch der Generalstab muss in dem Umstande, dass die Wiener Depesche mit Gyulais Bericht nicht in Einklang zu bringen, und auch sonst unklar und ungewöhnlich stylisiert war, keinen Anlass erblickt haben, um eine Kontrollierung derselben in Wien zu beantragen, und eventuell auf diesem Verlangen zu bestehen.

Es würde sich dann herausgestellt haben, dass das Telegramm im Hauptquartiere entweder verstümmelt eingetroffen, oder aber falsch dechiffriert worden war.

Wäre die Richtigstellung rechtzeitig erfolgt, so dass der für den 3. Mai beabsichtigte, und teilweise auch schon disponierte Angriff über Valenza und Bassignano am 3. oder 4. ausgeführt werden konnte, so hätten die Österreicher aller Wahrscheinlichkeit nach ihre Absicht erreicht: die Hauptstellung der Sarden zu durchbrechen, und den geplanten Aufmarsch der vereinigten Gegner am rechten Po-Ufer, zwischen Alessandria und Casale, zu vereiteln. Darauf konnte sozusagen mit Bestimmtheit gerechnet werden, da den 80,000 Mann, welche Gyulai am 3. Mai zur Offensive verfügbar hatte, höchstens 40,000 Sarden und etwa 10,000, bereits in Alessandria eingetroffene Franzosen entgegentreten konnten. [1])

Die Sarden besorgten in der Tat einen solchen Angriff. Wie sie sich's zum Glück anrechneten, dass er unterblieb, geht besonders aus einer humorvollen Äusserung hervor, die König Victor Emanuel gemacht haben soll, als später davon die Rede war, ihm für seine Taten in diesem Kriege ein Monument zu setzen: «Non a me, bensì al Gyulai si dovrebbe innalzare il monumento, per averci così bene risparmiati prima dell'arrivo dei Francesi.» (Nicht mir, wohl aber dem Gyulai wäre ein Monument dafür zu errichten, dass er uns vor dem Eintreffen der Franzosen so geschont hat. [1])

Später, als die vereinigten Franco-Sarden über Vercelli die Umgehung unseres rechten Flügels begannen, beantragte Kuhn abermals ein energisches offensives Vorgehen gegen die am 2. Juni bis Novara vorgedrungenen Gegner.

Gyulai ging anfänglich auf den Plan ein, gab ihn aber bald wieder auf, und ordnete den Rückzug unserer Truppen auf das linke Ticinoufer an. Es geschah dies sogar, ohne dass vorher Kuhn

[1]) Autobiografia del Generale Della Rocca 1807—1859, Bologna, Zanichelli 1897. (Della Rocca war im Feldzuge 1859 Chef des Generalstabs der sardinischen Armee.)

verständigt worden wäre. Letzterer sah sich dadurch veranlasst, um die Enthebung von seinem Posten anzusuchen, welche aber vorläufig nicht genehmigt wurde.

Auch nach der Schlacht bei Magenta am 4. Juni beantragte Kuhn vergeblich für den folgenden Tag die Wiederaufnahme des Kampfes.[1])

Der grossen Besorgnis, die sich meiner infolge der bösen Nachrichten über die Ereignisse am Ticino bemächtigt hatte, folgte ein erleichterndes Aufatmen, als Ende Mai bekannt wurde, dass nicht nur bedeutende Verstärkungen aus dem Innern der Monarchie unterwegs seien, sondern auch, dass der Kaiser persönlich das Kommando über alle auf dem Kriegsschauplatze befindlichen, in zwei Armeen zu formierenden Truppen übernehmen, und als Leiter der Operationen FZM. Hess zur Seite haben werde.

Laut einer vom Gouvernement in Triest telegraphisch erhaltenen Verständigung war eine französische Flotte am Eingange der Adria erschienen, und hatte auch schon einige österreichische Kauffahrer weggenommen. Ein paar Tage später sah man drei Linienschiffe zwischen Venedig und Triest kreuzen. Der österreichische Lloyd hatte seine Fahrten einstellen müssen. Englische Schiffe, die zeitweise auf ihren Touren nach österreichischen Häfen Ancona berührten, übernahmen unsere Postsendungen und brachten sie nach einem unserer Häfen.

Am 26. Mai warf die französische Fregatte Impétueuse vor Rimini Anker, und liess durch ausgeschiffte Abteilungen die nach Toskana führenden Landverbindungen rekognoszieren. Die päpstlichen Behörden sahen darin keine Verletzung der Neutralität.

Am Morgen des 2. Juni erschien dasselbe Kriegsschiff im Gesichtskreise von Ancona, hielt sich jedoch ausserhalb des Schussbereiches der Festungsgeschütze auf.

Der päpstliche Hafenkapitän begab sich mit seinem Lotsen an Bord des Franzosen, um ihn zu begrüssen und ihm seine Dienste anzubieten.

---

[1]) Näheres über die ihm und seinem Wirken in den Weg gelegten Schwierigkeiten enthält eine 1895 als Manuskript gedruckte Entgegnung Kuhns auf die leidenschaftlichen Angriffe der Bartels'schen Broschüre: «Der Krieg 1859, nach offiziellen Quellen nicht offiziell bearbeitet.»

(Bartels war 1859 Oberstleutnant und Generalstabschef des k. k. 7. Corps).

Gegen die Begrüssung wäre nichts einzuwenden gewesen. Aber auf die Frage des Kommandanten: Ob er in den Hafen von Ancona einlaufen dürfe, antwortete der päpstliche Beamte bejahend und fügte sogar bei, dass man ihn und seine Leute als willkommene Gäste begrüssen würde. Damit war die zulässige Höflichkeit überschritten, die von der päpstlichen Regierung angestrebte Neutralität, wenigstens für Ancona, wieder aufgehoben, und das mit Österreich getroffene Übereinkommen verletzt.

Auf die weitere Frage: Was der Kommandant der österreichischen Truppen dazu sagen würde, geriet der Hafenkapitän in Verlegenheit und unterliess es, eine bestimmte Antwort zu geben.

Der verständige Franzose begnügte sich übrigens damit, dem Delegaten seinen Gruss zu entbieten, entliess in höflicher Weise den päpstlichen Abgesandten und entfernte sich von Ancona, ohne wieder in dessen Nähe zu kommen, so lange der Ort noch von uns besetzt blieb.

Nach den Ansichten, die damals über Neutralität herrschten, wäre den Franzosen und Sarden in dem von Österreichern besetzten Ancona nur die Ausschiffung von Kranken und Verwundeten, ausnahmsweise auch die Einnahme von Lebensmitteln gestattet gewesen. Die Garnisonen der von früher her durch Österreicher oder Franzosen okkupierten päpstlichen Orte Ancona, Ferrara, Bologna, Rom und Civita Vecchia durften nicht vermehrt, andere Orte nicht besetzt, auch keine anderen Etappenwege, als die bisher benützten eingeschlagen werden. Alle sonstwo neutralen Boden betretenden Truppenabteilungen der kriegführenden Staaten wären zu entwaffnen gewesen.

In Ancona würde das Einlaufen eines französischen Kriegsschiffes, ja selbst das blosse Landen von einzelnen Offizieren und Matrosen dieser für Italiens Befreiung von der Fremdherrschaft kämpfenden Macht, einen grossen Teil der Bevölkerung in Aufregung versetzt, Demonstrationen, ja sogar Angriffe auf Österreicher und die päpstlichen Behörden veranlasst, und unsererseits ein Einschreiten mit den Waffen notwendig gemacht haben.

Dem musste tunlichst vorgebeugt werden.

Sobald ich vom Benehmen des Hafenkapitäns Kenntnis erhalten, protestierte ich gegen dasselbe in einer Zuschrift an den Delegaten. Dieser, welcher, wie fast alle päpstlichen Würdenträger, weit mehr den Franzosen, als den Österreichern günstig gesinnt war und sich

insgeheim über unsere bisherigen Misserfolge freute, hatte sich zu dem falschen Schritte, den er durch seinen Beamten getan, vom französischen Konsul verleiten lassen.

Seit dem Erscheinen der Impétueuse vor Ancona war ich mit dem Delegaten Randi persönlich nicht zusammengekommen. Einige Tage nach meinem Proteste erschien er bei mir.

Wie dies seine Gewohnheit, erging er sich, bevor er auf den eigentlichen Gegenstand zu sprechen kam, längere Zeit hindurch in Bemerkungen über die gleichgültigsten Dinge, und raubte mir so mit leerem Geschwätze eine kostbare Stunde. Er hatte schon Abschied genommen und war bis an den Ausgang meines Schreibzimmers gelangt, als er plötzlich stehen blieb und, sich zu mir umwendend, wie zufällig fragte:

«Was würden Sie dazu sagen, wenn heute oder morgen ein französisches Kriegsschiff uns einen Besuch im Hafen machte?»

«Was ich tun würde, wissen Sie ganz genau aus meinen mündlichen und schriftlichen Äusserungen,» lautete meine Antwort.

Hierauf erwiderte Randi, etwas befangen lächelnd: «Nun, so scharf, wie Sie gedroht, werden Sie hoffentlich nicht vorgehen! Um es Ihnen nur zu sagen: Ich habe den Admiral der französischen Flotte in der Adria verständigen lassen, dass seine Schiffe hier einlaufen können.»

«So! Das haben Sie getan? Und nach meinem Ihnen überreichten Proteste? Nun, dann werden Sie auch die Verantwortung für die Folgen tragen.»

Randi verliess mich in grosser Betroffenheit. Ich aber eilte in meine Kanzlei und diktierte einen Tagesbefehl, welcher bei den Strandbatterien die strengste Bereitschaft anordnete und die Kommandanten derselben, sowie unser im Hafen liegendes Kriegsschiff anwies, auf jedes Fahrzeug, das unter französischer Kriegsflagge in Schussbereich käme, unverzüglich scharf zu feuern.

Randi hatte meinen Protest seiner Regierung in Rom vorgelegt und den Bescheid erhalten: «dem französischen Konsul mitzuteilen, dass das Einlaufen französischer Kriegsschiffe im Hafen von Ancona von Seite der päpstlichen Regierung keiner Einsprache begegnen würde.»

Nach der unglücklichen Schlacht bei Magenta am 4. Juni wurde unsere zweite Armee an den Mincio zurückgezogen, um dort

Verstärkungen zu erhalten und dann, in zwei Armeen von zusammen neun Corps formiert, die Offensive zu ergreifen. Die als Po-Übergang und Depotplatz dienende Festung Piacenza wurde geräumt und aufgelassen, auch beschlossen, alle unsere auf dem rechten Po-Ufer stehenden Truppen zurückzuziehen und die päpstlichen, vertragsmässig besetzten festen Plätze Ancona und Zitadelle von Ferrara, dann die Stadt Bologna zu räumen, weil die Bewegungen des in Toscana gelandeten französischen Corps, in Verbindung mit jenen der toskanischen Truppen, eine Invasion des päpstlichen Gebietes, dessen Neutralität zum Trotze, voraussehen liessen.

Am 11. Juni, um zehn ein halb Uhr vormittags, erhielt ich durch ein längeres Chiffre-Telegramm den Befehl:

Mit meiner ganzen Truppe sogleich von Ancona aufzubrechen und zu dem am unteren Po um Rovigo aufgestellten 10. Armeecorps zu stossen; vom Festungsartilleriematerial so viel auf den Kriegsdampfer zu verladen, als er zu fassen vermöge, und Schiff wie Fracht nach Dalmatien zu senden; den Rest aber, sowie die sonstigen Vorräte unbrauchbar zu machen. Des weiteren war gesagt: die in Bologna dislozierte Brigade werde gleichzeitig den Befehl zum Marsche nach Mantua erhalten, die Besatzung von Ferrara jedoch diesen Platz noch so lange besetzt zu halten haben, bis meine Brigade über den Po gelangt sein würde. Die Wahl des Übergangspunktes über diesen Fluss, sowie des dahin einzuschlagenden Weges bleibe meinem Ermessen überlassen.

Nach allem, was seit Jahren geschehen war, um uns das Okkupationsrecht von Ancona zu sichern, und insbesondere nach den grossen Anstrengungen, die wir in letzter Zeit gemacht hatten, um die Widerstandsfähigkeit der Festung zu erhöhen, war ich, in meiner Unkenntnis der Verhältnisse auf dem Kriegsschauplatze, auf alles eher gefasst gewesen, als solch ein plötzliches Aufgeben aller Errungenschaften.

Meine, sowie meines Generalstäblers[1]) Überraschung nach bewirkter Entzifferung des Telegramms war also wie begreiflich eine ausserordentliche.

Indessen war kein Augenblick mit Betrachtungen zu verlieren, es musste unverweilt gehandelt werden. Vor allem hiess es die zu ergreifenden Massnahmen feststellen, damit nach unserem Abzuge

---

[1]) **Hauptmann Kopfinger, in den Achtzigerjahren als Feldmarschalleutnant gestorben.**

die päpstlichen Behörden sich, wenigstens Freischaren und Aufständischen gegenüber, im Besitze der Festung behaupten könnten.

Dies war nur durch Verlegung des in der Legation dislozierten Teils der päpstlichen Brigade Allegrini in die Festung möglich. Die Verteilung dieser Truppe war mir bekannt, und die Berechnung schnell gemacht, dass bei sogleicher telegraphischer Einberufung noch im Verlaufe der Nacht genügende Kräfte eintreffen konnten, als nötig waren, um die Eingänge der Festung und die wichtigsten Objekte in deren Innerem, dann die neuen Aussenwerke, deren Bau bis zur Verteidigungsfähigkeit vorgeschritten war, zu besetzen und nach unserem Abmarsche, bis zum Anlangen des Restes der päpstlichen Brigade, gegen etwaige Handstreiche zu behaupten. Der Abmarsch meiner Brigade war dann schon in den frühen Morgenstunden des folgenden Tages möglich.

Gelang es auf solche Weise, die Festung den päpstlichen Behörden zu sichern, dann waren diese auch in der Lage, alles österreichische Artilleriegut, das nicht fortgeschafft werden konnte — 91 Geschütze verschiedenen Kalibers nebst vieler Munition, Sprengpulver u.s.w. — unter den Schutz der neutralen Flagge zu nehmen und Österreich zu erhalten. Wenn sich die päpstliche Regierung dazu bereit fand, liessen sich vielleicht auch die grossen Lebensmittel- und sonstigen Vorräte (sie reichten für 6000 Mann und 300 Pferde auf sechs Monate hin) durch Verkauf verwerten.

Unser kleiner Kriegsdampfer konnte nur sehr weniges aufnehmen. Auch hätte die Verladung zu viel Zeit erfordert. An eine Unbrauchbarmachung der Geschütze — abgesehen von der Vernagelung —, dann des massenhaften, an vielen Orten verteilten, mitunter schweren und feuergefährlichen Materials war nicht zu denken, wollte man nicht den Abmarsch der Truppe um viele Tage verzögern.

Wie zeitraubend und schwierig die Bewegung dieses Materials gewesen wäre, wenn auch nur, um es ins Meer zu versenken, darüber kann man sich eine beiläufige Ansicht bilden, wenn man erfährt, dass jener Teil der Vorräte, der, als in Ancona nicht aufbringlich, aus Venedig und Triest beigestellt worden, zusammen 41 Dampf- und Segelschiffe gefüllt hatte.

Die gewöhnliche Friedensverpflegung war vertragsmässig einem Handelsmanne, Giuseppe Prosperini in Bologna, überlassen worden,

der in Ancona einen für redlich und vertrauenswürdig geltenden Vertreter namens Banderati hatte. Der Gedanke lag nahe, dem Manne unsern grossen Verpflegsvorrat zum Kaufe anzubieten. Die Realisierung dieser beiden Ideen musste sogleich versucht werden, bevor noch die Truppen mit den Vorbereitungen zum Abmarsche begannen und die Bevölkerung durch diese in Aufregung geriet.

Nachdem ich dem Generalstabshauptmann noch schnell die nötigen Weisungen zur Verfassung einiger Schriftstücke gegeben und ihm Schweigen, auch seiner vertrauten Umgebung gegenüber, empfohlen hatte, damit der Inhalt des Telegrammes vorläufig noch strenges Geheimnis bleibe, eilte ich zum Legaten Randi.

Vor dem päpstlichen Regierungsgebäude begegnete mir unser Konsul Aussetz. Ein überaus erwünschtes Zusammentreffen! Durch seine Anwesenheit bei der bevorstehenden Verhandlung erfuhr er gleich, ohne zeitraubende Auseinandersetzungen von meiner Seite, was er wissen musste, um die Ausführung der bevorstehenden Vereinbarungen im Sinne der österreichischen Interessen zu überwachen.

Ich sagte ihm daher nur kurz, dass er, wollte er mich zum Legaten begleiten, Wichtiges erfahren würde.

Aussetz war sofort bereit und trat mit mir ins Bureau Randis, wo sich dann folgende Szene abspielte.

Nach der üblichen Begrüssung begann ich in ruhigem Tone: «Monsignore, ich bin gekommen, um von Ihnen Abschied zu nehmen. Heute Nacht verlasse ich Ancona.»

Randi, meine Mitteilung nicht ganz richtig auffassend und in der Meinung, es handle sich bloss um meine Person — (wiederholt war das Gerücht von meiner Abberufung aufgetaucht) — lächelte freundlich-bedauernd und erwiderte: «O, Herr General! Wie leid mir das tut!»

Ich: «Verstehen Sie mich recht. Nicht ich allein, wie Sie zu glauben scheinen, sondern die gesamte österreichische Besatzung zieht von hier ab.»

Randi (ungläubig): «Sie scherzen doch nur! Das ist ja gänzlich ausgeschlossen.»

Ich: «Doch; es ist genau, wie ich es gesagt habe. Hier der Befehl aus dem kaiserlichen Hauptquartier.»

Randi (hoch erschrocken): «Aber da muss ich gleich nach Rom telegraphieren!»

Ich: «Bitte, warten Sie damit ein wenig, bis wir einige Massnahmen besprochen und vereinbart haben. Wenn Sie nicht gleich nach meinem Abmarsche entweder die Flucht ergreifen, oder hier in der Festung ein Gefangener sein wollen, müssen augenblicklich alle Ihre in der Legation dislozierten Truppen hierher berufen werden. Lassen Sie gleich Ihren General Allegrini kommen.»

Randi folgte automatisch meiner Aufforderung. Allegrini, der seine Kanzlei in der Nähe hatte, erschien unverweilt.

Die Telegramme an seine Truppen waren unter meinem Diktat bald ausgefertigt und wurden sogleich expediert.

Hierauf verlangte ich von Randi, dass er sich verpflichte, das gesamte zurückbleibende k. k. Festungsartilleriegut zu übernehmen, und bis zum Ende des Krieges unter den Schutz der Neutralität zu stellen.

Neuer Schrecken des händeringenden Monsignore. Indes gelang es mir bald, ihn zu beruhigen und seine Bedenken zu beseitigen, indem ich ihn ermächtigte, alles, was er von diesem Materiale zur Verteidigung der Festung benötigen werde, ungescheut zu verbrauchen, alles besonders Lästige ins Meer werfen oder sonst vernichten zu lassen. Überhaupt, fuhr ich fort, sollte er sich keinerlei Sorgen bezüglich der Verantwortung machen. Meine Regierung werde alles gutheissen, was er mit dem unter neutralen Schutz genommenen Gute im Drange der Umstände und im Interesse des Kirchenstaates tun würde. Jetzt biete sich seiner Regierung Gelegenheit, dem Kaiser von Österreich, der so viele Opfer zur Aufrechterhaltung des ungeschmälerten Bestandes des Erbteils Petri gebracht habe, einen kleinen Beweis der Erkenntlichkeit zu geben.

Gegen diese meine Ausführungen vermochte Randi nichts Wesentliches einzuwenden, fühlte sich schliesslich durch die wichtige, ihm anvertraute Rolle sogar in seinem Ansehen gehoben und versprach — (natürlich unter den unvermeidlichen Vorbehalten) — im Sinne meines Ersuchens zu tun, was in seinen Kräften lag.

Nachdem er sich noch verpflichtet, mit seinem Drahtbericht nach Rom eine volle Stunde zu warten (welche Zeit ich nötig hatte, um Verfügungen zu treffen, die unbedingt dem Bekanntwerden unseres Abzuges in der Stadt vorhergehen mussten), war der erste Akt des Vorspieles zu letzterem glücklich zu Ende geführt.

Konsul Aussetz, der aus einer Überraschung in die andere gefallen, aber bald zu einer klaren Erkenntnis der Lage gekommen

war, begleitete mich in das österreichische Festungskommandogebäude und stand mir auch während des zweiten Aktes, der sich jetzt abspielte, als wichtiger Zeuge zur Seite.

Vor dem Gange zum Legaten hatte ich Banderati, den bereits genannten Vertreter des Verpflegspächters, bestellt. Bei meiner Rückkehr fand ich ihn schon auf mich warten. Ich empfing ihn allein in meiner Kanzlei und begann mit der, gleichgültigen Tones, als handelte es sich um die alltäglichste Angelegenheit, an ihn gestellten Frage:

«Wollen Sie für das Haus Prosperini ein gutes Geschäft machen?»

Banderati (unsicher lächelnd): «Hm... zu einem solchen muss unsereins wohl immer bereit sein!»

Ich: «Die französische Flotte kreuzt, wie sie wissen, in der Nähe. Sie wird sicher vielen Proviant nötig haben. Ich verkaufe Ihnen alle unsere Vorräte in der Festung.

Banderati (ausserordentlich überrascht, aufgeregt und misstrauisch blickend): «Wie, Herr General? Das kann ja nicht möglich sein!»

Ich: «Warum nicht? Ich habe den Befehl erhalten, mit meiner ganzen Truppe Ancona zu verlassen, werde nicht mehr zurückkehren, benötige somit die Vorräte nicht mehr. Sie wissen genau, aus was sie bestehen: Mehl, Reis, Kaffee, Zucker, Hülsenfrüchte, Pöckelfleisch, Speck, Wein, Branntwein, Ochsen, Schafe u. dergl. Einen Teil davon haben Sie selbst geliefert. Zahlen Sie mir dafür 70 Prozent des Marktpreises, wie er in der heutigen hiesigen Amtszeitung notiert ist, und alles gehört Ihnen.»

Banderati (allmählich sehend, dass ich im Ernst rede): «Wie könnte ich das wagen? Kaum wären Sie mit Ihrer Truppe fort, so würde der Pöbel die Magazine plündern und zerstören, die Herden forttreiben. Mir bliebe nichts als Schaden und Spott!»

Ich: «Dagegen ist bereits genügend vorgesorgt. Die päpstlichen Truppen rücken noch heute nacht hier ein, in genügender Stärke, um die Bewachung der Festung und der Verpflegsmagazine zu übernehmen. Wir verlassen Ancona nicht, bevor die öffentliche Ruhe sichergestellt ist. Auch wird mein Verpflegspersonal so lange hier bleiben, bis Ihnen alle Vorräte ordnungsmässig übergeben sind. Übrigens verlange ich ja auch nur 70 Prozent vom Werte! Sie aber werden einen grossen Teil um das drei- und vierfache an die

Franzosen, den Rest auch mit bedeutendem Gewinn an die eigenen Truppen und die Zivilbevölkerung von Ancona verkaufen. Es wäre doch schade, wenn so viele wertvolle Lebensmittel unbenützt zugrunde gingen und das Haus Prosperini um ein ausserordentliches Geschäft käme.

Schlagen Sie ein!»

Banderati atmete schwer. Er brachte Bedenken über dies und jenes vor, fand aber bald nur mehr den verlangten Preis etwas zu hoch. In der Zwangslage, in der ich mich befand, musste ich mit meiner Forderung herabgehen und mich mit den sechzig Prozent begnügen, die er bot.

Nun hatte Banderati noch eine zweite Überraschung, als ich aus dem Nebenzimmer, dessen Türe nur halb zugelehnt gewesen, den Konsul Aussetz holte!

Die Verhandlung mit Banderati war eine besonders heikle. Mir musste daran gelegen sein, während derselben einen verlässlichen Zeugen zu haben. Niemand war dazu geeigneter, als unser Konsul. Da aber seine Anwesenheit bei der Verhandlung zum mindesten deren Verlauf verzögert hätte, weil mein Partner befangen und zurückhaltend geworden wäre, hatte ich Aussetz ersucht, durch meine Wohnung unbemerkt in das an meine Kanzlei stossende Gemach zu gehen und durch die Türe zuzuhören.

Das mündlich abgeschlossene Geschäft bedurfte einer schriftlichen Fixierung. In wenigen Minuten war ein kurzer Kauf- und Verkaufvertrag redigiert und unterzeichnet, wobei Aussetz in seiner Eigenschaft als Konsul intervenierte und das Schriftstück rechtskräftig gestaltete.

Somit war auch der zweite Akt des Vorspieles schnell und befriedigend vor sich gegangen, und konnte der dritte und letzte, mit den Kommandanten unserer Truppen und den Direktoren und Vorständen der militärischen Anstalten beginnen.

Dieser entbehrte natürlich weit mehr als seine Vorgänger des dramatischen Reizes.

Gewiss war die Überraschung, welche den Offizieren und Beamten durch die Verlesung des unerwartetsten der Befehle bereitet wurde, eine aussergewöhnlich grosse; da aber auf die Mitteilung gleich die Weisung folgte, was ein jeder nunmehr zu tun habe, blieb zu unnötigen Reflexionen keine Zeit, und jeder richtete seine ganze

Aufmerksamkeit auf diese letzteren Anordnungen. Es waren eben Soldaten, im Gehorsam erzogen, gewohnt, auch Unerwartetem sich gleich zu fügen und zunächst nur an ihre Obliegenheiten zu denken.

Die Befehle lauteten: «Alles ist für einen kriegsmässigen Marsch vorzubereiten, so dass derselbe vom Alarmplatze des Festungsglacis an der Strasse nach Sinigaglia mit Tagesanbruch angetreten werden kann. Jede Abteilung hat, sobald sie marschbereit ist, auf die ihr schon früher zugewiesene Stelle des Alarmplatzes abzurücken. Bis drei Uhr früh muss alles daselbst aufgestellt sein. Die Wachen haben auf ihren Posten zu bleiben, bis sie unter Vermittlung des Platzkommandos von päpstlichen Truppen abgelöst werden.

«Nach dem Abmarsche der Brigade verbleiben in der Festung:

«Die nicht transportablen Kranken (es waren deren siebzehn), welche von der Direktion des Zivilspitales übernommen werden.

«Vom 56. Regimente ein Offizier mit der nötigen Mannschaft zur Übergabe der Kasernen, Kasernengeräte und jener Monturvorräte, die das Regiment auf eigenen Fuhrwerken und Vorspannswägen nicht fortbringen kann.

«Eine Abteilung der Küstenartillerie und der Genietruppe zur Übergabe des Festungsartilleriegutes und der Festungsobjekte, sowie des Fortifikationsmaterials; endlich

«Die ganze Abteilung der Verpflegsbranche zur Übergabe der Vorräte an den Verpflegspächter. Von letzterer ausgeschlossen bleibt ein zehntägiger Vorrat an Lebensmitteln und Schlachtvieh, aus dem eine mobile Brigade-Verpflegskolonne zu bilden und dem Brigade-Proviantoffizier zu übergeben ist.

«Die Festungskassa (350,000 Gulden in Silberstücken in Fässern verpackt) ist auf den Trainfuhrwerken der Brigadebatterie zu verladen.

«Ältere, nicht mitführbare Akten und Schriftstücke des Festungskommandos und des Garnisons-Auditoriates sind zu vernichten.

«Bei Anständen, die sich nach dem Abmarsche der Brigade bei der Übergabe des Materials und der Bauten an die päpstlichen Behörden ergeben, oder aus sonstigen Anlässen entstehen könnten, ist die Vermittlung des k. k. Konsuls in Anspruch zu nehmen, der auch die Instradierung der zurückbleibenden Detachements nach vollzogener Aufgabe vermitteln wird.»

Die päpstlichen Truppen trafen pünktlich ein, und so konnte sich die österreichische Besatzung nach Übergabe des Wach- und des Bereitschaftsdienstes in Marsch setzen, mit dem Bewusstsein, die Ordnung in Ancona, soweit es an ihr lag, sichergestellt zu haben. Am 12. Juni, um vier Uhr früh, nicht ganz achtzehn Stunden nach Einlangen des Befehles, verliess die Brigade Ancona.

Die Stadt blieb dann noch 1¼ Jahr lang dem Kirchenstaate erhalten. Ein Versuch zu gewaltsamer Beseitigung der päpstlichen Behörden, den ein Teil der Bevölkerung ein paar Wochen nach unserem Abmarsch unternahm, wurde durch die Besatzung vereitelt.

Die Übergabe unseres Artilleriegutes erfolgte anstandslos und in aller Ordnung. Der Legat hatte, noch bevor ich Ancona verliess, von Rom aus die Ratifikation der mir gegenüber eingegangenen Verpflichtungen erhalten.

Nach eingetretenem Frieden sollte dieses Artilleriegut an uns zurückgegeben und auf österreichisches Gebiet gebracht werden. Im Januar 1860 waren die Einleitungen dazu auch bereits getroffen, als der Kaiser über Ansuchen des Papstes das ganze Material dem Kirchenstaate überliess. Ein grosses und wertvolles Geschenk, das jedoch nur unserem Gegner zugute kommen sollte. Denn am 29. September 1860 zog General Cialdini nach zweitägiger Beschiessung in Ancona ein, und zugleich mit dem Platze gelangte alles noch vorhandene, ehemals österreichische Kriegsmaterial in den Besitz des neuen Königreiches Italien.

Ebenso ordnungsmässig, wie die Übergabe des Artilleriegutes an die päpstliche Zeugverwaltung, erfolgte jene der Verpflegsvorräte an deren Käufer, und von Seite des letzteren die Zahlung an die Veroneser Kriegskasse.[1])

Die zurückgebliebenen Detachements gelangten nach Erfüllung ihrer Aufgaben unbeanstandet auf österreichisches Gebiet.

Auch unser kleiner Kriegsdampfer, der gleichzeitig mit der Brigade Ancona verliess, kam, von der französischen Flotte unbemerkt, glücklich an die Küste Dalmatiens, nach Zara.

Die Verdienste, die sich Konsul Aussetz um die Interessen der Armee, insbesondere beim Abzuge der Garnison von Ancona und bei Abwicklung der darauffolgenden Geschäfte erworben, wurde vom Monarchen mit dem Orden der Eisernen Krone dritter Klasse belohnt.

---

[1]) Die Übergabe der Verpflegsvorräte leitete ein sehr fähiger, junger Verpflegs-Offizial, Eduard Fraudetzky, der auch in der Folge gut entsprochen haben muss, weil er es bis zum Intendanz-Chef eines Armeecorps brachte.

Die letzte Okkupation von Ancona hat genau zehn Jahre gedauert, da sie nach der Einnahme der Stadt, am 10. Juni 1849, begonnen hatte.

Merkwürdigerweise war ich beim damaligen Einzuge unserer Truppen zugegen gewesen. Ich traf mit Aufträgen des Feldmarschalls an den Kommandanten des Belagerungscorps, FML. Graf Franz Wimpffen, zur See von Triest kommend, gerade ein, als die Kolonnen sich zum festlichen Einzug in die bezwungene Festung formierten.

Mit Gefühlen, die sich wesentlich von meinen damaligen unterschieden, verliess ich jetzt den Ort.

Damals überaus glücklich und stolz, weil von besten Hoffnungen für Österreichs Zukunft getragen; heute bedrückt durch Nachrichten vom Kriegsschauplatze, die allesamt nur von Misserfolgen unserer Armee berichteten, ohne Kenntnis der betreffenden Ursachen und tief bekümmert durch das Bewusstsein, mit einer braven Truppe ohne Schwertstreich einen Platz verlassen zu müssen, für dessen Behauptung im letzten Jahrzehnt so bedeutende Opfer gebracht worden waren.

Über die auf dem Marsche von Ancona nach Rovigo am linken Po-Ufer zu benützende Strasse konnte, soweit sie unmittelbar an der Küste zog und ein Ausbiegen östlich nicht möglich war, also bis Rimini, kein Zweifel bestehen.

Der erste Marsch ging bis Sinigaglia, 26 Kilometer.

Trotz Einhaltung eines mässigen Marschtempos und mehreren Rasten war die Truppe stark ermüdet.

Die Ursachen waren mehrfacher Art. Einmal hatten die Vorbereitungen für den plötzlichen Abmarsch die Leute um die letzte Nachtruhe gebracht. Dazu kam während der zweiten Hälfte des Marsches eine drückende Hitze. Bei nicht wenigen beeinträchtigte die Beschaffenheit des Schuhwerks die Marschfähigkeit. Die Grössen und Formen der Schuhe, wie die Monturskommissionen sie lieferten, waren überaus unzweckmässig, die Arbeit roh; auch das Leder war bei der unrationellen Aufbewahrungsweise in den Magazinen des weit entfernten Regiments-Ergänzungsbezirkes (es befand sich nicht näher als in Galizien!) trocken und hart geworden.

Alles das hätte bei den Kompagnien durch nachträgliche Überarbeitung und Anpassung an die Füsse der einzelnen wieder gutgemacht werden müssen. Nun aber hatten die Kompagnien, bei den grossen

Standeserhöhungen der letzten Zeit, nicht die Möglichkeit gehabt, sich mit dieser Angelegenheit eingehend zu befassen. Endlich war es in den kurzen vier bis fünf Wochen seit dem Einrücken der Rekruten und Reservisten nicht möglich gewesen, die Truppe in ausdauerndem Marschieren zu üben; denn diese Zeit gehörte vor allem dem elementaren Unterrichte auf dem Exerzier- und Schiessplatze, dem Felddienste im Gelände, dem Aushülfsdienste bei der Festungsartillerie und jenen Übungen, welche speziell die Verteidigung der Festung betrafen.

Der zweite Marsch, von Sinigaglia nach Pesaro, 35,5 Kilometer, verlief nicht besser als der erste. Die Nachsicht, die am ersten Tage notgedrungen geübt worden, hatte auch ihre Nachteile gehabt, da sie manchen Trägen oder auf unerlaubte Requisitionen Spekulierenden zum Nachzügler machte. Gegen diese Kategorie wurde mit grosser Strenge vorgegangen. Im übrigen war für reichliche Verpflegung gesorgt, und ebenso für genügende Ruhe in den Nachtstationen, indem der Sicherheitsdienst auf ein kleinstes beschränkt, und alle unnötigen Plackereien vermieden wurden.

So ging der dritte Marsch, von Pesaro nach Rimini, 34,5 Kilometer, schon in ziemlich befriedigender Weise von statten.

Von Rimini weiter gegen Ferrara, in dessen Nähe der Übergang über den Po stattfinden sollte, hatte ich die Wahl zwischen zwei Routen: der alten Heerstrasse bis Bologna, und von dort, rechts ausbiegend, der von Florenz kommenden, über Ferrara und Rovigo in das Innere unserer Monarchie führenden grossen Chaussée; oder aber der Strasse von Rimini längs der Küste bis Ravenna, von wo aus Nebenstrassen uns Po-aufwärts nach Ferrara geführt hätten.

Der längere, aber ressourcenreichere Weg über Bologna wäre gewiss unter gewöhnlichen Verhältnissen jenem vorzuziehen gewesen, der die Meeresküste entlang und durch die wenig bevölkerte Po-Niederung führt. Da aber Kundschafterberichten zufolge Prinz Jerome Napoleon mit französischen und italienischen Truppen auf dem Marsche gegen Bologna begriffen sein sollte, daher bei Berührung dieser Stadt meine Brigade Gefahr lief, mit Übermacht angegriffen zu werden, so entschied ich mich für den Weg über Ravenna.

Um jedoch den Gegner zu täuschen, wurde die Richtung dahin nicht gleich von Rimini aus eingeschlagen, sondern noch ein Marsch auf der Bologneser Strasse bis Cesena, 28,5 Kilometer, zurückgelegt.

Bis Rimini war die Truppe, um sie zu schonen, in Quartieren untergebracht worden; über Rimini hinaus war grössere Vorsicht geboten, weshalb Freilager bezogen wurden.

Obwohl die Brigade nun die Anstrengung der Märsche schon recht gut ertrug, glaubte ich doch, einen Rasttag bewilligen zu sollen. Den dadurch entstehenden Verlust von vierundzwanzig Stunden schien mir die grössere Kampffähigkeit der ausgeruhten Truppe im Falle eines Zusammentreffens mit dem Feinde mehr als aufzuwiegen. Ich entschloss mich daher, mit der Brigade einen Tag im Lager von Cesena stehen zu bleiben, erliess jedoch die Weisung hiezu erst kurz vor der Tagwache.

Grosser Jubel erhob sich im Lager, als der Befehl verkündet wurde.

An jenem Tage kam Oberst Kanzler, Kommandant des in der Delegation Bologna dislozierten päpstlichen Infanterie-Regiments, auf seiner Flucht von Bologna nach Ancona durch Cesena. Wie er mir mitteilte, hatte man es versäumt, sein zerstreut einquartiertes Regiment vor dem Abzuge der österreichischen Besatzungstruppen nach Bologna zu beordern. Die Folge war, dass die Bevölkerung sich gleich nach der Entfernung der Österreicher als von Rom unabhängig erklärte und den Anschluss an das neue Italien unter König Victor Emanuel proklamierte.[1])

Am 17. Juni nahm meine Brigade den Marsch wieder auf; eine kurze Strecke weit, um allenfalls aufpassende Kundschafter irrezuführen, noch in der Richtung gegen Bologna, bald aber, rechts gegen Ravenna abbiegend, meist zwischen Reisfeldern hindurch bis zu letzterer Stadt (33 Kilometer).

Wir trafen unterwegs auf etwa dreihundert treugebliebene päpstliche Gendarmen, die sich bei der offenbaren Unmöglichkeit, das Innere des Kirchenstaates zu erreichen, meiner Brigade anschlossen und mit ihr glücklich österreichisches Gebiet erreichten.

Die Stadtbehörde von Ravenna musste von unserem Eintreffen, behufs Sicherstellung der Verpflegs- und Lagerbedürfnisse, verständigt werden; doch geschah dies erst, als die Marschrichtung nicht mehr geheim zu halten war, und zwar, in Ermangelung von Kavallerie, durch eine kleine, auf Fuhrwerke gesetzte Infanterieabteilung.

---

[1]) Kanzler, ein geborener Badenser, gelangte unbelästigt nach Ancona, verblieb in päpstlichen Diensten, wurde General und Oberkommandant der päpstlichen Armee, und schliesslich auch Kriegsminister.

In der vom grossen Verkehre abseits liegenden Stadt war man auf das Eintreffen eines grösseren österreichischen Truppenkörpers nicht gefasst gewesen. Die revolutionäre Partei hatte bereits die päpstlichen Behörden vertrieben und deren Insignien beseitigt, die italienische Trikolore entfaltet und Freiwilligentrupps zu bilden begonnen.

Das unerwartete Erscheinen meiner Quartiermacher verursachte nicht geringen Schrecken; doch fassten sich die Leute schnell und beeilten sich, unter zeitweiliger Verzichtleistung auf die neuen Errungenschaften, der Stadt äusserlich das frühere Aussehen wiederzugeben. Dieser Dekorationswechsel war zur Zeit unseres Einmarsches noch nicht ganz durchgeführt; wir überraschten einige Leute noch bei der hastigen Arbeit. Trotz des Ernstes der Lage empfand ich den stillen Humor der Situation.

Ich wurde sehr gut empfangen, ganz als wäre nichts Besonderes vorgefallen. Meinen Anforderungen inbezug auf Versorgung der Truppe (5300 Mann und 150 Pferde) wurde bestens entsprochen, und da die Bevölkerung sich ganz ruhig verhielt, war es für mich um so angezeigter, während unseres kurzen Aufenthaltes das Vorgefallene zu ignorieren, als ein gewaltsames Einschreiten meinerseits zugunsten der früheren Behörden die alten Zustände doch nur ganz vorübergehend wiederherstellen konnte.

Überaus interessant wäre, hätte die Zeit es zugelassen, die Wiederauffrischung alter geschichtlicher Erinnerungen auf diesem historischen Boden gewesen. Jeder Ort, jeder Name rief eine solche wach. Sinigaglia mit dem Schlachtfeld, auf welchem 207 v. Ch. Hasdrubal mit dem grössten Teile seiner Karthager im Kampfe mit den römischen Legionen fiel; Rimini, die einst mächtige Veste, mit ihrem Triumphbogen des Augustus; Cesena und Forli, kleine, interessante Freistaaten des Mittelalters; das Flüsschen zwischen Rimini und Cesena, welches Cäsar durch sein Wort vom gefallenen Würfel unsterblich gemacht. Und Ravenna erst, diese vielbesprochene Residenz weströmischer Kaiser und germanischer Könige, einstens Kriegshafen, jetzt über sieben Kilometer vom Meere entfernt, seiner alten Herrlichkeiten entkleidet, das Bild einer gefallenen Grösse!

Es gelang mir übrigens, mich eine Stunde lang von Dienstgeschäften loszumachen, um wenigstens einen Blick auf die hervorragendsten Baudenkmäler, meist altchristlicher Kunst, aus dem fünften bis achten Jahrhundert zu werfen und in den berühmten Pinienwald

zu fahren, zum Besuch der kleinen runden Kapelle Santa Maria della Rotonda, des Mausoleums Theodorich des Grossen, welches wahrscheinlich von dessen Tochter Amalasunta um das Jahr 530 erbaut wurde.

Beachtenswert ist die Kuppel des Tempels. Sie ist aus *einem* kolossalen Stücke Granit gemeisselt, der, aus Istrien gebracht, später durch einen Blitzschlag gespalten wurde.

Bei diesem Tempel kann man die Wirkung von Überschwemmungen studieren, welche der Eindämmung des Po und der benachbarten Torrenten vorangingen. Sie haben die Niederung um Ravenna allmählich so erhöht, dass jetzt die Oberfläche der Felder um beiläufig zwei Meter die Sohle des Tempels überragt und der zu letzterem führende Weg schluchtartig eingeschnitten werden musste.

Von Ravenna ging der Marsch am 18. Juni nach Alfonsine, 18,5 Kilometer, dann nach Argenta, 21, hierauf bis nahe Ferrara, 34, am einundzwanzigsten endlich über den Po bei Pontelagoscuro und bis Rovigo, 53 Kilometer.

Unsere Übersetzung über den Po besorgte mittels Dampf- und Schleppschiffen ebenso schnell als zweckmässig eine Abteilung meines lieben Flottillencorps unter Kommando meines alten Kameraden und Freundes, Major Ludwig von Bolzano.

Der letzte Marsch war unter allen ausgeführten der längste. Die Truppe legte ihn in musterhafter Weise zurück, hatte nicht *einen* Marschmaroden und defilierte bei Rovigo vor einem entgegengekommenen General fröhlich singend, als bräche sie erst aus dem Lager auf.

Im ganzen wurden von Ancona bis Rovigo in neun, nur durch einen Rasttag unterbrochenen Märschen, mit einer früher wenig trainierten Truppe etwas mehr als zweihundertundachtzig Kilometer zurückgelegt.

Hier in Rovigo blieb die Brigade vorläufig, um sich ein wenig zu erholen und das schadhafte Schuhwerk wieder in guten Stand zu setzen.

Da seit dem Abrücken von Ancona die telegraphische Verbindung mit dem österreichischen Gebiete unterbrochen, die Briefpost aber nicht sicher war, versuchte ich meine Berichte an das Armeekommando über die Evakuierung von Ancona usw. zuerst aus Pesaro durch einen Kundschafter nach Ferrara, dann wieder aus Rimini durch einen Offizier überbringen zu lassen. Beide aber mussten in-

folge von auf ihrem Wege ausgebrochenen Unruhen unverrichteter Sache zurückkehren. Erst von Ferrara aus gelang es mir, Schriftstücke und Telegramme so abzusenden, dass sie auch an Ort und Stelle gelangten.

Beim Oberkommando war man somit neun Tage lang ohne Nachrichten von der Brigade, und sah denselben mit begreiflicher Spannung entgegen. Als solche endlich am einundzwanzigsten einlangten, erging sogleich aus dem Hauptquartier Villafranca an mich der Befehl, den Po von der Minciomündung stromabwärts bis zur päpstlichen Grenze zu rekognoszieren, um den geeignetsten Übergangspunkt für ein Armeecorps von sechs bis sieben Brigaden zu ermitteln, das eventuell in der Richtung gegen Modena oder gegen Ferrara offensiv vorzurücken hätte.

Am Schlusse war noch beigefügt, das A. H. Armee-Oberkommando habe anzuordnen geruht, dass mir «für den unter schwierigen Verhältnissen ebenso umsichtig, wie energisch und mutvoll durchgeführten Marsch mit meiner Brigade von Ancona bis auf das linke Po-Ufer der Ausdruck der A. H. Zufriedenheit Seiner Majestät des Kaisers bekannt gegeben werde».

Bevor aber noch der eben erwähnte schriftliche Befehl in meine Hände gelangt war, traf ein Telegramm ein, das mich auf einige Stunden ins kaiserliche Hauptquartier berief.

B. Im Hauptquartier des Ober-Kommandos (1859).

Zweck der Berufung. — Erste Eindrücke. — Der Chef des Generalstabs. — Der Sous-Chef. — Die letzten Operationen vor Solferino. — Eine Schlacht für den 24. Juni nicht erwartet. — Aufklärungsdienst. — Kundschaftswesen. — Meldungsdienst. — Geschäftsgang in der Operationskanzlei. — Kaiserliches Feldlager. — Von Valleggio nach Borgoforte. — Im Truppengedränge nach der Schlacht. — Am Tage nach der Schlacht. — Zurück nach Rovigo.

Meine Berufung «für einige Stunden» in das kaiserliche Hauptquartier schien mir nur in der Absicht erfolgt zu sein, um über Ancona und die Zustände in den von mir durchzogenen Bezirken ausführlichere Aufklärungen zu erhalten, als meinen telegraphischen und schriftlichen Meldungen zu entnehmen gewesen.

Ich trat sonach in recht angenehmer, ruhiger Stimmung die Fahrt von Rovigo an, und traf über Badia und Legnago, mit Extra-

post hundertzwanzig Kilometer in zwölf Stunden zurücklegend, am 23. Juni, etwas nach Mitternacht, in Villafranca ein.

Um niemand in der Nachtruhe zu stören, wartete ich in der Operationskanzlei das Erscheinen der Offiziere ab.

Der erste, der am frühen Morgen eintrat, war mein treuer Freund, General Rossbacher. Kaum hatten wir uns begrüsst, so erschien auch mein gütiger alter Gönner, FZM. Hess.

Nach ein paar freundlichen Worten über mein Verhalten in letzter Zeit, wobei er weder über Ancona, noch über meine Wahrnehmungen auf dem Marsche irgend eine Frage stellte, erklärte er mir, dass nach einem ersten Erfolge unserer Armeen über die Hauptmacht der Franco-Sarden, der hoffentlich an einem der nächsten Tage eintreten dürfte, ein starkes Corps auf das rechte Po-Ufer disponiert werden würde, um den aus Toscana anrückenden Franzosen entgegenzutreten, und dass mir bei dieser Expedition eine Verwendung zugedacht sei. Jetzt möge ich ihn — Hess — im Wagen nach Valleggio begleiten, wohin das Hauptquartier verlegt worden, und wo ich im Laufe des Tages das Nähere erfahren werde.

Obwohl im unklaren über dieses «Nähere», war ich durch die Aussicht auf eine besondere Aufgabe sehr erfreut.

Den Kaiser sah ich zuerst um sieben Uhr, als er sich, begleitet vom Grossherzog von Toscana, einigen Erzherzogen, Generalen und Adjutanten, in die Kirche begab. Obwohl es Fronleichnamstag, wurde nur eine stille Messe gehört. Der Kaiser sah gut aus, zeigte sich wie gewöhnlich frisch und elastisch, nur etwas ernst gestimmt.

Nach dem Kirchengange wurde ich von ihm zur Erstattung meiner Meldung empfangen und bei dieser Gelegenheit auch mündlich in huldvoller Weise belobt.

Auch von vielen Herren des Armee-Oberkommandos wurde ich beglückwünscht.

Die Stimmung daselbst war, wie natürlich, etwas gedrückt. Doch hoffte alles zuversichtlich auf eine baldige Wendung zum Bessern und schliessliche Entscheidung des Krieges zu unseren Gunsten. Kämpfe stünden, so sagte man in der Operationskanzlei, vor ein paar Tagen nicht zu erwarten, weil erst heute, den dreiundzwanzigsten, die in ihren Ständen ergänzte zweite und die neu hinzugekommene erste Armee mit numerischer Überlegenheit gegen die an der Chiese stehenden Franco-Sarden die Offensive ergreifen und den Mincio überschreiten würden.

Näheres über die letzterlassenen Dispositionen konnte ich nicht gleich erfahren. Man hätte zwar kein Bedenken getragen, mir, als einer Vertrauensperson des FZM. Hess, Einsicht in die Akten zu gestatten; allein diese wurden eben verpackt, wie denn auch alle Generalstabsoffiziere mit den Vorbereitungen zum Aufbruch nach Valleggio vollauf beschäftigt waren, den sie auch alsbald zu Pferde antraten.

In den wenigen Stunden meiner Anwesenheit im Hauptquartiere war mir, dem unbeteiligten Zuseher, der aber die meisten handelnden Personen mehr oder weniger genau kannte, eine bedeutende Zunahme des Übergewichts der Generaladjutantur und Zentralkanzlei über den Generalstab und die beschämende Zurückdrängung des letzteren in die zweite Linie unangenehm aufgefallen.

Diese Wahrnehmung trübte die freudige Stimmung, in die mich der ausgezeichnete Empfang beim Ankommen und die Aussicht aur eine Spezialverwendung versetzt hatten.

Auf den Befehl hin, FZM. Hess auf seiner Fahrt zu begleiten, erkundigte ich mich bei dem Platzkommandanten im kaiserlichen Hauptquartier, GM. Graf Vetter, nach dem für Hess bestimmten Wagen. Der Gefragte wurde ein wenig verlegen; er hatte bei Verteilung der Fahrgelegenheiten offenbar an Hess gar nicht gedacht, und antwortete nach einigem Zögern: «Nimm halt für ihn eine von den im Hofe stehenden Postkaleschen.»

Um acht Uhr früh fuhr eine Reihe eleganter, leichter, mit edlen Rassepferden bespannter Hofequipagen vor. Die erste bestieg der Kaiser mit dem Grossherzog von Toscana, die folgenden benützten mehrere anwesende Erzherzoge; in den letzten aber machten sich's nicht bloss der erste Generaladjutant und die übrigen der Militärkanzlei angehörenden drei Generale, sondern auch sämtliche Flügeladjutanten bequem.

Jetzt endlich kam der Wagen für den Chef des Generalstabs des Kaisers und der Armee: eine gewöhnliche, von abgehetzten Gäulen gezogene Postkalesche!

Hess schien nicht zu bemerken, was für ein Fuhrwerk man für ihn bestimmt.

Ich aber unterdrückte gewaltsam meinen Unmut, und nahm mir vor, Schritte zu tun, damit eine solche unglaubliche Rücksichtslosigkeit sich nicht wiederhole.

Nach der Abfahrt von Villafranca lehnte Hess längere Zeit, in Gedanken versunken, in seiner Wagenecke, ohne ein Wort zu sprechen. Plötzlich sich aufrichtend, sah er mich an und brachte mühsam die Worte hervor:

«Sie können sich keine Vorstellung machen, *wie* ich leide!»

Ich war sprachlos!

Sein von Verstimmung zeugendes Aussehen, die Überwindung, welche ihm das Sprechen verursachte waren mir wohl schon in Villafranca umsomehr aufgefallen, als gerade seine Ruhe und volle Selbstbeherrschung, sein seelisches Gleichgewicht 1848/49 immer meine Bewunderung hervorgerufen hatten. Allerdings war seither ein Dezennium verflossen, und er stand jetzt im 72. Lebensjahre; allein bei seiner hervorragend zähen, widerstandsfähigen Natur konnte ich mir seinen gegenwärtigen Zustand weder durch Altersschwäche, noch durch momentane Überanstrengung erklären. Auch unsere bisherigen Misserfolge im Felde konnten denselben kaum verursacht haben; denn sie fielen ja nicht ihm zur Last, auch war seitdem inbezug auf die numerische Stärke und die Schlagfertigkeit unserer Armeen alles Versäumte nachgeholt worden, so dass man mit Recht auf einen Umschwung zu unseren Gunsten rechnen durfte. Es mussten also besondere, direkte, auf seine Person wirkende Umstände sein, die Hess' Tatkraft lähmten und ihn in diesen Zustand versetzten; einen Zustand, der, fasste ich seine Stellung als Operationsleiter einer grossen, mitten im Kriege stehenden Armee und das unmittelbare Bevorstehen wichtiger, für das Schicksal der Monarchie entscheidender Ereignisse ins Auge, nicht anders als unheimlich auf mich einwirken konnte.

Lebhaft trat mir wieder alles vor Augen, was ich seit meinem Eintreffen im Hauptquartiere in bezug auf die Zurücksetzung des Generalstabes und den Mangel an Rücksicht für die Person von dessen Chef bemerkt hatte. Dass aber dieser starke, von ungewöhnlicher Selbstbeherrschung durchdrungene Charakter seiner Verstimmung in solcher Weise Ausdruck gab, erschütterte mich mehr, als ich sagen kann. Nie hatte ich bisher einen ähnlichen Ausruf der Klage gehört, obwohl ich in früheren Zeiten oft Zeuge der harten Proben gewesen, die seine Ruhe und Geduld durchgemacht.

Mit Mühe konnte ich mich soweit fassen, um die Worte hervorzubringen: «Ich ahnte wohl schon, dass Ew. Exzellenz mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben; aber dass diese bis zu *dem* Punkte gehen, welchen Exzellenz andeuten —»

Er hatte mittlerweile wieder die Herrschaft über sich zurückgewonnen.

«Ja, leider ist es so!» war seine ganze Erwiderung.

Auch inbezug auf dienstliche Angelegenheiten beschränkte er sich während der Fahrt nur auf die kurze Mitteilung, dass ich als Chef des Generalstabs des für das rechte Po-Ufer bestimmten Corps in Aussicht genommen sei.

Es war wohl nur Hess' ausserordentlicher Hingebung für den Kaiser zuzuschreiben, dass er seinem Unmute keinen weiteren Ausdruck gab, ja die wenigen Worte, die ihm derselbe mir gegenüber erpresst, vielleicht schon bereuen mochte, wenn er auch wusste, dass er auf meine Ergebenheit und Verschwiegenheit unbedingt rechnen durfte.

Kaum vermag man es zu glauben, dass ein Mann wie Hess, der sich 1848/49 als Stratege glänzend bewährt, 1854 in Siebenbürgen seine ausserordentliche Befähigung erneuert dargetan hatte, und jetzt im schwebenden Kriege vom Monarchen als der geeignetste berufen worden, an seiner Seite die Operationen zu leiten; dass ein solcher Mann im Hauptquartiere selbst, dessen zweithöchste Persönlichkeit er war oder doch sein sollte, das Opfer ganz gewöhnlicher persönlicher Gehässigkeiten werden, und ihm, auf Kosten der Monarchie, jede erspriessliche Tätigkeit unmöglich gemacht werden konnte!

Es war besonders FML. Schlitter von der Militärkanzlei, Hess' alter Gegner noch vom Hauptquartiere Radetzkys her, der wieder als sein unversöhnlicher Feind auftrat, und leider mit Erfolg.

Hess war hochgestellten Gegnern gegenüber immer viel zu rücksichtsvoll. Auch hat er es nie verstanden, den Kampf um einen, seiner Stellung entsprechenden Einfluss mit Kraft und Energie zu führen. Loyalität und Pflichtgefühl hielten ihn davon ab, die Enthebung von seinem Posten zu verlangen, als ihm derselbe durch die Unzweckmässigkeit der Einrichtungen, den Mangel an Rücksichten für seine Person verleidet worden.

Um seine seltenen Eigenschaften verwerten zu können, bedurfte dieser Mann einer rücksichtsvollen Behandlung, eines Schutzes gegen seine Widersacher, wie ihm beides von Seite Radetzkys reichlich zuteil geworden war.

Nach der Ankunft des kaiserlichen Hauptquartiers in Verona war Hess wiederholt zur II. Armee gesendet worden: am 2. Juni

vor den Kämpfen bei Magenta, und am 8., nach geschlagener Schlacht, während des Rückzuges. Solche Reisen waren, da sie bei dem noch unvollendeten Eisenbahnnetz meist im Wagen, und auch die Nächte hindurch ausgeführt werden mussten, mit grossen Beschwerden verbunden. Um Hess solcher Strapazen zu entheben, überhaupt die Kräfte des alten Mannes zu schonen, hatte man an die Ernennung eines Souschefs des Generalstabs als helfende und einspringende Kraft denken müssen.

Die Wahl dieses «Adlatus» wurde in der Generaladjutantur getroffen und fiel auf General Ramming.

Ramming, ein Zögling der Neustädter Militär-Akademie, war 1834 als Vorzüglichster «ausgemustert» worden. Er begann seine Laufbahn als Leutnant der Kavallerie, gelangte bald in den Generalstab, und diente in diesem bis Mitte der fünfziger Jahre in allen Graden bis zum Generalmajor. Hervorragend durch Geist, Charakter, Wissen und Bildung, war er eine Zierde dieses Corps. In den Kriegen von 1848 in Italien und 1849 in Ungarn bewies er an Haynaus Seite seine grosse Befähigung im Generalstabsdienste; auch war er Verfasser einer gediegenen Geschichte der letzten Periode des Krieges in Ungarn.

Trotz dieser seltenen Eigenschaften und seiner besonderen Leistungen aber war Ramming nicht der geeignete Adlatus für Hess. Abgesehen davon, dass zwischen beiden keine Sympathien bestanden, waren ihre Charaktere und Temperamente so grundverschieden, dass sie sich abstossen mussten.

Ramming, leidenschaftlich und rasch, ein schlagfertiger, gewandter Redner, krankhaft nervös und rechthaberisch, vermochte nur schwer in die Ideen eines andern einzugehen, setzte, weil doktrinär angelegt, diesen meist andere entgegen, und hatte überhaupt eine fatale Voreingenommenheit gegen alles, was nicht von ihm selbst, und ganz besonders, was von Hess ausging.

Letzterer besass eine reichere, fruchtbarere Phantasie, war als Stratege um vieles befähigter zu originellem, richtigem Schaffen als Ramming. Dagegen fehte ihm die Gabe, bei Vorträgen und Verhandlungen die eigenen Ideen, mochten sie auch noch so gut durchdacht und durchaus richtig sein, gegen Einwände mit Erfolg zu vertreten, so dass er bei solchen Diskussionen meist den kürzern zog. Besonders war dies der Fall, wenn er es mit einem ungestüm auftretenden Gegner zu tun hatte, wie Ramming einer war, der sich in seiner leidenschaftlichen Aufregung leicht vergass, und selbst die seinem Vorgesetzten schuldigen Rücksichten beiseite setzte.

Andererseits war man freilich, bei der Loyalität und dem ritterlichen Sinn, die Ramming im Grunde doch innewohnten, zur Annahme berechtigt, er werde den ernsten Verhältnissen, der eminenten Wichtigkeit, die sein gutes Einvernehmen mit Hess für Kaiser und Reich hatte, gebührende Rechnung tragen und alle Selbstbeherrschung aufbieten, um Konflikte zu vermeiden.

Sicherlich hat er auch den guten Willen dazu gehabt, ihn aber leider nicht immer durchzuführen vermocht. So kam es immer wieder zu Meinungsverschiedenheiten, und in deren Folge häufig zu Kompromissen, dem schlechtesten Ausweg, der im Kriege nur eingeschlagen werden kann.

Die Berufung Rammings an Hess' Seite wurde von allen, die die beiden kannten, als verhängnisvoll angesehen. Als eine «unselige Massregel» hat sie mein Freund, Graf Alfons Wimpffen, [1]) gleich nach ihrem Bekanntwerden bezeichnet.

Das Ganze hatten jene verschuldet, die, nachdem sie vergeblich gesucht, Hess ganz zu beseitigen, nun bestrebt waren, wenigstens seine, wie sie in ihrer leidenschaftlichen Voreingenommenheit meinten, schädliche Tätigkeit zu beschränken.

Wie falsch dieser Kalkül gewesen ist, welch unglückselige Folgen er gehabt hat, zeige die kurze Schilderung einiger Vorgänge bei der Festsetzung der Operationen und während des Verlaufes derselben, in der Zeit vom 16. bis 24. Juni.

Nachdem es am 8. Juni nicht gelungen war, den Angriff der Franzosen auf Melegnano abzuweisen, wurde das für den folgenden Tag beabsichtigte offensive Vorgehen unserer II. Armee aufgegeben und der weitere Rückzug beschlossen. Vier Corps zogen in die starke Stellung hinter der Chiese, am Westrande des dem Gardasee südlich vorliegenden Hügellandes, während die übrigen drei (nämlich jene, welche von der II. Armee abgetrennt und der I. zugewiesen worden waren) bis hinter den Mincio zurückgehen sollten.

Am 16. Juni befahl das Armee-Oberkommando, welches nunmehr auch die Leitung der Operationen der II. Armee übernommen hatte, den Rückzug auch der erstgenannten vier Corps von der Chiese hinter den Mincio, in eine konzentrierte Aufstellung rechts neben der I. Armee.

---

[1]) Major im Generalstabe und Mitglied der Operationskanzlei unter Hess.

Auf diesem Rückmarsche und der Konzentrierung innerhalb des berühmten Festungsviereckes hatte Hess bestanden, weil hier die nahezu seit zwei Monaten im Felde befindlichen Corps leichter und schneller die innere Ordnung herstellen, die Verluste ergänzen, Montur und Rüstung instand setzen und in die neue Ordre de Bataille (zwei Armeen anstatt einer) übergehen konnten, als es drei und vier Märsche weiter vorne möglich gewesen wäre.

Wurde dadurch auch der grössere Teil der Armee etwas mehr vom Gegner entfernt, als wünschenswert, so erreichten andererseits die Truppen innerhalb weniger Tage ihren schlagfertigen Zustand wieder; dabei befanden sie sich auf der starken Basis zwischen Mincio und Etsch, die nach allen Seiten, wo überhaupt Operationen des Gegners möglich waren, ebensogut ein defensives Verhalten, wie ein offensives Vorbrechen gestattete.

General Ramming befand sich bisher als Kommandant einer Infanteriebrigade des dritten Corps bei der II. Armee und mit dieser auf dem Rückmarsche hinter die Chiese, als am 14. Juni seine Ernennung zum Souschef des Generalquartiermeisters und seine Einberufung zum Armee-Oberkommando erfolgte.

Gleich eine seiner ersten Tätigkeiten in dieser Stellung bekundete die gegnerische Stellung, die er zu seinem nunmehrigen Chef Hess einnehmen wollte. Statt dieses letzteren Pläne als ein gegebenes anzusehen, trat er mit einem Operationsentwurfe auf, der im wesentlichen das Gegenteil von dem bezweckte, was der in der Ausführung bereits begriffene Hess'sche anstrebte.

Ramming sah von der Notwendigkeit, den stark hergenommenen Truppen ein paar Tage Ruhe im Festungsviereck zu gönnen, ganz ab und beantragte ein sogleiches, rasches offensives Vorgehen gegen den linken Flügel der, wie er meinte, geteilten und mit der Hauptmacht im Marsche gegen den Po begriffenen Franco-Sarden.

Dieser vom 16. Juni datierte Entwurf wurde zwar beiseite gelegt, weil die Annahme des Getrenntseins des Feindes in zwei Teile und des Marsches eines dieser Teile gegen den Po nicht zutraf; aber noch am selben Tage gelang es Ramming, einen Gegenbefehl für die bereits auf dem Marsche von der Chiese hinter den Mincio begriffenen vier Corps, und die Wiederbesetzung der Stellung am Westrande des Hügellandes zu erwirken.

Er soll dies in einer Beratung, nach lebhaften Debatten mit Hess, erreicht haben.

Als der Gegenbefehl der II. Armee zukam, waren einige ihrer Truppenkörper schon am Mincio angelangt, mussten somit die Strecke zur Chiese nochmals zurücklegen.

Kaum aber war die dortige Stellung Lonato-Castiglione wieder bezogen, so entschloss man sich, dieselbe erneuert aufzugeben und die II. Armee, nach dem ursprünglichen Plane des FZM. Hess, nun doch auf das linke Mincio-Ufer zurückzuziehen, bis die Neuformationen und die Reorganisierung der Truppen vollkommen durchgeführt sein würden.

Der Befehl zu diesem Rückzuge erging am 18. Juni.

Über die Aufstellung und Bewegung der Gegner fehlten verlässliche Nachrichten. Es schien, als zöge ihre Hauptmacht doch den Oglio entlang nach dem Po, weil, wie erhaltene Meldungen besagten, ein Flottenangriff der Alliierten mit vierzigtausend Mann Landungstruppen an Bord auf die venetianische Küste, ein anderer seitens des aus Toscana vorrückenden Corps (sechzigtausend Mann) über den unteren Po gegen unsere östliche Verbindungslinie bevorstünden.

Solchen Operationen konnte rationell nur mit versammelter Macht aus dem Festungsviereck entgegengetreten werden.

Die Konzentrierung in letzterem wurde, wie erwähnt, am 18. Juni angeordnet, am 20. und 21. dann ausgeführt.

Neuere Nachrichten meldeten wieder, dass die Hauptmacht der Gegner nicht an den Po marschiere, sondern an der Chiese sich sammle und dort die Fortschritte der beiden Seitenoperationen abwarten wolle, bevor sie selbst gegen den Mincio vorrücke.

Jetzt war natürlich wieder ein offensives Vorgehen unserer Armeen gegen die Chiese angezeigt, sobald der Hauptzweck, der die Konzentrierung hinter dem Mincio veranlasst hatte, erreicht sein würde. Dieses war bis zum 23. möglich, und so wurde der 24. zum Aufbruche bestimmt.

Als aber am 22. ein vom Mincio aus vorgeschobenes Streifkommando feststellte, dass sich bedeutende feindliche Streitkräfte schon im Hügellande bei Rivoltella am Gardasee, dann südwestlich davon bei Lonato und Castiglione angesammelt befanden, wurde der Beginn unserer Offensive um einen Tag früher, statt auf den 24., auf den 23. festgesetzt, und damit die am 22. erlassene Disposition schon am Nachmittag desselben Tages neuerdings abgeändert.

Durch dieses wiederholte Umstürzen des Operationsplanes wurden nicht nur ebenso ermüdende wie nutzlose Hin- und Hermärsche der II. Armee veranlasst, sondern auch kostbare fünf Tage verloren, die den Truppen zu ihrer Kompletierung, sowie zur Erholung von den vielen Anstrengungen und Entbehrungen dringend nötig gewesen wären. Insbesondere hat das Entfallen des letzten Rasttages am 23. unsere Marschfähigkeit und Gefechtsbereitschaft sehr beeinträchtigt.

Aber auch auf die Abwicklung der Geschäfte in der Operationskanzlei konnten so häufige, schnell aufeinanderfolgende Dispositionsänderungen nicht ohne nachteilige Wirkung bleiben. Oberflächlichkeiten bei der eilfertigen Umarbeitung der Verfügungen, Versehen bei der Redaktion, Verspätungen in der Ausfertigung der Befehle wurden unvermeidlich. Dem ist es wohl auch zuzuschreiben, dass die Aufstellung unserer beiden Armeen in der Nacht vom 23. auf den 24. Juni eine viel zu grosse Tiefe hatte und nicht genügend konzentriert war.

Infolgedessen konnte am 24., als der unerwartete Angriff der feindlichen Hauptarmee erfolgte, unser Gegenaufmarsch nicht schnell genug und rechtzeitig bewirkt werden.

Dies erklärt auch, wieso es möglich wurde, dass wir uns bei Solferino in den meisten Einzelkämpfen in der Minderzahl befanden, obwohl die engagierten beiderseitigen Infanterien an Zahl wenig unterschieden waren (119,700 auf unserer Seite, 122,000 auf Seite der Franco-Sarden); dann dass z. B. die ganze Reserveartillerie der II. Armee weit rückwärts, bei Rosegaffero nächst Villafranca, über zwanzig Kilometer von Solferino entfernt, stehengelassen wurde, erst um 9½ vormittags den Befehl zum Vorrücken erhielt, und am Mincio eintraf, als die Armee bereits den Rückzug angetreten hatte. Leicht hätte trotzdem das Gesamtstärkeverhältnis zu unseren Gunsten gestaltet werden können, wäre ein Teil des bei der ersten Armee eingeteilten zehnten Corps, das aus fünf Brigaden mit 20,700 Mann Infanterie bestand und etwas rückwärts längs des Po disloziert war, zum Kampfe herangezogen worden.

In der wiederholten Unterbrechung des von Hess nach dem Gefechte von Melegnano geplanten und stets wieder angeregten Rückzuges der zweiten Armee hinter den Mincio, in den durch diese Unterbrechungen verursachten mannigfachen Störungen, endlich in der Übereilung des letzten Vormarsches muss die Grund-

ursache unseres Misserfolges in der Schlacht bei Solferino gesucht werden. [1])

Dass es schon am 24. Juni zum Entscheidungskampfe kommen werde, war in unserer Operationskanzlei nicht erwartet worden. Ramming insbesondere wollte an einen grösseren Zusammenstoss am genannten Tage nicht glauben.

Es geht dies aus den unter seinem unmittelbaren Einflusse verfassten Dispositionen für den Vormarsch am 24. und 25. hervor, die am 22. früh ausgegeben und durch den am selben Nachmittage erlassenen Befehl, welcher die Verlegung der Vormärsche auf den 23. und 24. anordnete, weiter nicht abgeändert wurden.

Nach diesen Dispositionen sollten die von unseren zwei Armeen an den letztgenannten beiden Tagen auszuführenden Operationen, nach Zurückwerfung der feindlichen, das Mincioterrain besetzt haltenden Streitkräfte, im «Aufmarsche an der Chiese» und der «Einleitung zu einer Schlacht an der Chiese, falls der Gegner sich mit seiner Hauptmacht daselbst konzentrieren würde»,[2]) bestehen.

Die Berichte des weiter oben erwähnten Streifkommandos — dieselben, die eine Beschleunigung des Vormarsches veranlassten — erweckten in mir, als ich sie gelesen, gleich sehr bedeutende Zweifel an der Wahrheit der Annahme, dass die Franco-Sarden noch im Sammeln jenseits der Chiese begriffen seien; vielmehr musste ich sie schon auf dem Vormarsche gegen den Mincio vermuten.

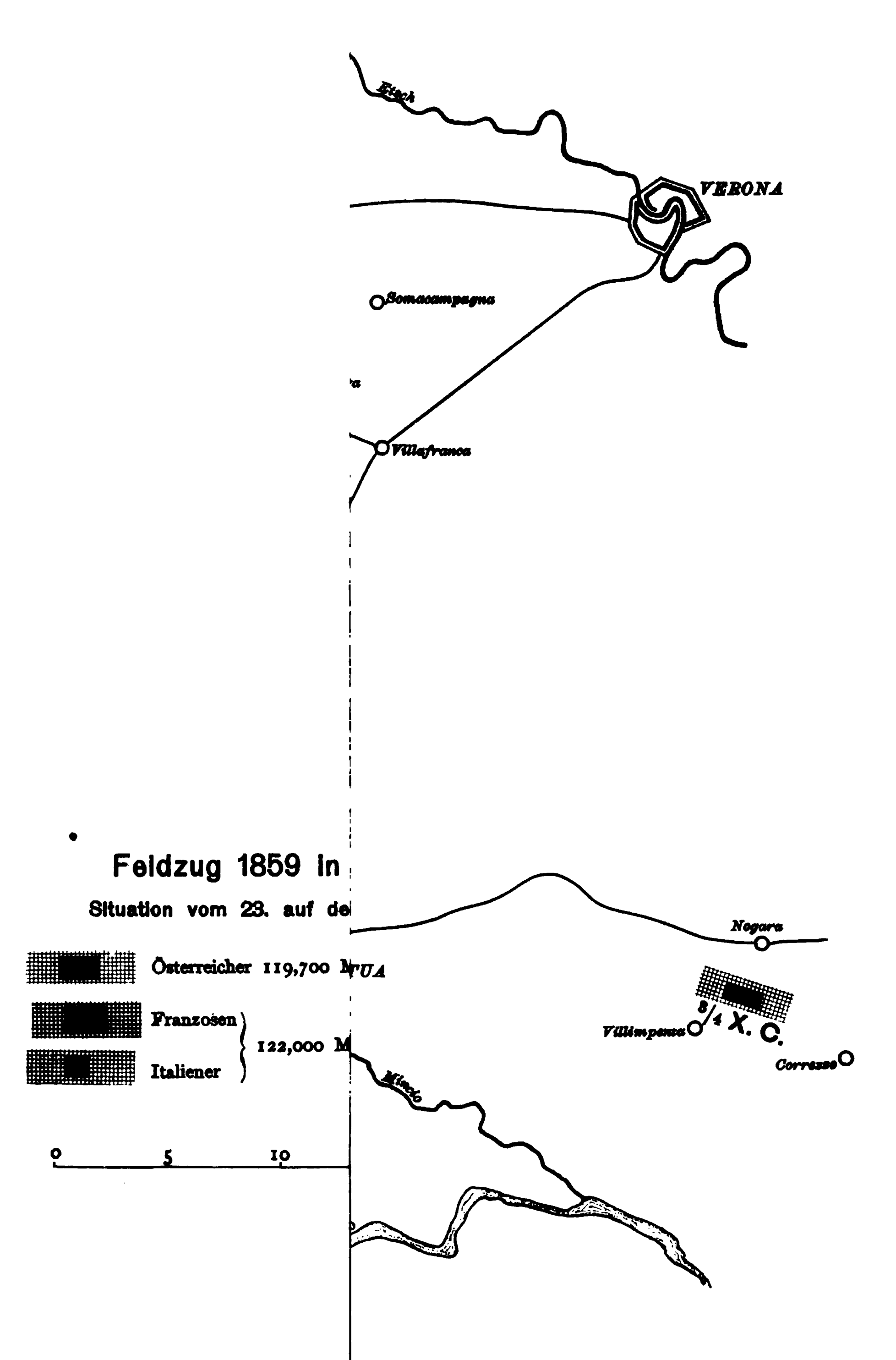
Am 24. sollte ich im Auftrage des FZM. Hess nach Borgoforte am Po fahren, um zu erheben, ob die anbefohlene Wiederherstellung eines gesicherten Überganges in Angriff genommen, und damit für das Corps, welches den aus Toscana vorrückenden Franzosen entgegentreten sollte, der Übergang über den Fluss gesichert sei; welcher Übergang bei Borgoforte und nicht, wie früher geplant, weiter unterhalb stattfinden sollte.

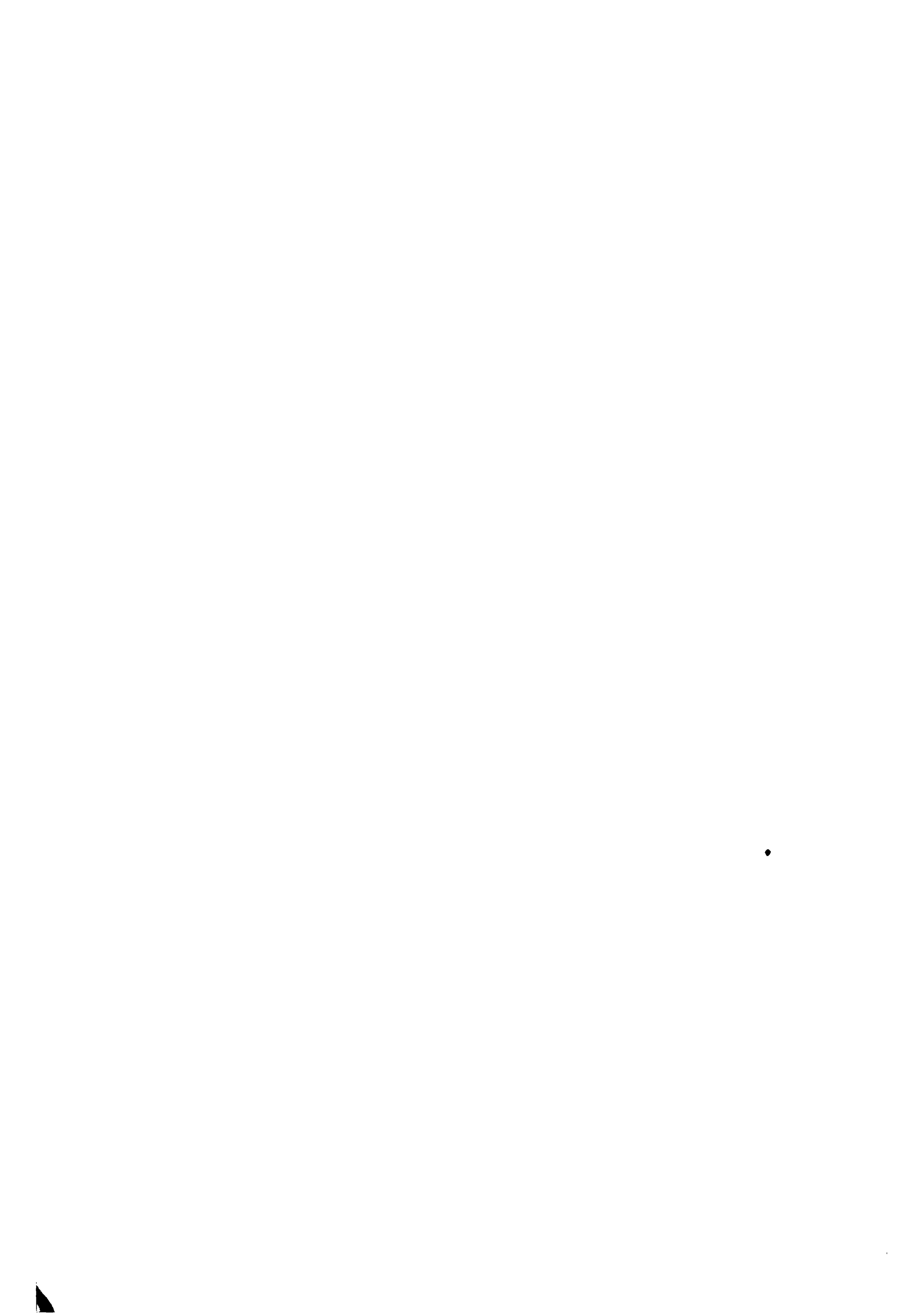
Als ich mit Ramming über meine Mission sprach, fragte ich ihn, ob die Verhältnisse bei Borgoforte nicht ebensogut durch einen jüngeren Generalstabsoffizier erhoben werden könnten? Ich motivierte

---

[1]) Das hier über unsere Operationen in Kürze Gesagte ist etwas ausführlicher in der «Studie über Operationen und Taktik der Franzosen im Kriege 1859» besprochen, die ich im Jahre 1864 veröffentlicht habe.

[2]) Österreichische offizielle Geschichte «Der Krieg in Italien 1859», II. Band, Seite 215.


Etsch
VERONA
Somacampagna
Villafranca
Feldzug 1859 in
Situation vom 23. auf de
Nogara
Österreicher 119,700 M
Franzosen
Italiener
122,000 M
Villimpenta
3/4 X. C.
Correzzo
Mincio
0
5
10



meine Frage damit, dass ich dieser Sendung gerne enthoben sein möchte, um beim Zusammenstosse mit dem Feinde, der jeden Augenblick zu gewärtigen, zugegen zu sein. Darüber geriet er in Aufregung. Ich wolle, sagte er, mit dieser Bemerkung seine Behauptung in Zweifel ziehen, dass es am 24. noch nicht zur Schlacht kommen würde! Er aber wiederhole diesen Ausspruch, und es werde sich schon zeigen, dass seine Meinung die richtige gewesen sei.

Ramming war offenbar ganz von der Ansicht beherrscht, dass die Hauptmacht der Alliierten auf die Ankunft des Corps aus Toscana warte, deshalb absichtlich nur langsam vorrücke, und sich dermal noch jenseits der Chiese befinde. Der Umstand, dass unsere Armeen am 23. beim Vorrücken über den Mincio auf keinen grösseren Gegner gestossen, mag ihn in dieser Vorstellung bestärkt haben.

Während unseres Gespräches, das am 24. gegen sieben Uhr früh stattfand, waren aber schon Ereignisse eingetreten, die meiner Auffassung Recht gaben. Dieselbe beruhte auf den Meldungen des mehrerwähnten Streifkommandos, welches am 22. diesseits der Chiese, in der siebenzehn Kilometer langen Linie von Rivoltella bis über Castiglione, nicht bloss Vortruppen und kleinere streifende Abteilungen des Feindes, sondern aus allen drei Waffen zusammengesetzte Körper in der Stärke von vielen tausend Mann, ja sogar aufgeschlagene Zeltlager gesehen hatte.

Es ist schwer erklärlich, dass das, was der Führer dieses Streifkommandos vom Feinde erblickt und gemeldet hatte, nicht gleich als die Front der Hauptmacht der Franco-Sarden erkannt wurde. Vielleicht verleitete dazu der Umstand, dass am 23. keine grösseren Bewegungen nach vorne wahrgenommen wurden. Es fand eben, wie aus späteren Publikationen bekannt wurde, am 23. nur noch ein besseres Anschliessen der einzelnen Teile des Gegners für den Vormarsch am 24. statt.

Um die grosse Hitze zu vermeiden, brachen die Allierten am 24., zum Teil wenigstens, schon um zwei Uhr nach Mitternacht auf, während wir erst um neun Uhr, nach dem Abessen, den Marsch antreten sollten. Da unsere Vorposten seit dem vorhergehenden Abend den feindlichen ganz nahe standen, wurden jene des linken Flügels noch vor Morgengrauen, die des Zentrums etwas später angegriffen und bald in ernste Kämpfe verwickelt, die dann mit der, für uns so verhängnisvollen grossen Schlacht endeten.

Wie leicht wäre es doch gewesen, durch zweckmässige Verwendung unserer sehr gut ausgebildeten Kavallerie in steter Kenntnis der Stellungen und Bewegungen der feindlichen Hauptmacht zu bleiben!

Aber die geschilderten Verhältnisse in der Operationskanzlei und die Schwierigkeiten bei der Abwicklung der Geschäfte dieser wichtigsten Zentralbehörde hatten auch in dieser Beziehung hemmend gewirkt und verschuldet, dass die so notwendige, unausgesetzte Verwendung der Kavallerie zu «Streifkommanden» (wie die im Aufklärungs- und Verschleierungsdienste tätigen Abteilungen damals benannt wurden) nicht einmal in jener primitiven Weise ausgeübt wurde, wie sie 1848 und 1849 Radetzky und Hess ins Werk setzten.

Im Jahre 1859 war, bevor unsere zwei Armeen den Mincio überschritten um gegen die Chiese vorzugehen, jenem wiederholt erwähnten Streifkommando ganz allein die Aufklärung vor der Front beider Armeen zugefallen. Dasselbe bestand, unter Kommando des schneidigen Ulanenmajors Baron Appel,[1]) aus 2 Eskadronen Kavallerie und 2 Geschützen. Es hatte den Auftrag, am 21. Juni abends den Mincio bei Monzambano zu überschreiten, folgenden Tags nach Rivoltella am Gardasee, weiter nach Lonato und darüber hinaus gegen den linken Flügel der Gegner vorzugehen, bis es mit diesem zusammenträfe; den Rückzug aber über Castiglione, Guidizzolo und Volta auf Valleggio zu nehmen.

Diese Aufgabe war, besonders nach dem Anlangen vor dem linken Flügel der Gegner, ein schwieriges und gefahrvolles Unternehmen. Appel löste dasselbe jedoch mit ebenso grosser Geschicklichkeit wie Bravour. Er erlitt in den Zusammenstössen mit dem Gegner verhältnismässig geringe Verluste (zwei Offiziere, sieben Mann und acht Pferde tot, vier Mann und elf Pferde blessiert oder vermisst), was wohl auch dem Umstande zu danken war, dass der Feind den Sicherheitsdienst vor der Front mit grosser Sorglosigkeit betrieb.

Da es von Interesse sein dürfte, den von Appel bei jener Expedition zurückgelegten Weg graphisch festgelegt zu sehen, so füge ich eine Skizze (Karte Nr. 11) bei, die ich mir seinerzeit mit Benützung der offiziellen Daten zusammengestellt habe. Aus dieser ist zu entnehmen, dass das Streifkommando weder bis Rivoltella, noch

[1]) Nachmals General der Kavallerie, kommandierender General und Chef der Landesregierung in Bosnien-Herzegowina.

bis Lonato und Castiglione gelangen konnte, und schon am 22. mittags aus Solferino zu melden in der Lage war, dass die beiden ersten Orte stark von Piemontesen, die Gegenden weiter südlich aber von Franzosen in grosser Zahl besetzt seien.

Dieser wichtige Bericht gelangte so schnell nach Villafranca ins kaiserliche Hauptquartier, dass dieses schon um fünf Uhr nachmittags den Befehl wegen Verlegung des Vormarsches vom 24. auf den 23. erlassen konnte.

Zwölf Stunden später meldete Appel aus dem Bivouac bei Guidizzolo in einem zweiten Bericht, dass die Aufstellung der Franzosen sich bis gegen Castel Goffredo erstrecke; endlich, am 23. früh, erstattete er nach einer von ihm spontan und in sehr zweckmässiger Weise unternommenen Aufklärung der Gegend gegen den Oglio zu, eine dritte Meldung, dass nämlich diese Gegend vom Feinde frei sei.

«Warum», fragte ich, nachdem ich am 23. nachmittags Appels Berichte gelesen, den General Rossbacher, «warum habt Ihr, anstatt eines Streifkommandos auf weitem Bogen, nicht drei oder vier solche Kommanden strahlenförmig gegen die Chiese vorgehen lassen? Ihr hättet in viel kürzerer Zeit und ohne Mann und Pferd halbtot zu hetzen, viel mehr erfahren, als Appel allein, trotz seiner ausserordentlichen Leistungen, zu erkunden vermochte.» [1])

Der von der Last der Geschäfte fast erdrückte Vorstand der Operationskanzlei hatte ein bitteres Lächeln. «Wie wäre es möglich», meinte er achselzuckend, «bei der Hetze, in welcher alles geht, bei dem ewigen Widerrufen und Umarbeiten von Dispositionen, bei den unglaublichen Schwierigkeiten, die mit der Erledigung jedes Aktenstückes verbunden sind, an alles zu denken und kein Versehen zu begehen!»

Auch das Kundschaftswesen wurde 1859 nicht mit jenem guten Erfolge betrieben, wie in den letzten siegreichen Kriegen in Italien.

Das Kommando unserer II. Armee war schon vom Beginne des Feldzuges an, was Bewegungen und Aufstellung der Alliierten betraf, auf ganz ungenügende Nachrichten angewiesen. Über die *Absichten* der feindlichen Führer aber konnte rechtzeitig fast gar nichts erkundet werden.

Mit Bezug auf die mir in Aussicht gestellte Verwendung bei dem Corps, das gegen den aus Toscana vorrückenden Gegner operieren sollte, interessierte es mich natürlich, dasjenige zu erfahren,

---

[1]) Über den kühnen Ritt Edelsheim-Gyulais siehe Seite 106.

was man im Hauptquartiere von diesem wusste. Die erhaltene Information hat sich später inbetreff der numerischen Stärke genannten Gegners als ausserordentlich übertrieben, bezüglich der von ihm erreichten Orte aber direkt als unrichtig erwiesen. Man schätzte dieses vom Prinzen Napoleon geführte Corps auf 30,000, dann auf 45,000 und zuletzt sogar auf 60,000 Mann, während es nur bei 18,000 Mann (10,000 Franzosen in zwei Infanterie- und einer Kavalleriebrigade, der Rest Toscaner) zählte.

Weiter: Man war schon mehrere Tage vor der Schlacht bei Solferino der Meinung, das Corps sei am rechten Po-Ufer in der Höhe der Hauptmacht des Gegners eingetroffen, während es erst am 3. Juli, also 10 Tage nach der Schlacht, nächst Goito am Mincio bei der Hauptarmee einrückte.

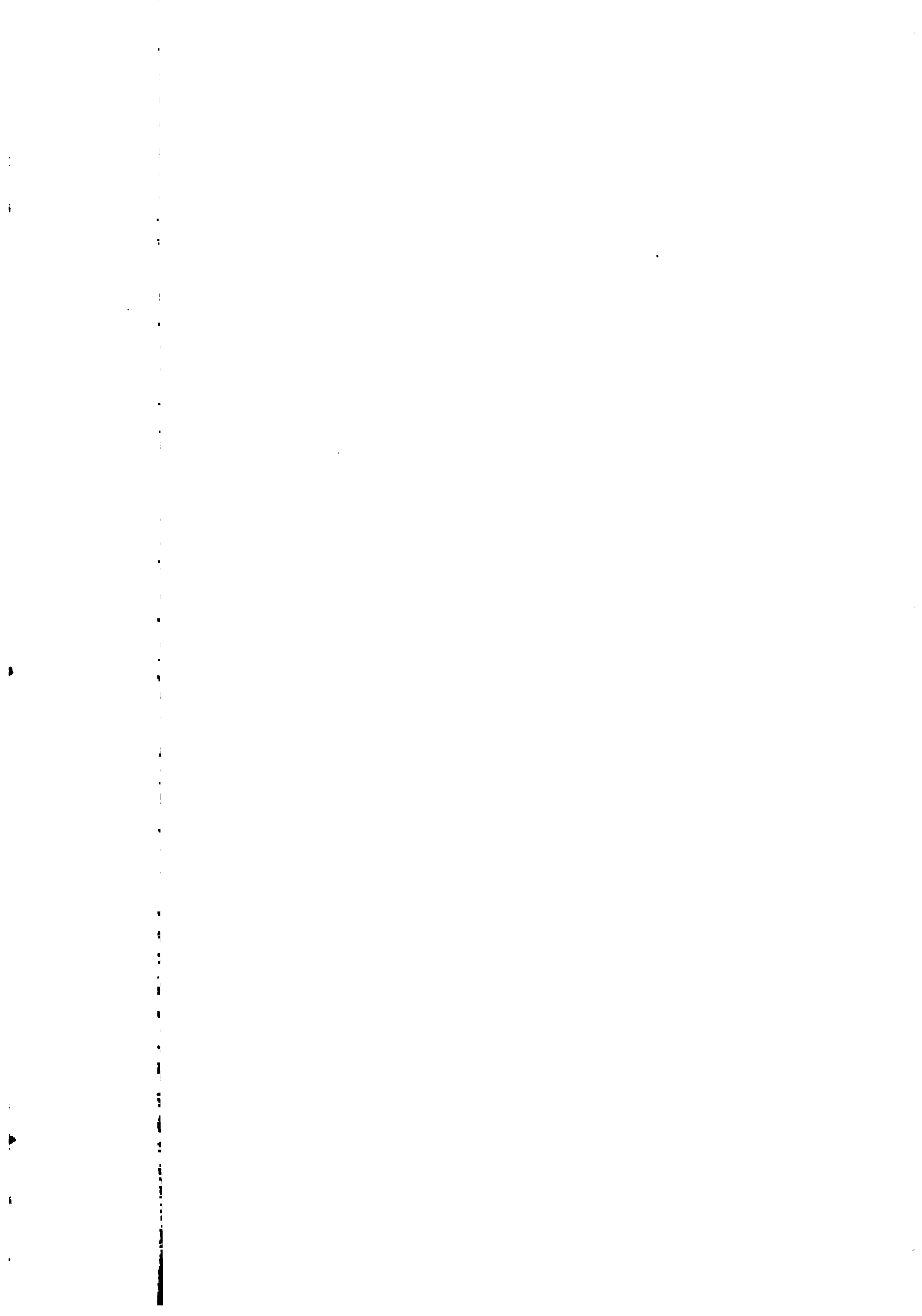
Aber nicht bloss mangelhafte und unverlässliche Kundschafter, sondern auch der Umstand dass, nach den Worten eines gut informierten Freundes, des Majors Wimpffen, «in unserem Kundschafterbureau für Eins immer Zehn gesehen, gelesen und berechnet wurde», liessen die aus Toscana drohende Gefahr inbezug auf Grösse, räumliche und zeitliche Nähe übertrieben gross erscheinen.

Zugleich mit dem Vormarsche unserer Armeen am 24. sollte auch eine Vorschiebung des Hauptquartiers von Valleggio nach Guidizzolo stattfinden. Wirklich brach auch der grösste Teil der Offiziere schon bald nach 6 Uhr früh dahin auf.

Der Kaiser stieg um 8 Uhr zu Pferde und verliess, von seiner engeren Suite begleitet, Valleggio in der Richtung gegen Volta.

Ich hatte mich nicht entschliessen können, die mir aufgetragene Fahrt nach Borgoforte anzutreten, so lange der Kaiser noch in Valleggio war, weil ich, bei meiner festen Überzeugung vom Bevorstehen wichtiger Ereignisse, jeden Augenblick das Eintreffen einschlägiger Meldungen erwartete, die ich begreiflicherweise kennen zu lernen wünschte, bevor ich mich auf einen ganzen Tag fortbegab.

Wie schon erwähnt, erfolgten die Angriffe des Gegners auf unsere Vorposten des linken Flügels sehr früh am Morgen. Die ersten Gewehrschüsse fielen um 2 1/2 Uhr früh bei Medole gegen die Vorhut der I. Armee, die in der Ebene, an der grossen Strasse von Goito nach Brescia lagerte. Um 3 Uhr standen schon Geschütze im Feuer, um 6 Uhr gelangten die Franzosen in den Besitz von Medole, wo das Gros der Vorhut tapfern Widerstand geleistet hatte.





Rechts auf dem Hügellande, wo unsere II. Armee sich befand, begannen die Feindseligkeiten etwas später, gegen 5 Uhr, bei Le Grole vor Solferino. Auch hier entspann sich bald ein heisser Kampf, da unsere Truppen ihre Positionen hartnäckig behaupteten, die Franzosen aber mit bedeutenden Kräften angriffen.

Von allen diesen Ereignissen nun erhielt das Armee-Oberkommando erst um 8 3/4 Uhr Kenntnis, als es in Volta eintraf, wo das Kommando der zweiten Armee sich etabliert hatte!

Wohl beträgt der Weg von Le Grole bis Valleggio 15 Kilometer, von Medole dahin bei 22, und Feldtelegraphen waren dazumal noch nicht üblich. Aber die Ordonnanz-Offiziere waren meist der Reiterei entnommen, wie fast alle unsere Kavallerie-Offiziere schneidige Reiter und sehr gut beritten. Sie hätten die beiden Strecken ins kaiserliche Hauptquartier in 45, beziehungsweise 60 Minuten leicht zurücklegen können. Dies haben sie möglicherweise auch getan; die Schuld an der sträflichen Langsamkeit kann ebensogut den Absendern der Meldungen zur Last fallen.

Da aber vom Beginne der beiden erwähnten Gefechte bis zum Verlassen Valleggios durch den Kaiser mehr als drei, resp. fünf Stunden verflossen, so hätten die Meldungen selbst dann noch mehr als rechtzeitig, d. h. vor 8 Uhr, eintreffen können, wenn man weit mehr Zeit, als in Wirklichkeit erforderlich, für die Verfassung derselben, für die notwendigen Rasten, für unvorhergesehene Zwischenfälle auf dem Wege einräumt.

Es waren dies Versäumnisse, die nichts rechtfertigen konnte. Der Meldedienst vor dem Feinde liess bei uns damals (und leider auch noch im Kriege 1866!) viel zu wünschen übrig. Eine, wenn auch nur kurze, aber doch erschöpfende Meldung über Gesehenes oder in Erfahrung Gebrachtes zu schreiben, stattgehabte Ereignisse klar und bündig zu schildern, war den meisten unserer Infanterie- und Kavallerie-Offiziere die unerwünschteste der Arbeiten. Nur mit Selbstüberwindung nahmen sie Feder oder Stift zur Hand; jeden andern, noch so mühe- und gefahrvollen Dienst hätten sie vorgezogen. Manchen fehlte, infolge ungenügender militärischer Bildung, das richtige Urteil darüber, *was* von dem Vorgefallenen dem vorgesetzten Kommandanten am dringendsten zu wissen nötig, was somit sogleich zu berichten und was auf späteren mündlichen Rapport zu versparen sei.

Da dies dem Generalstabe bekannt war, hätte derselbe darauf bedacht sein sollen, den daraus drohenden Nachteilen tunlichst vorzubeugen. Aber auch der Generalstab selbst war in Beziehung auf verspätetes und unterlassenes Melden nicht immer ohne Schuld. Hier ein Beispiel. Die Brigade Bils des 5. Corps, deren Vorposten nur drei Kilometer von dem durch die Franzosen stark besetzten Orte Castiglione entfernt standen, berichtete am Nachmittag des 23., dass unmittelbar ihr gegenüber feindliche Massen sich befänden. Nachdem sich der Corpskommandant vom hohen Turme von Solferino aus von der Richtigkeit der Tatsache persönlich überzeugt, berichtete er hierüber sofort an sein vorgesetztes II. Armeekommando. Dass und wann aber diese wichtige Meldung von der II. Armee weiter an das Armee-Oberkommando befördert worden, ist aus dem offiziellen Geschichtswerke nicht zu entnehmen. Wäre sie am 24. vor 8 Uhr früh eingelangt, ich hätte es gewiss erfahren.

In Medole hatte man auf einen ernsten Kampf gefasst sein müssen, weil schon bei der Aufstellung der Vorposten vor dem Orte am 23. nachmittags bekannt war, dass drei bis vier Kilometer weiter vorne, um Carpenedole, starke französische Abteilungen standen, infolge dessen auch unsere Truppen in Medole vermehrt wurden. Von dem am folgenden Frühmorgen erfolgten Angriff des Gegners auf Medole hat jedoch das nur vier Kilometer weit, in Guidizzolo, etablierte Corpskommando erst um 6 Uhr Bericht erhalten, nachdem schon durch dreieinhalb Stunden ein heisser Kampf geführt worden war, und unsere Truppen den Ort hatten verlassen müssen.

Ich benützte einen Augenblick, in dem Ramming gerade nicht sehr beschäftigt war, um mit ihm über die Stärke unserer beiden im Vormarsche begriffenen Armeen, sowie die Massregeln zu sprechen, die getroffen worden, um dieselben für den bevorstehenden Entscheidungskampf numerisch möglichst zu stärken. Ich fragte, wie es zu erklären sei, dass von den, den Po entlang verteilten fünf Brigaden des 10. Corps, die beiden nahe östlich von Mantua, bei Villimpenta stehenden und dort momentan entbehrlichen nicht nach Mantua beordert worden, wodurch es dem 2. Corps ermöglicht worden wäre, statt nur mit zwei, mit vier Brigaden als äusserster linker Flügel gegen den rechten Flügel und die rechte Flanke der Franzosen vorzugehen.

«Daran habe auch ich schon gedacht, und auch darüber gesprochen!» erwiderte Ramming. Mit *wem* und *wie* er gesprochen, sagte er nicht.

Ich bemerkte nun: «Es ist noch früh am Tage.» (Es war am 24. nach 6 Uhr morgens.) «Zwischen hier und Mantua besteht eine telegraphische Verbindung. Wird der Befehl gleich abgesendet, so kann er im Laufe des Tages noch vollzogen werden.»

Hierauf erwiderte Ramming in seiner lebhaften Weise: «Geh' *Du* zu Hess, und trage ihm die Angelegenheit vor.»

Eine solche Aufforderung musste mich überraschen, umsomehr, als Ramming in diesem Augenblick durch keine dienstliche Beschäftigung verhindert war, den Gang, wie es seiner Stellung entsprochen hätte, selbst zu tun, Hess sich überdies in einem anstossenden Zimmer befand. Ich tat das, wozu er mich aufgefordert, ohne eine Gegenbemerkung zu machen. Mein Eindruck war der, dass er sich freute, durch Entsendung eines andern einen Gang zu seinem Chef vermeiden zu können!

Hess billigte meinen Vorschlag sogleich und befahl die Ausfertigung des betreffenden Befehles.

Nachdem ich dies Ramming gemeldet, ersuchte mich letzterer, die Verfassung und Abfertigung in der Operationskanzlei zu veranlassen.

Ich begab mich in die Kanzlei der Generalstabs-Offiziere, fand aber daselbst nur GM. Rossbacher mit einem jüngern Herrn im Einpacken der Akten begriffen; die andern waren schon nach Guidizzolo aufgebrochen, wohin, wie schon erwähnt, das Hauptquartier verlegt werden sollte. Um Rossbacher in seiner Beschäftigung nicht zu stören, entschloss ich mich, das Konzept selbst zu verfassen.

Da mir die Standorte der Brigaden des 10. Corps, dem auch meine Brigade angehörte, genau bekannt waren, ich auch eine gute Karte in der Tasche hatte und überhaupt in der betreffenden Gegend aus früheren Zeiten bestens orientiert war, kam das Schriftstück rasch genug zu stande.

Nachdem der FZM. dasselbe eingesehen und genehmigt, wollte ich es Rossbacher einhändigen, damit er es nummerieren, abschreiben und ausfertigen lasse. Er aber merkte nur den Inhalt im Exhibitprotokoll vor, setzte die «Op.»- (Operationskanzlei-) Nummer auf das Konzept, und gab mir dasselbe mit den Worten zurück: «Tut

mir leid, aber Du musst auch die Reinschrift selbst besorgen. Von unseren Offizieren ist, wie Du siehst, keiner mehr hier. Die Hauptnummer lass Dir in der zweiten Abteilung der Zentralkanzlei (Adjutantur) geben, zur Unterschrift aber lege das Stück dem Ersten Generaladjutanten (Grünne) vor.»

Die neue «Organisation und Geschäftsordnung für das Armee-Oberkommando»[1]) war mir noch nicht bekannt, und so fragte ich erregt: «Wie? *Grünne* und nicht *Hess* setzt den Namen unter ein Stück der Operationskanzlei? Die Nummer aus dieser genügt nicht?»

«So ist's. Grünne unterschreibt alles, was nicht Sr. M. vorbehalten ist. Alle Stücke, die vom Oberkommando ausgehen, tragen eine Nummer der Zentralkanzlei. Diese Kanzlei verwahrt die gesamte Korrespondenz und auch alle einlaufenden Stücke; bei uns in der Operationskanzlei bleibt, ausser einem speziellen Exhibitenprotokoll, nichts als — Schreibmaterial!»

Unwilliger als diesmal habe ich noch nie eine Kanzleiarbeit ausgeführt und die Unterschrift eines Höheren eingeholt.

Als ich mit den Papieren und einer Feder in der Hand den Grafen Grünne aufsuchte, traf ich ihn vor den Stallungen, Hofpferde musternd. (Er fungierte auch als Oberststallmeister.) Mit grosser Überwindung berichtete ich in Kürze, um was es sich handle. Er zeigte gar nicht den Wunsch, den Inhalt eines Schriftstückes zu erfahren, dem seine Unterschrift eine vielleicht folgenschwere Wichtigkeit zu geben hatte.

Meinen nur mühsam verhaltenen Unmut, meine tiefe Erregung gewahrte er nicht.

Nicht so ... ein Anderer. Während Grünne schrieb, war der Kaiser, den ich bisher nicht bemerkt, an uns herangetreten. Ich fuhr leise zusammen, als ich, das Auge hebend, seinem fragenden, teilnehmenden Blicke begegnete. Als er dann in beschwichtigendem Tone fragte, worum es sich handle — es musste ihm auffallen, dass ich, der zu keiner Kanzlei gehörte, hier Schriftstücke zur Fertigung vorlegte —, verfehlten der gütige Ton, die schöne harmonische Stimme ihre gewohnte Wirkung nicht. Mit grösserer Selbstbeherrschung und so unbefangen, als es mir unter den Umständen möglich, erstattete ich die verlangte Auskunft. Der Kaiser schien befriedigt, grüsste freundlich und entfernte sich wieder.

---

[1]) In unserer offiziellen Geschichte: «Krieg in Italien 1859», 2. Band, VI. Beilage, ohne Kommentar wohl deshalb abgedruckt, weil der Inhalt eines solchen nicht bedarf.

Als ich hierauf Ramming vom Vollzuge des erhaltenen Auftrages verständigte, konnte ich nicht umhin, über den Widersinn dieser Geschäftseinteilung und der Unterordnung des Generalstabs unter die Adjutantur mich auszusprechen und auch — immer noch in Unwissenheit darüber, dass alles auf einer kaiserlichen Verordnung beruhte — mein Befremden darüber auszudrücken, dass er, Ramming, in seiner Eigenschaft als Souschef des Generalstabs und Vorstand der Operationskanzlei sich eine, nicht nur für den Generalstab demütigende, sondern auch die schnelle Abwicklung operativer Geschäfte unmöglich machende Einrichtung gefallen lasse; eine Einrichtung, deren verhängnisvolle Konsequenzen sich gar nicht absehen liessen.

Er zuckte mit den Achseln und erwiderte nur kurz, «gegen Grünne und Schlitter käme niemand auf!»

Jetzt, wo die Organisation der Armeekommanden und Armeebehörden auch bei uns längst eine rationelle geworden ist, wird die jüngere Generation schwer begreifen, dass so etwas noch im Jahre 1859 möglich gewesen.

Die Einrichtung des kaiserlichen Feldlagers oder Hauptquartieres war eine wahrhaft musterhafte. Alles zeigte feinen, soliden Geschmack bei Ausschluss unnötigen Prunkes. Für alle unter den besonderen Verhältnissen bestehenden Bedürfnisse war reichlich und zweckmässig gesorgt. Die durch Anwesenheit des Monarchen gebotenen Rücksichten wurden strenge eingehalten. Von steifer Etikette aber und zeitraubendem Zeremoniell, auch von dem sonst bei Hofe beobachteten, altherkömmlichen, spanischen Pomp war nichts zu sehen. Es entsprach dies den Neigungen des Monarchen, der, für seine Person bekanntlich einfach und natürlich, auch um sich herum das soldatisch Schlichte liebt.

In diesem Sinne hatte FML. Grünne, seit er, gleich nach der Thronbesteigung des Kaisers, als erster Generaladjutant an dessen Seite berufen worden, die Hofämter und den ganzen Hofdienst mit seltener Geschicklichkeit organisiert.

Im Felde wurden zur Mittagstafel, an welcher der Kaiser teilnahm, alle anwesenden Erzherzoge, Generale, höheren Beamten und, wenn es der Raum gestattete, auch die Stabsoffiziere geladen, während die übrigen Offiziere als Gäste des Kaisers an besonderen Tafeln speisten.

Der Kaiser hat es nie geliebt, lange bei Tische zu verweilen. So wurde denn das Servieren sehr beschleunigt, überhaupt mit den Mahlzeiten nicht viel Zeit verloren.

Am 23. Juni hatte ich mich in Valleggio unter den kaiserlichen Gästen befunden. Nach aufgehobener Tafel liess ich mich, ohne momentane dienstliche Verwendung wie ich war, im Schlosshofe auf eine Bank nieder, um meinen recht ernsten Gedanken nachzuhängen.

Da bemerke ich, dass jemand neben mir auf der Bank platznimmt. Ich sehe hin und erkenne zu meiner grössten Überraschung den Kaiser in Person!

Ich springe auf, salutiere und will mich bescheiden entfernen. Doch der Monarch hält mich zurück, heisst mich an seiner Seite niedersitzen, stellt einige Fragen über Ancona und geht dann auf jene projektierte Operation jenseits des Po über, bei welcher ich verwendet werden sollte.

Kaum aber war das Thema berührt, als Grünne mit einer Meldung erschien und mich dabei mit einem prüfenden, etwas misstrauischen Blicke streifte.

Ich sah, dass ich mich entfernen musste und tat es, von Seiner Majestät ganz besonders leutselig verabschiedet. Zu jeder anderen Zeit hätte mich solche Huld glücklich gemacht; diesmal konnte sie mich für die Unterbrechung einer, wie ich wohl fühlte, nie wiederkehrenden Gelegenheit zu sozusagen vertraulicher Auseinandersetzung mit meinem Kaiser und Herrn nicht entschädigen.

Als der Kaiser Valleggio am 24. um acht Uhr früh verliess, setzte ich mich in einen leichten Postwagen und trat endlich die Fahrt nach Borgoforte an.

Beim Passieren von Mantua, zwischen zehn und elf Uhr, meldete ich mich beim Festungskommandanten, FML. Culoz. Er zeigte sich sehr zerstreut, mit seinen Gedanken ganz abwesend. Wahrscheinlich hatte er durch sein, auf hohem Glockenturme errichtetes Observatorium bereits Kenntnis vom Entbrennen der grossen Schlacht, die, dreissig bis vierzig Kilometer von Mantua entfernt, zu jener Stunde schon heftig tobte. Dennoch machte er mir hierüber nicht die geringste Andeutung; eine Zurückhaltung, die einem, wenn auch nur zeitweiligen Angehörigen des Hauptquartiers gegenüber wohl übel angebracht war.

Borgoforte, auf der Südseite des Festungsvierecks gelegen, bildete als gute Po-Übergangsstelle einen wichtigen Punkt unserer

Basis. Noch zur Zeit der Kriegsvorbereitungen (Januar 1859) war daselbst der Bau eines Brückenkopfes begonnen, auch das Material für eine halbpermanente Brücke aufgehäuft worden. Zur Zeit der Konzentrierung der Armee am Mincio liess man den Brückenkopf wieder räumen und das Material in Sicherheit bringen. Als dann jene übertriebenen Nachrichten über Jérôme den Plan gezeitigt hatten, ihm mit einem Armeecorps jenseits des Po entgegenzutreten, wurde die Brücke bei Borgoforte für eine eventuelle Offensive wieder notwendig. Am 22. Juni war, zugleich mit dem letzten Befehl zur Wiedervorrückung unserer Armeen gegen die Chiese, die Weisung ergangen, die Brücke bei Borgoforte wieder herzustellen und den Brückenkopf zu armieren.

Da keine Meldungen über den Vollzug eingelangt waren, erhielt ich, wie erwähnt, den Befehl, den Stand der Dinge an Ort und Stelle zu erheben.

Ich fand alles den letzten Anordnungen entsprechend ausgeführt und vorbereitet. Die Befestigungen waren Erdwerke, deren Aufzug und Profil der damaligen Geschützwirkung entsprachen. Für die Brücke waren Glieder mit breiter Bahn, teils auf eisernen Schlepp-, teils auf landesüblichen Holzschiffen solid und zweckmässig vorbereitet. Ich fand eine Pionier-Kompagnie vor, die eintretendenfalls die Brücke in wenigen Stunden aufzustellen in der Lage war.

Auf der Rückfahrt passierte ich zwischen zwei und drei Uhr wieder Mantua, ohne etwas zu erfahren oder wahrzunehmen, welches darauf hätte schliessen lassen, dass seit zehn, bezw. zwölf Stunden in geringer Entfernung vom Platze eine weltgeschichtliche Schlacht sich abspielte.

Ich fing schon an, zu glauben, dass Rammings Ansichten richtig gewesen waren, und setzte die Fahrt in der Richtung über Goito nach dem vermeintlichen neuen Hauptquartier Guidizzolo fort.

Als ich Marmirolo, auf halbem Wege nach Goito, erreichte, ging das bekannte heftige Gewitter des 24. Juni los. Ich liess den Wagen unter einer Hauseinfahrt halten, bis der ärgste Sturm und Guss vorüber war. Im Begriffe, die Fahrt fortzusetzen, sah ich plötzlich die Musik eines Infanterie-Regiments sehr müde die Strasse daherkommen. Hinter ihr her fuhren einige Geschütze, die Reste einer sechspfündigen Fussbatterie — in welchem Zustande!

Der junge Leutnant, der sie kommandierte, war der erste, der mir

Nachricht vom vorgefallenen Entsetzlichen gab. Mir schwindelte — die Stimme versagte mir fast, als ich mit Mühe die Frage hervorpresste, ob es sich nicht vielleicht nur um einen partiellen Rückzug der Armee handle? Er versicherte, es sei ein allgemeiner; aber ich konnte, konnte es nicht glauben, bis dichte Massen von Flüchtlingen aller Waffen, die mir, die Strasse füllend, entgegenkamen, meine letzte Hoffnung verscheuchten ...

Da unter solchen Umständen das Oberkommando sicherlich nicht in der Richtung zu suchen war, aus welcher ein so massenhafter und ungeordneter Rückzug stattfand, so entschloss ich mich, auf Valleggio zuzuhalten, in der Annahme, dass die längs des Mincio dahinführenden Seitenwege wohl noch frei sein dürften.

Indessen traf ich auch hier, besonders an den Kreuzungspunkten mit ihren senkrecht vom Mincio kommenden Wegen und Strassen, viele Abteilungen, erst der I., weiter nördlich dann der II. Armee, welche bestätigten, dass eine grosse und für uns unglückliche Schlacht stattgefunden und den allgemeinen Rückzug unserer Truppen zur Folge gehabt habe.

Diese letzteren mir begegnenden Kolonnen hatten sich unter dem Schutze des Mincio teils schon geordnet, teils waren sie im Begriffe, es zu tun und Freilager zu beziehen. Offiziere, wie Mannschaft sahen sehr hergenommen, mitunter auch erschöpft aus, aber nirgends war Entmutigung oder Mangel an Disziplin zu bemerken.

In der letzten Strecke vor Valleggio war der Rückzug sogar schon ganz zum Stehen gebracht worden.

Es war bereits die Dunkelheit eingetreten, als es mir gelang, in den Ort zu kommen. Das kaiserliche Hauptquartier befand sich nicht mehr da, sondern war kurz vorher nach Villafranca verlegt worden. Ich folgte dahin und traf gegen Mitternacht ein.

Welches Wiedersehen mit meinen Kameraden und Freunden!

Von Höheren war nur der erste Generaladjutant zu sehen. Er zeigte grosse Selbstbeherrschung und war in kameradschaftlicher Weise bemüht, Erfrischungen und Stärkungen verteilen zu lassen, die den meisten sehr nötig waren, da sie während des ganzen, unheilvollen Tages nichts genossen hatten.

Am Frühmorgen des auf die Schlacht folgenden Tages (25. Juni) brachte ein Separatzug der Bahn Mantua-Verona (damals eine kurze Seitenlinie der Bahn Venedig-Mailand) das Hauptquartier von Villa-

franca nach Verona. Vom Bahnhofe Porta Nuova bis zum Militärkommandogebäude nächst dem Arsenale mussten fast Alle, selbst Erzherzoge, zu Fuss gehen, weil nur wenige Wagen für den Kaiser und dessen allernächste Umgebung zur Verfügung standen.

Wir schritten ernst und schweigsam, wie in einem Trauerzuge.

Was wird nun geschehen? fragte sich wohl ein jeder.

Sobald Hess in seiner Kanzlei erschien, bat ich ihn um Verhaltungsbefehle. Er erklärte, ein weiterer Widerstand hier sei nicht angezeigt, die Armee müsse an den Isonzo zurückgehen.

Ramming äusserte sich in gleichem Sinne.

Die Armee hatte mit aller Hingebung gekämpft und an Tapferkeit den Franco-Sarden nicht nachgestanden. Auch den letzten Dispositionen, nach welchen der Vormarsch am 23. stattfand und jener am 24. ausgeführt werden sollte, kann die Schuld an der Katastrophe nicht aufgebürdet werden. Sie wären ganz zweckmässig gewesen, hätte sich nur die Voraussetzung, auf welcher sie basierten: dass nämlich der Gegner noch jenseits der Chiese stehe und entscheidende Kämpfe für den 24. nicht zu erwarten seien, bewahrheitet, unsere Armee somit Zeit gehabt, an der Chiese eine konzentrische Aufstellung zu nehmen.

Aber die *Führung*, die taktische *Ausbildung* unserer Truppen stand jener der Franzosen weit nach. Die gegnerischen Kommandanten aller Grade bewährten fast überall Überlegung im Handeln, Raschheit im Erkennen des zweckmässigsten Vorganges, Selbständigkeit im Eingreifen mit gut zusammengehaltenen Kräften.

Nur den Sarden, welche gegen unseren rechten Flügel kämpften, erwiesen wir uns überlegen; der Rückzug der ihnen gegenüberstehenden Truppen geschah auch nicht unter dem Zwange ihres Druckes, sondern auf Befehl der eigenen Oberleitung, als nämlich unser Zentrum und linker Flügel bereits gewichen waren.

Konnten die Ursachen unserer grossen Niederlage auch nicht gleich klar erkannt werden, so musste doch das Vertrauen des Kaisers in die Führung und taktische Schulung der Truppen,[1]) und wohl auch in die oberste Leitung der Operationen erschüttert sein.

---

[1]) Ein vier Tage nach der Schlacht, am 28. Juni, an beide Armee-Kommanden erlassener kaiserlicher Befehl (im II. Bande, Seite 389, der offiziellen Geschichte abgedruckt) erweist sich als besonders denkwürdiges Aktenstück, weil es manche der vielen Mängel der Armee, wie sie der oberste Kriegsherr am Tage von Solferino selbst wahrgenommen, offen aufzählt und — allerdings in zu milder Weise — verurteilt.

Man begreift, dass der Monarch unter dem ersten Eindrucke der grossen Misserfolge entschlossen war, auf die Fortsetzung des Krieges zu verzichten und nur noch daran dachte, den Frieden nicht zu teuer erkaufen zu müssen.

Indessen wurde doch nach ein paar Tagen der beabsichtigte Rückzug an den Isonzo, für welchen ein Befehl vom 27. Juni schon die Vorbereitungen angeordnet hatte, wieder aufgegeben, und durch Erlass vom 30. unsere Hauptmacht bei Verona konzentriert, um eventuell gegen den einen oder den andern Teil des durch das Festungsviereck und die Terraineigentümlichkeiten zur Trennung gezwungenen Feindes mit überlegener Kraft vorzugehen.[1])

Unter den nunmehrigen Verhältnissen konnte von der mir zugedachten besonderen Verwendung keine Rede mehr sein. Da überdies im Falle des weiteren Rückzuges, wie er geplant war, das bisher intakte 10. Corps, dem meine Brigade angehörte, voraussichtlich die Arrièregarde zu bilden, somit Aussicht hatte, in erster Linie zu kämpfen, so bat ich FZM. Hess um die Bewilligung, zu meiner Truppe einrücken zu dürfen. Er billigte meine Gründe, gestattete meine sofortige Abreise, und so traf ich schon am 25. Juni wieder in Rovigo ein.

«Ich atme auf, seitdem ich mich wieder unter meinen Soldaten befinde!» schrieb ich damals meiner Gattin nach Laibach.

Nicht unerwähnt will ich lassen, dass diese tapfere Frau sich kurz vorher auf ein falsches Gerücht von meiner Verwundung hin, das die Ankunft meiner Wagenpferde in Laibach in unheimlicher Weise zu bestätigen schien, rasch entschlossen auf den Weg gemacht, ganz allein das in der vollen Unordnung der Militärtransporte und Materialnachschübe befindliche Venetien durchquert, und mich in Rivoli, als ich mich eben mit meinen Offizieren zu Tische setzen wollte, durch ihr unerwartetes Eintreffen ebenso überrascht und gerührt, als erschreckt hatte.

Die Freude war gross, nicht nur sie wiederzusehen, sondern nicht minder, sie den Gefahren eines grossmütigen, aber unbedachten Schrittes glücklich entronnen zu wissen.

Nach kurzer Rast reiste sie, aber diesmal in sicherer Begleitung, in ihr Asyl zurück.

---

[1]) Offizielle Geschichte, II. Band, Beilage XIII.

C. Nach dem Kriege (1859).

Friedensschluss. — Rückkehr des Kaisers nach Wien. — Inspizierung der Pioniere und Flottillen. — Chef des Generalstabes der II. Armee. — Ergänzung der Befestigungen an der Südwestgrenze. — FML. Graf Degenfeld. — Drohender Konflikt mit den Franzosen. — Zeitungsangriff gegen den Armee-Kommandanten. — Veränderungen auf höheren Generalsposten. — Enthebung von der Stellung als Chef des Generalstabes der II. Armee. — Einige Wochen in Wien.

Nach Solferino folgten die Franzosen unserer Armee nur langsam über den Mincio, und setzten sich im Hügellande bis an den Gardasee, die Festung Peschiera einschliessend, fest.

Zu Feindseligkeiten zwischen ihrer und unserer, ihnen gegenüber um Verona konzentrierten Hauptmacht kam es jedoch nicht mehr. Nur an der Westgrenze von Tirol, bei Bormio und am Stilfserjoch, dann weiter südlich bei Rocca d'Anfo, fanden einige Zusammenstösse zwischen italienischen Freischaren und unseren Truppen statt.

Am 6. Juli stellte Napoleon dem Kaiser Franz Joseph den Antrag auf Schliessung eines Waffenstillstandes, welch letzterer am 8. zum Abschlusse gelangte. Dann fand auf Napoleons Initiative hin am 11. Juli in Villafranca eine Zusammenkunft beider Monarchen statt, und infolge derselben die Feststellung der Friedenspräliminarien. Bei dieser Gelegenheit soll Kaiser Franz Joseph die bekannte Antwort gegeben haben: «Ich bin ein deutscher Fürst!»

Der Krieg war zu Ende. Die Lombardei ging für Österreich verloren und blieb einstweilen von französischen Truppen besetzt, bis sie, nach den Bestimmungen des am 10. November in Zürich abgeschlossenen Friedens, an Frankreich, und von diesem an Piemont abgetreten wurde.

S. M. übertrug das bisher persönlich geführte Oberkommando über die Armeen auf dem Kriegsschauplatze an den zum Feldmarschall ernannten Freiherrn von Hess und verliess am 14. Juli Verona, um nach Wien zurückzukehren. General der Kavallerie Graf Grünne reiste mit dem Kaiser nach Wien. Ramming wurde zum Feldmarschalleutnant befördert und mit einem Divisionskommando betraut. Schlitter blieb zwar noch Vorstand der General-

adjutantur der II. Armee, musste sich aber, den veränderten Verhältnissen entsprechend, in eine sekundäre Rolle fügen. Als Chef des Generalstabes fungierte der unermüdliche, stets treu zu Hess haltende GM. Rossbacher.

Unter den Truppen, die aus dem Bereiche der neu formierten II. Armee nach dem Innern der Monarchie verlegt wurden, befand sich auch meine Brigade. Sie erhielt die Einteilung nach Pest.

Dorthin begleitete ich sie jedoch nicht, da ich am 15. Juli ins Hauptquartier des FM. Hess nach Verona berufen und mit der Aufgabe betraut wurde, die noch im Bereiche der Armee befindlichen Pionier-Bataillone und Flottillen-Abteilungen zu inspizieren, um auf Grundlage der im Kriege gemachten Erfahrungen etwa erforderliche Reorganisierungs-Anträge stellen zu können.

Ich fand den neuen Feldmarschall förmlich verjüngt. Er arbeitete wieder mit einer Leichtigkeit und Sicherheit, die kaum etwas zu wünschen übrig liess. Als ich ihn so wieder in heiterer Stimmung, ruhig und sicher wie in seinen besten Tagen, seine Anordnungen treffen sah, drängte sich mir die Überzeugung auf, dass der Krieg ganz anders ausgefallen wäre, hätte sich die «vox populi» bewahrheitet und unser bewährter Stratege das Oberkommando in Italien erhalten.

In Ausführung des erhaltenen Befehles besichtigte ich die fünf Pionier-Bataillone und 32 Brücken-Equipagen, die, während des Krieges vielfach verwendet, nunmehr in und nächst Verona verteilt lagen, dann die Flottille auf den Lagunen von Venedig und jene auf dem Gardasee. Das Ganze nahm nur wenige Tage in Anspruch; hatte ich doch erst vor anderthalb Jahren das Kommando über diese Truppen abgegeben, nachdem ich es durch sieben, bezw. neun Jahre innegehabt; waren mir doch alle ihre, grösstenteils von mir selbst stammenden Einrichtungen vollkommen vertraut, und fast alle Offiziere persönlich bekannt.

In dem eben beendeten Kriege hatten die Pioniere ihrem alten guten Ruf wieder Ehre gemacht und die junge Flottille sich der ältern Schwester, aus der sie zum Teile hervorgegangen war, würdig erwiesen. Allgemein wurde der Haltung sowie den Leistungen beider Truppen Lob und Anerkennung gezollt.

Die Birago'sche Kriegsbrücke hatte sich unter den verschiedensten Verhältnissen bestens bewährt, und die nach meinen Erfahrungen

von mir zusammengestellten Anleitungen über Benützung von Dampf- und Schleppschiffen bei Truppenübergängen auf Flüssen sich überall, wo solche stattgefunden, als zweckmässig herausgestellt.

In ungünstige Verhältnisse war bloss die Flottillentruppe auf dem Lago Maggiore geraten, indem sie sich nach dem Rückzuge unserer Armee vom Ticino gezwungen gesehen, nach Locarno auf neutrales Schweizergebiet zurückzugehen, wo sie die Waffen niederlegen musste.

Das Ergebnis meiner Besichtigungen war, dass zu irgend welchen Änderungen am Organismus oder den technischen Vorschriften weder beim einen noch beim anderen Corps eine Veranlassung vorliege.

Meine Mission hatte bei meinen lieben technischen Truppen die Meinung erweckt, ich dürfte wieder ihr Kommandant werden. Aber so glücklich ich mich einst in jener Stellung gefühlt, jetzt lag die Wiedereinsetzung in dieselbe nicht mehr in meinem persönlichen Interesse. Meine Wünsche waren aufs Verbleiben bei der Linie und wenn möglich eine Verwendung im Generalstabe, in erster Reihe bei der Armee in Italien gerichtet.

In diesem Sinne äusserte ich mich auch dem FM. Hess gegenüber, als er mir bei meinem Wiedereintreffen in Verona — am 17. Juli — halb in der Frage andeutete, er sei geneigt, bei Sr. M. eine «besondere Verwendung» für mich zu beantragen.

Wie ich später erfuhr, gedachte mich Hess dem neuernannten, aber noch nicht eingetroffenen Kommandanten der II. Armee, FML. Graf Degenfeld, zum Chef seines Generalstabes vorzuschlagen. Aber rücksichtsvoll, wie er stets war, wollte er es vermeiden, mich durch vorzeitige Mitteilung in möglicherweise trügerische Hoffnungen einzuwiegen. Daher die vorsichtige Umschleierung seiner Andeutungen.

Die Entscheidung in der Sache brachte, wie ich zwar nicht bestimmt weiss, aber vermute, der Zufall, welcher mich auf der Eisenbahn zwischen Venedig und Verona mit Degenfeld zusammenführte. Der neuernannte Armeechef befand sich auf dem Wege zur Übernahme seines Kommandos, ich auf der Rückkehr von Venedig, wo ich dienstlich zu tun gehabt hatte. Degenfeld kannte mich noch vom Beginn der Fünfzigerjahre her, wo er, der Militärkanzlei des Kaisers zu besonderer Verwendung — Neuorganisation

der Armee — zugeteilt, in Pionier- und Flottillenangelegenheiten viel mit mir zu tun gehabt. Jetzt liess er sich vom Reisegefährten seine Erlebnisse und Beobachtungen im eben beendeten Kriege erzählen, und hörte mit einer Aufmerksamkeit zu, welche leicht erklärbar war. Denn zu Beginn des Krieges Chef des in Tirol und Vorarlberg dislozierten 6. Armeecorps, später Kommandant der zur Küstenverteidigung bestimmten IV. Armee, hatte er den Feldzug sozusagen nur hinter den Coulissen mitgemacht, und musste sich für intimere Details der Vorgänge auf dem Hauptkriegsschauplatze lebhaft interessieren.

Plötzlich fiel, im Laufe des Gesprächs, von seinen Lippen die Bemerkung, er gedenke zum Chef seines Generalstabes den Obersten Poschacher in Antrag zu bringen.

Poschacher war einer meiner liebsten Freunde. Dennoch, und obgleich ich lieber ihm, als irgend einem anderen die Stelle gönnte, war jene Mitteilung für mich ein Schlag, und nur mit Aufgebot all meiner Willenskraft vermochte ich die tiefe Enttäuschung zu verbergen, die sie mir bereitet hatte.

Allein es scheint, dass Degenfeld mich mit jener Bemerkung nur hatte sondieren wollen, denn der Posten war in Wahrheit mir zugedacht; und schon tags darauf konnte ich meiner Frau schreiben: «Ecco realizzato un mio sogno da molti anni!» — (ein seit Jahren gehegter Traum hat sich erfüllt.)

Am 25. übernahm ich die Geschäfte von meinem Vorgänger, Oberst Scudier, der wieder nach Wien, in seine frühere Stellung als Vorstand der Unterrichtsabteilung beim Armee-Oberkommando zurückkehrte.

Die Verlegung der Truppen in die Friedensstationen, die Abschiebung der durch die Demobilisierung überzählig gewordenen Mannschaft in die Heimat, die Magazinierung des verschiedenartigen, in den grossen Bahnhöfen angehäuften, meist aus Verpflegsartikeln bestehenden Kriegsmaterials, überhaupt die Anbahnung normaler Friedensverhältnisse nahm den Generalstab der II. Armee anfänglich vorwiegend in Anspruch. Seine eigentliche und regelmässige Tätigkeit, sowie das selbständige Wirken des Armeekommandos begann erst am 4. August, an welchem Tage das «Mobile Armee-Oberkommando» und FM. Hess Verona verliessen, um nach Wien zurückzukehren.

Vor der Abreise hielt Hess noch Besprechungen über die Frage ab, ob sich mit Rücksicht auf die neuen Grenzverhältnisse, sowie die im letzten Kriege gemachten Erfahrungen, insbesondere jene, welche die Wirkung der französischen gezogenen Kanonen betrafen, nicht die Anlage neuer, sowie die Ergänzung der bestehenden Befestigungen an der Südwestgrenze der Monarchie als notwendig herausstelle.

Man einigte sich dahin, dass in Südtirol, an der Grenze gegen die Lombardei, sowie an der Etsch Talsperren anzulegen, das Festungsviereck aber, und die Küstenbefestigungen bei Venedig zu ergänzen seien.

Die grosse Stärke des Festungsvierecks und die Vorteile, die dasselbe einer sich auf der Defensive haltenden, aber zur Offensive bereiten Armee gewährte, waren auch von den Franzosen voll erkannt worden und sicherlich, neben den bekannten politischen Rücksichten, mit Ursache gewesen, dass der siegreiche Napoleon sich so leicht zum Frieden entschloss.

Die Ergänzung und Verstärkung der Befestigungen in den Grenzen, wie sie von der Konferenz festgestellt worden, genügten jedoch einigen übereifrigen Herren nicht. Insbesondere war es FM. Graf Nugent, dem die Viereckseite Verona-Peschiera gegen Norden, d. h. gegen Tirol zu, nicht ausgiebig genug gesichert schien. Er verlangte die Errichtung einer neuen Gruppe von Forts am Rande des Hügelzuges bei Pastrengo. Der geistreiche, lebhafte alte Herr, der sich, obschon seit vielen Jahren ausser Dienst, noch mit Feuereifer für alles, was die Armee betraf, interessierte, war kurz vor Abschluss des Waffenstillstandes nach Verona gekommen, um massgebenden Orts den Entwurf zu einer Offensive gegen den westlich von Verona stehenden Feind vorzulegen. Jetzt beschäftigte ihn wieder die Idee der Ausgestaltung des Festungsvierecks, und da war er zur erwähnten Ansicht gelangt, mit welcher er übrigens nicht ganz vereinzelt dastand.

Er wusste FM. Hess und FML. Degenfeld zu überreden, dass sie sich mit ihren Stäben nach Pastrengo begaben, und demonstrierte ihnen dort an Ort und Stelle in lebhaftester Weise die Notwendigkeit der Erbauung von zehn bis vierzehn Forts vor. Das wäre weit über das Bedürfnis hinausgegangen, wie selbst die wenigen zugaben, welche Nugents Idee im Prinzipe billigten.

Hess sprach in diesem Sinne, aber nur ganz kurz; ausser ihm

aber konnte sich niemand, weder Degenfeld, noch die Chefs des Geniewesens und der Artillerie, zu einem Auftreten gegen den übereifrigen alten Herrn und sein unausführbares Verlangen entschliessen.

Nun gehörte aber die Angelegenheit in mein Ressort, denn die Vorschläge sollten vom Kommando der II. Armee ausgehen. Mein Schweigen konnte wie eine Zustimmung zu Nugents Projekten ausgelegt werden. Ich trat somit vor und erklärte, nachdem ich die Vorschläge in kurzen Worten als übers Ziel hinausschiessend bezeichnet, dass ich meine Einwilligung zu denselben nicht geben könne.

Nugent geriet darüber in grosse Aufregung. Er sprang auf mich zu und erwiderte in leidenschaftlicher Weise.

Schnell dazwischentretend, sagte Hess: «Bitte Ew. Exzellenz, mir die Bemerkung zu gestatten, dass der General nicht Unrecht hat!» und machte, nach einer kurzen, sachlichen Auseinandersetzung, der unerquicklichen Szene ein Ende, indem er die Versammlung zur Rückkehr nach Verona aufforderte.

Nun wendete sich Nugent nochmals gegen mich und fragte ziemlich barsch: «Wer sind Sie denn eigentlich?»

«General Mollinary, der neue Chef des Generalstabes der II. Armee!»

Nugent, der mich überrascht angeblickt hatte, liess nur ein gedehntes: «Ja so . . . !» ertönen und entfernte sich rasch.

Während der Besprechung war nämlich mein Name einigemale gefallen. Es führte ihn eines der Forts an der Etschtal-Klause, das in seiner Lage hoch oben auf dem Monte Pastello von unserem Standpunkte aus gut sichtbar war, und bei der Würdigung des Nugent'schen Projektes in Betracht kommen musste.

Im nächsten Jahre, als ich schon nicht mehr in Verona war, trat Nugent mit seinen Vorschlägen neuerdings hervor, und fand diesmal auch Anklang. Von den, wenn auch nicht vierzehn, so doch vier Forts, welche infolgedessen bei Pastrengo erbaut wurden, erhielt eines den Namen Nugent.

Auch in Venedig, bis wohin Degenfeld und ich FM. Hess auf seiner Reise nach Wien begleiteten, fanden Beratungen statt, ob und welche Befestigungen, namentlich an der Seeseite, einer Ergänzung und Verstärkung bedürften.

Bei dieser Gelegenheit produzierte die Geniedirektion an der Hafeneinfahrt bei Malamocco die Entzündung einer bei Beginn des Krieges gelegten Seemine mittels elektrischer Leitung.

Es war dies ein damals ganz neuer Vorgang und für uns alle von grösstem Interesse. Experimentshalber war oberhalb der Mine ein altes Segelboot mittlerer Grösse placiert worden. Kaum war die Zündleitung geschlossen, so erfolgte auch schon ein Erbeben des Bootes, welches zerbarst; gleichzeitig ein dumpfer Schall, dann das Aufsteigen einer mächtigen Wassersäule voll Holztrümmer, die sich hoch oben garbenartig ausbreitete und endlich, zuerst langsam, dann immer schneller in sich selbst zusammenstürzte. Als sich die Wasserfläche wieder geglättet hatte, sah man sie übersät mit Holzstücken und getöteten grossen und kleinen Fischen.

FML. August Graf Degenfeld war nicht nur einer der militärisch unterrichtetsten, sondern auch einer der fleissigsten unter unseren Generalen. Gewohnt, selbst zu arbeiten, war er unausgesetzt dienstlich tätig. Er hatte schon den Feldzug 15 als ganz junger Offizier mitgemacht, dann bis zum Major in der Infanterie, später als Generalkommando-Adjutant in Prag, und hierauf bis 48 als Oberst und Kommandant eines Infanterieregiments gedient, mit welchem er mehrere Jahre in der Bundesfestung Mainz lag. Nach den Kriegen der Revolutionsjahre, die er in Ungarn und Italien mitmachte, stand er längere Zeit beim Armee-Oberkommando des Kaisers für organisatorische Arbeiten in Zuteilung. Jetzt, als Kommandant der zweiten Armee, wie auch später (1861 bis 1863) als Kriegsminister, widmete er vor allem der elementaren Ausbildung, der Administration und den Personalien des Heeres seine eifrigste Aufmerksamkeit. So errichtete er in Verona die erste Schützenschule, die unsere Armee besessen hat. Bei der Einrichtung des Schiessplatzes und der Zusammensetzung der Schützen-Abteilungen war es mir, dank meiner Kenntnis der Baukunde und meiner Übung im Organisieren, gegönnt, nicht unwesentlich zur Verwirklichung seiner Ideen beizutragen.

So oft die laufenden Geschäfte ihm eine kurze Entfernung von Verona gestatteten, pflegte er seinen Armeebezirk zu bereisen, wobei ich stets sein Begleiter war. Die erste Tour ging nach Tirol, und zwar die Südwestgrenze entlang, von Peschiera auf dem See nach Riva, dann durchs Ledrotal, die Giudicarien, die Täler Rendena, Meledrio und Sole auf den Tonal, weiter durchs obere Etschtal auf das Stilfserjoch, und über Bozen und Trient zurück.

Die nächste führte nach Mantua, Vicenza, Padua und Treviso, die letzte nach Udine.

Der nähere Verkehr mit meinem Chef, wie ihn die tagelangen gemeinschaftlichen Wagenfahrten mit sich bringen mussten, erzeugte in mir das Gefühl, dass ich sein volles Vertrauen erworben.

Auf die operativen Generalstabsgeschäfte nahm er keinen wesentlichen Einfluss, liess mir in meinem Ressort freie Hand, genehmigte alle von mir gestellten Anträge, forderte aber immer deren ausführliche Begründung.

Die neue österreichische Reichsgrenze gegen die Lombardei war bald nach Eintritt des Waffenstillstandes festgestellt, und zugleich auch vereinbart worden, dass jene französischen Truppenteile, welche noch diesseits derselben standen, sich hinter sie zurückziehen sollten.

Bezüglich zweier Orte waren jedoch Ausnahmen festgestellt. Die eine betraf den Brückenkopf von Borgoforte, welcher in einem Bezirke lag, der bei Österreich verbleiben sollte. Dieser Brückenkopf hatte bis zum Friedensschluss von den Franzosen okkupiert zu bleiben. Die andere Ausnahme gab den Österreichern das Recht, die am Lago d'Idro, nahe der Südwestgrenze von Tirol, gelegene alte lombardische Feste und Talsperre Rocca d'Anfo ebenso lange besetzt zu halten.

An beiden Plätzen durften weder Veränderungen an den Befestigungen, noch sonstige militärisch-technische Neuerungen vorgenommen werden.

Die Franzosen in Borgoforte hielten sich jedoch nicht an diese Vereinbarung und liessen es ruhig geschehen, dass uns feindlich gesinnte Italiener die Befestigungen abzutragen begannen.

Als dies von unserem, auf einem hohen Turme errichteten Mantuaner Observatorium aus bemerkt worden, wurde auf meine Veranlassung hin der Kommandant der französischen Truppen und zugleich Gouverneur der Lombardei, Marschall Vaillant, von dem vertragswidrigen Vorgange verständigt und aufgefordert, denselben einstellen zu lassen.

Vaillant entsprach unserem Ansuchen und erliess, wie er uns mitteilte, unverweilt die nötigen Weisungen.

Die Demolierungsarbeiten wurden auch, wie man es von Mantua aus konstatierte, eingestellt, aber nur für wenige Tage; dann begann man von neuem damit.

Ein zweiter Protest unsererseits nach Mailand hatte abermals nur vorübergehenden Erfolg.

Die Sache begann recht unangenehm zu werden. Indessen war eines erreicht: Vaillant hatte die Berechtigung unseres Verlangens anerkannt, und falls man fortfuhr, dasselbe zu ignorieren, durften wir ohne Bedenken Repressalien üben.

In einer dritten Zuschrift wurde somit dem Marschall ein bestimmter Termin gesetzt und erklärt: «Falls nach Ablauf desselben in Borgoforte noch ein Stein losgelöst werde, so fliege Rocca d'Anfo in die Luft.»

Eine gleichzeitig mit dem nötigen Material nach Rocca d'Anfo abgeschickte Genie-Abteilung hatte den Auftrag, Minen zu legen und sich bereit zu halten, damit die Sprengung gleich nach Eintreffen des Auftrages hierzu vor sich gehen könne. Auch war ihr Weisung gegeben, die betreffenden Vorbereitungen in möglichst auffallender Weise vorzunehmen, damit die zweifellos vorhandenen Kundschafter darüber nach Mailand berichteten.

Das wirkte. Die Demolierungen in Borgoforte wurden sofort eingestellt, und diesmal, um nicht wieder aufgenommen zu werden.

Zu Wien, wohin die Angelegenheit erst jetzt, als fait accompli, berichtet wurde, geriet man im Ministerium des Äusseren noch nachträglich über den Konflikt, der dadurch hätte entstehen können, in Aufregung, und die Sache trug Degenfeld, auf Veranlassung genannten Ministeriums, einen Verweis des Armee-Oberkommandos ein. Derselbe war durchaus unverdient. Was wir in Verona als vertragswidrig beanstandet, geschah infolge, oder doch mit Einwilligung von französischen Militärbehörden, welche dem Marschall Vaillant direkt unterstanden. Es war also in seiner Macht gelegen, Vorgängen Einhalt zu tun, die er selbst durch seine Zustimmung zu unserem Verlangen als unberechtigt anerkannt hatte. Somit lag für das Armeekommando keine Veranlassung vor, zu seinem Schritte erst die Genehmigung in Wien einzuholen.

Wer in dringenden Ausnahmsverhältnissen viel frägt, kommt immer schlecht weg. Unsere Diplomaten von damals hätten wohl kaum ein energisches Vorgehen eingeschlagen, sondern sich wahrscheinlich auf einen Notenwechsel mit Paris beschränkt, den man dort so lange fortgesponnen hätte, bis vom Brückenkopfe bei Borgoforte keine Spur mehr vorhanden; worauf sich unser auswärtiges Amt mit ein paar höflichen Phrasen über Missverständnisse u. dgl. zufrieden gegeben hätte. Die Folge wäre eine neuerliche Schädigung unseres Ansehens und die förmliche Aufmunterung unserer übermütigen Gegner zu weiteren Demütigungen Österreichs gewesen.

Solche Erwägungen leiteten mich, als ich dem Kommandierenden von der beabsichtigten Anfrage in Wien abriet, und auch heute noch bin ich der Überzeugung, richtig gehandelt zu haben.

Es war sehr zu bedauern, dass ein so rechtlich denkender, verständiger, erfahrener Mann wie Degenfeld in der Behandlung seiner Untergebenen keine glückliche Hand hatte. Alle, die ihn näher kannten, haben sich in sein verdriessliches, mürrisches Wesen schliesslich zu fügen gewusst, weil es nur die Folge angegriffener Gesundheit war und er es nicht so böse meinte, als es schien. In der Armee aber rief die üble Laune, die er Einzelnen und selbst ganzen Truppen gegenüber nicht immer zu beherrschen vermochte, eine ungünstige Stimmung gegen ihn hervor, während die Einführung einiger preussischer Einrichtungen, so berechtigt und nützlich sie war, ihm auch in den oberen Kreisen Gegner schuf.

Nach dem unglücklichen Ausfalle des neunundfünfziger Krieges waren bei uns, wie immer in dergleichen Fällen, die Weisen und nachträglichen Propheten aus der Erde gewachsen. Jedermann fühlte sich berufen, zur Regeneration der Armee beizutragen. Die öffentlichen Blätter wimmelten von Artikeln, die sich nicht auf die objektive Besprechung von Sach- und Personalmängeln beschränkten, sondern auch in gehässiger und ungerechtfertigter Weise unbeliebte Personen angriffen. Degenfeld war eines der Lieblingsobjekte dieser Angriffe. Die Beschuldigungen waren, soweit sie seine Person betrafen, wenn nicht immer ganz unbegründet, doch meist sehr übertrieben. Man läugnete ihm die Befähigung zum Armee-Kommandanten ganz ab und nannte schon als seinen Nachfolger, bald Benedek, bald Erzherzog Albrecht.

So lange solche Artikel nur in vom Skandale lebenden Blättern erschienen, konnte man sie ignorieren. Aber nun begann auch ein ernstes Blatt, die Augsburger (jetzt «Münchener») Allgemeine, gehässige Berichte aus Österreich über Degenfeld zu bringen, und erregte damit grosses Aufsehen. Denn das Blatt, von unserer Regierung begünstigt, vielleicht auch subventioniert, stand im Geruche, alles zu vermeiden, was den österreichischen leitenden Kreisen nicht genehm sein könnte.

Nachdem diese Ausfälle sich einigemale wiederholt, kam Degenfeld mir gegenüber darauf zu sprechen und fragte mich, was ich dazu sage?

Ich antwortete meiner Überzeugung gemäss, dass derlei auf Leute, die ihn kennten, keine Wirkung habe und nur deshalb fatal sei, weil eine als offiziös geltende Zeitung es bringe.

«Was würden Sie also an meiner Stelle tun?» fragte er weiter.

«Dem Ersten Generaladjutanten des Kaisers schreiben und darüber Klage führen, dass man in Wien seinen Einfluss auf das Blatt nicht geltend macht, auch die offiziöse Richtigstellung durch ein Regierungsblatt unterlässt, und so Armee wie Publikum zu dem Glauben verleitet, dass die oberste Militärbehörde jene Korrespondenzen billige.»

Degenfeld war mit der Antwort zufrieden und handelte auch im Sinne derselben. Seinen Brief an den Generaladjutanten liess er mich vor der Absendung lesen.

Mit umgehender Post kam schon die Antwort. Degenfeld war, wie er sich ausdrückte, durch dieselbe beruhigt und zufrieden gestellt, aber den Wortlaut des Schreibens erfuhr ich nicht.

Die Angriffe hörten auf, aber nur während einiger Wochen. In der zweiten Hälfte des November begannen sie wieder.

«Haben Sie den Artikel aus X in der Augsburger Allgemeinen gelesen?» frug er mich nach dem Erscheinen desselben.

«Ja.»

«Nun?»

«Jetzt würde ich mich nicht auf eine Korrespondenz beschränken, sondern die Sache persönlich in Wien auszutragen versuchen.»

«Sie haben recht,» erwiderte er, und trat, nach telegraphisch erbetener und erhaltener Absentierungsbewilligung, ohne Verzug die Reise an.

Nach seiner Rückkehr war er in bester Stimmung und sprach sich sehr befriedigt über das aus, was man ihm in Wien gesagt hätte. Näheres äusserte er aber auch diesmal nicht. Er mochte in Wien erfahren haben, dass er bald seines Postens enthoben und an die Spitze des neu errichteten Kriegsministeriums gestellt werden würde. Die Zeitungsangriffe gegen ihn aber wiederholten sich nicht mehr.

Nach Beendigung des unglücklichen Krieges waren, gleichzeitig mit grossen, prinzipiellen Änderungen im bisherigen Regierungssysteme und dem dadurch bedingten Wechsel oberster Staatsbeamten, auch viele Personalveränderungen in der Kategorie der höheren Generale vorgenommen worden.

Die wichtigste, sensationellste der letzteren war, anlässlich der Umwandlung der bisherigen grossen Mililtär-Zentral-Kanzlei des Kaisers in eine kleinere «Generaladjutantur», die Entfernung des FML. Grafen Grünne, sowie dreier ihm zugewiesener Generale (FML. Kellner, FML. Schlitter und GM. Müller) von der Spitze des obersten Armeestabes.[1])

Weniger bemerkt wurde die, durch die Verminderung der Armee- und Armeecorpsstäbe (von vier auf einen und von 15 auf 7) notwendig gewordene Ausserdienstsetzung und Pensionierung einer Anzahl von Kommandanten. Umsomehr verblüffte die ein halbes Jahr später (Ende Januar 1860) erfolgte Enthebung des FM. Hess von seiner Stellung als Generalquartiermeister des Kaisers und Chef des Generalstabes der Armee, unter gleichzeitiger Versetzung auf den Friedensposten eines Hauptmanns der Hofburgwache.

Hess scheint von diesem ihm bevorstehenden schweren Schicksalsschlage keine Ahnung gehabt zu haben. Kurz nachdem ihm durch die Verordnung die schmerzliche Überraschung geworden, empfing er mich, der ich aus einer dienstlichen Veranlassung nach Wien gekommen war, in seinem Bureau, das er wie gewöhnlich schon früh am Morgen aufgesucht.

Ich fand ihn wohl sehr gedrückt; doch gelang es ihm, sich so zu beherrschen, dass er meine Meldung äusserlich ruhig und unbefangen, ganz wie sonst, entgegennehmen konnte; während ich, dem die Sache persönlich sehr nahe ging, Mühe hatte, mein grosses Leid nicht hervorbrechen zu lassen....

Ein Vergleich der Standeslisten vor und nach der Kriegsperiode ergibt einen Abgang aus der Aktivität von 5 Feldzeugmeistern, 60 Feldmarschall-Leutnants und 70 Generalmajoren, darunter viele keineswegs Kriegsdienstuntaugliche. Unter der letzteren Kategorie befanden sich sogar 20 erst kürzlich in die Charge Beförderte.

Vor dem Feinde war nur ein General, Infanteriebrigadier Boer, bei Melegnano gefallen.

Chef der neuen Generaladjutantur des Kaisers wurde FML. Franz Graf Crenneville.

Die Hoffnungen, die bei seiner Berufung auf den immer noch sehr wichtigen Posten auf ihn gesetzt worden, erfüllten sich nicht.

[1]) Grünne behielt seine früher schon innegehabten Hofanstellungen als Kapitän der Leibgarde-Gendarmerie und als Oberststallmeister; Schlitter erhielt das Kommando einer Infanterie-Division; Kellner und Müller wurden zur Arcièren-Leibgarde, ersterer als Ober-, der zweite als Unterleutnant versetzt.

Nach dem unglücklichen Kriege 1866 wurde er seiner Stellung enthoben und zum Oberstkämmerer ernannt.

Grosses Aufsehen rief im November 1859 die Beförderung des FML. Benedek zum Feldzeugmeister, unter Überspringung nahezu der Hälfte der Liste der Feldmarschall-Leutnants hervor.

Die Massregel wurde von der grossen Mehrheit mit Beifall aufgenommen. Benedek war wirklich der Mann der Situation. Die Energie, welche er bei der Unterdrückung des Aufstandes in Westgalizien im Jahre 1846 bewiesen, seine bravouröse Tapferkeit in den Kriegen von 1848 und 1849, der Umstand, dass er ganz allein unter sieben Korpskommandanten im Jahre 1859 einen Erfolg (bei Solferino) errungen; die grosse Popularität, die ihm sein leutseliges und zugleich echt soldatisches Wesen, besonders in den mittleren und unteren Schichten der Armee verschafft hatte, all das liess ihn als den General erscheinen, dem der wichtigste Kommandoposten der Monarchie wie keinem anderen gebührte.

Zunächst wurde er an die Stelle von Hess zum Chef des Generalstabes ernannt. Als dann im April 1860, zur Zeit des verstärkten Reichsrates, die politischen Verhältnisse Erzherzog Albrecht veranlassten, als Generalgouverneur und kommandierender General in Ungarn zu demissionieren, erhielt Benedek diesen wichtigen Posten, um aber noch im Oktober desselben Jahres, als in Ungarn die teilweise Wiederherstellung der alten Verfassung erfolgt, das Armee-Oberkommando in Wien in ein Kriegsministerium umgewandelt und Degenfeld zum provisorischen Kriegsminister ernannt worden war, an des letzteren Statt das Kommando der Armee in Italien zu übernehmen.

Wie hoch Benedek damals bewertet wurde, beweist ein Vorfall, den man sich in unterrichteten Kreisen erzählte: Erzherzog Albrecht, dem nach der Ernennung Degenfelds zum Kriegsminister das Kommando über die Armee in Italien zugedacht gewesen, habe den Kaiser gebeten, diese wichtige Stellung lieber Benedek zu verleihen; er selbst begnüge sich mit dem Kommando eines Armeecorps unter des letzteren Befehle.

Wirklich erhielt der Erzherzog das in Padua stationierte 8. Corps und behielt es ein paar Jahre hindurch, bis zu dessen Auflösung und seiner eigenen Beförderung zum Feldmarschall.

Auch FML. Erzherzog Wilhelm erbat sich anlässlich der Umwandlung des «Armee-Oberkommandos», dessen Chef er war, in ein

Kriegsministerium seine Einteilung als Feldartillerie-Direktor bei Benedeks Armee.

Als Benedek von Wien nach Ungarn versetzt worden, hatte man ihm als besondere Auszeichnung die Beibehaltung seiner Stellung als Chef des Generalquartiermeisterstabes zugestanden, und er bekleidete dieselbe noch durch vier Jahre, auch zur Zeit, da er schon Kommandant der italienischen Armee war. Seine Funktionen in ersterer Verwendung wurden durch einen Stellvertreter besorgt, und zwar im Anfange durch FML. Ramming. Doch scheint das Verhältnis zwischen Titular und Verweser nicht das beste gewesen zu sein; denn als man zur Zeit, da es sich um die Ernennung Benedeks nach Verona handelte, die Absicht laut werden liess, gleichzeitig Ramming definitiv auf den Posten zu ernennen, den er jetzt nur im Namen eines anderen verwaltete, soll sich Benedek geäussert haben: «Unter diesen Umständen verzichte er lieber auf das Kommando der italienischen Armee».

Benedeks Wünsche waren zu gewichtig, um unberücksichtigt zu bleiben. Man sah sonach von der Ernennung eines Chefs des Generalstabes ab. Es wurde abermals nur ein Stellvertreter ernannt, in der Person des FML. Nagy, eines älteren, sehr unterrichteten, in allen Zweigen des Generalstabsdienstes wohlerfahrenen Mannes, von dem Konflikte mit Benedek nicht zu befürchten waren.

Ramming wurde dem Kriegsminister zur Verfügung gestellt. Dieser hatte ihm die Stellung eines Adlatus in Siebenbürgen zugedacht, mit der fast sicheren Aussicht auf baldige Vorrückung zum Kommandierenden. Allein Ramming, ehrgeizig, von einer nervösen Reizbarkeit, die sich manchmal ganz besorgniserregend äusserte, meinte, gleich auf einen selbständigen Posten Anspruch machen zu dürfen. Er meldete sich krank, ging sogar, weil wirklich leidend geworden, in den zeitlichen Ruhestand, wurde erst 1864 wieder reaktiviert und zum Kommandanten des 6. Corps in Pest ernannt. Im böhmischen Feldzuge von 1866 führte er das 6. Corps und kämpfte tapfer bei Nachod und Königgrätz; war später kommandierender General in Brünn, und starb 1874 als Hauptmann der Arcièren-Leibgarde.

Das Schicksal Rammings nach dem Feldzuge 1859 musste jeden, der ihn kannte, schmerzlich berühren. Obwohl mit seiner Art und Weise nicht immer einverstanden, habe ich doch immer sein Wissen, sein grosses Talent, ja Genie bewundert und die höchste Achtung für seinen loyalen, ehrenhaften Charakter empfunden.

Ganz unvorbereitet traf mich eine Verfügung, die mich der erst vor fünf Monaten erhaltenen Stellung als Generalstabschef der Armee in Italien enthob. Man hatte Rücksichten üben wollen und die bittere Pille mit einer süssen Hülle umgeben. Es stand nämlich in der Verordnung, dass ich «in Würdigung meiner gründlichen Kenntnisse im Flottillenwesen dem Armee-Oberkommando zur Durchführung der Vereinigung des Flottillencorps mit der Kriegsmarine, sowie zur Austragung der Frage in betreff der Donauflottille zur Disposition gestellt werde.»

Wäre die neue Verwendung nicht ein blosser Vorwand gewesen, so hätte man mich, falls ich wirklich bei der Lösung der Flottillen-Fragen nützlich sein konnte, einfach auf ein paar Wochen nach Wien berufen, was ohne Schaden für die mir in Verona obliegenden Geschäfte ganz gut geschehen konnte.

Was den eigentlichen Anlass zu meiner Enthebung gegeben, habe ich nie erfahren. Ich muss eben einem der Mächtigen und Einflussreichen der Armee nicht zu Gesichte gestanden haben. Degenfeld war es nicht. Beim Eintreffen jener Verordnung zeigte er sich von deren Inhalte ebenso überrascht, wie ich es war. Auf meine Frage, ob er denn nicht in Wien, von wo er kürzlich erst zurückgekehrt war, von der betreffenden Absicht Kenntnis erhalten habe, versicherte er mich des Gegenteils. Dass er an dieser ganzen Sache unbeteiligt, bewies auch die Art, in welcher er sich im Armeebefehle von mir verabschiedete. «Er fühle sich verpflichtet,» hiess es darin, «mir für meinen hingebenden Eifer und meine ausgezeichnete Verwendung als Chef seines Generalstabs seine vollste Anerkennung, und zugleich sein Bedauern auszusprechen, mich, einer höhern Bestimmung folgend, aus der bisherigen Dienstesstellung scheiden zu sehen.»

Eine Übersiedlung im Dezember mit Familie von Verona nach Wien wäre, selbst wenn die Ursache eine erwünschte, kein Vergnügen gewesen. Die diesmalige machte ihre Veranlassung geradezu unangenehm.

In Wien angekommen, trat ich in die Kommission, die zur Lösung der die Flottillen betreffenden Fragen zusammengesetzt worden war, und erfuhr, dass diese Fragen noch kleiner und unbedeutender waren, als ich nach dem Inhalte der an mich gelangten Verordnung vorausgesetzt. Zur Durchführung der aufgetragenen Arbeiten hätten einige wenige Sitzungen genügt. Dennoch nahmen

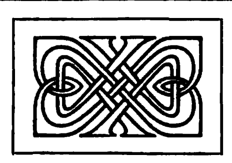
diese den ganzen Monat Januar und einen Teil des Februar in Anspruch, weil die meisten Mitglieder auch durch andere wichtige Geschäfte in Anspruch genommen waren. Ich gab meine Meinungen so kurz als tunlich ab und hatte, da der Aufenthalt sich mir auch sonst unerfreulich gestaltete, nur den einen Wunsch: Wien baldmöglichst wieder zu verlassen und irgendwo in der Provinz ein Brigade-Kommando zu erhalten.

Aus den Aufregungen, Erwartungen und Enttäuschungen, die der Krieg verursacht hatte, war in der Monarchie jene grosse Krise entstanden, die in ihrem Verlaufe zur Einführung konstitutioneller Regierungsformen führte, und auch den Dualismus zwischen Ungarn und den westlichen Ländern der Monarchie wieder anbahnte. Die Stimmung der gut österreichisch gesinnten Wiener Kreise war eine ebenso gedrückte, wie die unserer Gegner eine gehobene. Letztere arbeiteten mit frischem Mute an der Verwirklichung von Bestrebungen, welche dann die Ereignisse des Unglücksjahres 1866 vollends zur Tatsache machen sollten.

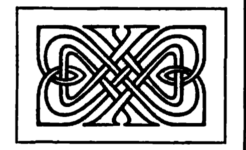
Von den neuen militärischen Ratgebern der Krone waren wesentliche Verbesserungen im Organismus der Armee kaum zu erwarten. «Verminderung des Kriegsbudgets» war das immer und überall gehörte Schlagwort, welches auch alle Massnahmen der Heeresverwaltung beherrschte. Und dabei dachte man nicht an die Beseitigung auch nur eines der Grundübel, die im letzten Kriege die Misserfolge verschuldet hatten, selbst nicht, wo sie ohne besondere Kosten möglich gewesen wäre. Es war sogar verpönt, von gewissen Dingen zu sprechen; so von der Notwendigkeit der Feststellung der Bedingungen, welche Offiziers-Aspiranten und Offiziere bezüglich ihres Wissens zu erfüllen hätten, um Anspruch auf Beförderung zu erwerben. Auch die Aufhebung der Inhaberrechte durfte nicht erwähnt werden. Und doch wären beide Massregeln als erste Schritte notwendig gewesen, um die Unwissenheit allmählich einzuschränken und dem Dilettantismus ein Ende zu machen.

Mein Wunsch, von Wien fortzukommen, ging bald in Erfüllung. Ende Januar schon wurde mir das Kommando über eine Brigade in Laibach verliehen. Die letzte Sitzung der Kommission fand am 10. Februar statt, und schon wenige Tage später rückte ich am Orte meiner Bestimmung ein.





VIII. Periode
1860—1863



Brigadier

A. In Laibach.

Infanterie-Divisionen und -Brigaden. — Die Truppen meiner Brigade. — Freischaren-Einfälle in Italien.

BALD nach dem Kriege 1859 wurden die Infanterie-Divisionsverbände aufgehoben, die Brigaden aber verstärkt. Letztere Massregel zählte zu den wenigen nach dem Kriege vorgenommenen zweckmässigen Änderungen in der Heeresgliederung. Seit Mitte der Fünfzigerjahre bestanden die Brigaden aus bloss einem Regimente (von je drei Bataillonen im Frieden, vieren im Kriege); nun wurden sie auf zwei Infanterie-Regimenter (von je zwei Bataillonen im Frieden, dreien im Kriege), dann ein Jäger- oder Grenzerbataillon, also eine Stärke gebracht, wie sie bei allen grösseren fremden Armeen bestand, und früher auch in unserer eingeführt gewesen.

Diese Einrichtung war aus taktischen Gründen vorteilhaft. Erstens, um die Brigaden einigermassen zu verstärken, dann, um bei vorkommender Zweiteilung derselben für jede Hälfte einen Kommandanten in höherer Charge — den Obersten des betreffenden Regimentes — zur Verfügung zu haben, bei vereinter Brigade aber eine grössere und gleichmässigere Verteilung der Befehlsgebung auf drei Stufen (Brigade, Regiment und Bataillon) zu erzielen. Bei Brigaden von bloss einem Regimente war der Kommandant des letzteren auf dem Manövrier- und Gefechtsfelde meist ausser Tätigkeit gesetzt gewesen.

Allerdings erschien durch die angeführte Verstärkung der Brigaden deren Zahl auf die Hälfte herabgesetzt; dafür trat jedoch auf der Stufe zwischen Brigade und Bataillon gegen früher die doppelte Zahl von Obersten in Tätigkeit.

Aber die Vorteile dieser Änderung waren, wie es der Krieg in Böhmen nur zu sehr beweisen sollte, durch die Beseitigung der Divisions-Kommanden mehr als aufgehoben. Man meinte, durch letztere Massregel eine unnötige, die Schnelligkeit der Befehlsgebung nur hindernde Zwischenstelle ausgeschaltet zu haben, vergass aber dabei, dass diese Verzichtleistung auf einen höheren Führer gerade im wichtigsten Momente, dem des Kampfes, die Leitung und Überwachung der Truppen schwer schädigen musste. Erst der verhängnisvolle Krieg in Böhmen öffnete die Augen über den grossen Fehler, den man begangen; man führte die Divisionen wieder ein, und zwar nicht bloss als taktische, sondern auch als administrative, mit Verpflegs- und Reserve-Anstalten versehene Einheiten.

Die Brigade, über welche ich das Kommando erhalten hatte, gehörte zum dritten Corps, das in der südlichen Steiermark, in Kärnten, Krain und dem Küstenlande disloziert und vom FML. Erzherzog Ernst befehligt war.

Die Brigade war nach dem Kriege aus dem dritten Jägerbataillon (Oberösterreicher), dem zweiunddreissigsten und dem zweiundfünfzigsten Regimente, die beiden letzteren Ungarn (Ofner, bezw. Fünfkirchner), neu gebildet worden. Es waren lauter Elitetruppen, die im achten, fünften und neunten Corps, bei Magenta, Melegnano und Solferino sich durch Tapferkeit hervorgetan hatten. Besonders gerühmt wurde das zweiundfünfzigste Regiment, Erzherzog Franz Carl, für seine Verteidigung von Medole am 24. Juni. Einer seiner Führer, Major Urs,[1]) hatte sich bei jener Gelegenheit sogar das Theresienkreuz verdient.

Die Jäger lagen zur Zeit meiner Brigadeübernahme in Freistadt, die Zweiunddreissiger in Cilli, die Zweiundfünfziger in Laibach.

Da sich an letzterem Orte auch der Stab des dritten Corps befand, so war meine dienstliche Beschäftigung auf die militärische Leitung der Brigade, und zwar zunächst auf häufige Inspizierungsreisen nach den einzelnen Truppenstationen beschränkt.

---

[1]) Der spätere heldenmütige Verteidiger von Lissa.

Während des Sommers mussten alle Truppen und Anstalten der «Musterung» unterzogen werden. Es war dies noch eine aus den Landsknechtzeiten stammende Einrichtung. Der Brigadier hatte sich zu überzeugen, ob die Regimenter jene Zahl von Mann und Pferden, für welche sie Geld und Naturalien bezogen, wirklich im Stande führten und ob sich Montur, Rüstung und Waffen in gutem Zustande befänden; zugleich sollte die Musterung den Soldaten Gelegenheit bieten, etwaige Beschwerden und Bitten vorzubringen.

So etwas war früher ganz am Platze gewesen.

Seit jedoch die Werbung nicht mehr bestand und die ganze Verwaltung auf einen anderen Fuss gestellt war, bildete die «Musterung» nur eine leere Formalität, die, ohne irgend einen Nutzen zu gewähren, der Truppe nur mehrere Tage entzog, welche viel zweckmässiger irgend einer taktischen Übung gewidmet worden wären.

Zur Überwachung der Verwaltung waren die Kontrolorgane das ganze Jahr tätig und bedurften der Unterstützung durch die Musterung nicht. Was den Zustand der Bekleidung und Bewaffnung betraf, so konnten den Generalen, bei dem häufigen Verkehre, in dem sie sich mit ihren Truppen befanden, diesfällige Mängel ebensowenig entgehen, als Dienstwidrigkeiten in der Behandlung der Untergebenen. Tatsächlich blieben bei dem, zur Anbringung von Beschwerden angeordneten Vorbeimarsche an meinem Mustertische nur ganz schlechte, unverbesserliche Leute stehen, und ihre Anliegen waren derartige, dass denselben unmöglich, auch durch Vermittlung des musternden Generals nicht, entsprochen werden konnte.

Mein Corpskommandant, von seinem zugeteilten General, FML. Maroičić bestens unterstützt, erkannte was not tat, und liess im September das in Laibach stationierte Regiment auf abgeernteten Feldern in der Nähe der Stadt ein Lager beziehen, damit die Truppe, des Garnisonsdienstes enthoben, ungestört ihre taktischen Übungen vornehmen könne.

Die Absicht war gut, wurde aber vereitelt. Kaum bezogen, musste das Lager wieder verlassen werden, da die Ereignisse im angrenzenden neuen Königreiche Italien eine teilweise Mobilisierung unserer Truppen, und speziell für das dritte Corps eine Vorschiebung gegen die Küste nötig machten.

Nach dem Kriege 1859 hatten sich die provisorischen Regierungen von Toscana und den Emilia-Herzogtümern verbunden, um das

Zustandekommen der von Napoleon III. geplanten Konföderation aller italienischen Staaten unter dem Präsidium des Papstes zu verhindern und den Anschluss Mittelitaliens an Piemont herbeizuführen.

Den Bemühungen Cavours gelang es schliesslich, den Kaiser zur Aufgabe seiner Konföderationsidee, sowie dazu zu bewegen, dass er gegen die Annexion, wenigstens von Mittelitalien, keine weiteren Schwierigkeiten mehr erhob, und die französischen Truppen aus der Lombardei zurückzog. Als Gegenleistung erfolgte die Abtretung von Savoyen und Nizza, welche, weil die vor dem Kriege vereinbarten Bedingungen von Napoleon nicht ganz erfüllt worden, bis dahin in Frage gestanden hatte.

So in einer Richtung befriedigt, richteten sich die Annexionsbestrebungen nun mit aller Energie auf ein anderes ihrer Ziele, das Königreich Neapel. Im Mai landete Garibaldi in Sizilien. Es gelang ihm ohne besondere Schwierigkeiten, zuerst von der grossen Insel, und dann auch vom festländischen Teil des Königreiches samt Hauptstadt Besitz zu ergreifen. Als Diktator übte er die Herrschaft im Namen des Königs von Piemont aus. Als nun auch piemontesische Truppen in den Kirchenstaat eindrangen, die päpstliche Armee am 18. September 1860 bei Castelfidardo schlugen und bald darauf Ancona einnahmen, war die Annexion des Restes der päpstlichen Staaten, mit Ausnahme der von den Franzosen besetzten Stadt Rom, zweifellos gesichert, und es wären die Streitkräfte Italiens zum Versuch einer Eroberung Venetiens und der übrigen italienisch sprechenden österreichischen Landesteile verfügbar geworden.

In Wien versäumte man es natürlich nicht, gegen derartige Eventualitäten entsprechende Vorkehrungen zu treffen.

Bei allen Truppen, welche zu unserer Armee in Italien gehörten, erfuhr der Stand der Kompagnien eine Erhöhung von hundert auf hundertfünfzig Mann. Die dritten Bataillone wurden aus den Ergänzungs-Bezirken zu den Regimentern herangezogen. Das dritte Corps wurde zur schärferen Bewachung des Hafens und Golfes von Triest weiter an die Küste vorgeschoben. Der Brigade Röesgen war die Küstenstrecke von Pola bis Duino, meiner Brigade, mit dem Stabe in Görz, die Strecke weiter westlich bis zur Mündung des Tagliamento zugewiesen. Je eine weitere Brigade des Corps wurde nach Laibach und Udine verlegt. An der Küste westlich der Tagliamentomündung bildeten Truppen des siebenten Corps die Fortsetzung der Aufstellung.

Die Verschiebung meiner Brigade erfolgte am 24. und 25. September, und zwar bis an den Isonzo mittelst Eisenbahn. Der Schienen-

weg war endlich auch in der Strecke Nabresina-Casarsa hergestellt worden, nachdem uns sein Fehlen im Kriege von 1859 grössten Schaden gebracht hatte. Die etwas über tausend Kilometer lange Hauptverbindungslinie Wien-Mailand hatte dadurch eine verhängnisvolle Lücke von fünfzig Kilometer Länge aufgewiesen. Eine Feldeisenbahn, selbst mit Normalspur, wäre auf dieser Strecke leicht und schnell auf der sehr guten, grösstenteils durch ebenes Land ziehenden Chaussée herzustellen gewesen.

Allein Eisenbahntruppen bestanden damals noch nicht, und der Bau hätte durch die Gesellschaft der Südbahn, in deren Bereich das fehlende Stück gehörte, ausgeführt werden müssen. Aber der Direktor Bontoux, ein Franzose, zeigte sich wenig zur Übernahme einer Arbeit geneigt, deren Durchführung seinen kriegführenden Landsleuten Schaden gebracht hätte.

Dass er nicht dazu gezwungen wurde, beweist seitens der österreichischen Regierung einen unverzeihlichen Mangel an Energie. Erst als Bontoux später einmal, bei Gelegenheit seiner Bewerbung um ein Deputiertenmandat in Paris, öffentlich erklärte, er habe bei der Verwaltung der österreichischen Südbahn in erster Linie französische Interessen im Auge gehabt, ermannte man sich endlich in Wien und entfernte ihn — zu spät! — von seiner Stellung als Leiter einer der wichtigsten Eisenbahnen der Monarchie.

Zu Anfang Oktober 1860 traf ich in Triest zufällig einen alten Kameraden aus der Tullner Schule, einen geborenen Armenier, namens Jasmagy. Sehr intelligent, war er, nachdem er die Soldatenlaufbahn schon lange verlassen, seit Beginn der fünfziger Jahre als Kundschafter und geheimer Agent für unser Ministerium des Äussern tätig, und hatte als solcher u. a. zur Auffindung der von ungarischen Insurgenten im Jahre 1849 bei Orsova vergrabenen Sankt Stephanskrone wesentlich beigetragen. Jetzt befand er sich auf einer Mission nach Gaëta an den König Franz II. von Neapel.

Jasmagy nun erzählte mir, er habe über die Pläne der italienischen Freischarenführer, sowie der ungarischen, in Italien sich aufhaltenden Insurgentenchefs, insbesondere aber bezüglich ihres beabsichtigten Einfalles von Süden her in unsere Monarchie die verlässlichsten Nachrichten.

Garibaldi werde bei Grado landen und auf Udine losgehen, während andere Führer aus der Lombardei in Südtirol einfallen, Kossuth von Antivari über Belgrad auf Theresiopel, Türr von Lussin

Piccolo über Fiume auf Warasdin, wieder andere aus Widdin und aus Bukarest auf Karlsburg, Kronstadt und Maros-Vasarhely vordringen sollten. Cosenz sei dazu bestimmt, sich der Insel Lissa zu bemächtigen und von dort aus Dalmatien zu bedrohen.

Überall, wohin sie kämen, würden sie den Aufruhr ins Leben rufen und unterstützen. Waffen lägen an mehreren Orten bereit, in Konstantinopel auch sechs Dampfer, um die Freischärler an die Versammlungsorte an der untern Donau zu bringen.

Die Ausführung dieses Planes, oder doch der Versuch dazu, soll nur durch den plötzlichen Tod Cavours (Juli 1861) verhindert worden sein; denn dieser Staatsmann war die eigentliche treibende Kraft, die Seele der ganzen italienischen Bewegung jener Zeit.

Dass alles so, wie Jasmagy es mir schilderte, wirklich abgemachte Sache gewesen ist, geht auch aus Äusserungen Garibaldis hervor, die seine von Guerzoni verfasste Biographie (Florenz 1882) wiedergibt. Nach dieser soll Garibaldi, nachdem er sich auf die Insel Caprera zurückgezogen, an die dort zusammenströmenden Pilger aus aller Herren Ländern Ansprachen gehalten haben, des Inhalts: «Italien habe die Pflicht, alle um ihre Freiheit ringenden Völker in diesem Streben zu unterstützen. Ungarn und die Donaufürstentümer seien bereit, sich zu erheben. Die Bewegung werde sich unfehlbar bis zur Küste der Adria ausdehnen. Das Venetianische Reich winde sich unter dem fremden Joche; von hier aus werde sich die Revolution über das italienische Tirol ausdehnen. Innerhalb vierzehn Tagen könne ein Brand hervorgerufen werden, der sich von Mantua bis Galatz erstrecke. Werde dieser vom Heere Italiens unterstützt und dadurch die österreichische Macht in Schach gehalten, dann sei grosse Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass alles nach Wunsch gelinge».

B. Brigadier in Görz (1860—1863).

Bewachung der Küste. — Der Herzog von Modena. — Aquileja, Grado. — Kaiser Franz Joseph bei der Armee in Italien. — Kaiserrevue. — Feldmanöver. — Hinterladgeschütze. — Schiesswolle. — Ericson-Panzertürme. — Brigadeübungen. — Stehende Lager. — Leibesstrafen. — Taktik und Strategie der Franzosen 1859.

Der Ort Grado, bei dem Garibaldi zu landen beabsichtigt haben soll, lag in der Mitte der meiner Brigade zur Bewachung zugewiesenen, bei achtzig Kilometer langen Küstenstrecke.

Die Aussicht, bei Durchführung meiner Aufgabe dem kühnen und geschickten, vielgenannten Guerillaführer entgegenzutreten, gab derselben für mich einen besonderen Reiz, regte mich und meine Truppe zu gesteigerter Aufmerksamkeit und Tätigkeit an.

Die Küste entlang sich erstreckende, sechs bis acht Kilometer breite Lagunen erschwerten die Überwachung der vielen vorhandenen kleinen Häfen vom Lande aus. Die Kriegsmarine war nur in der Lage gewesen, einen mit einer achtundvierzigpfündigen Kanone armierten Raddampfer beizustellen, welcher längs der Küste kreuzte. Die wichtigste Rolle auf der Seeseite fiel demnach der Grenz-Finanzwache und ihren fünfzehn Ruderbooten zu. Hundertfünfzig Mann, auf zehn Posten in erster und fünf in zweiter Linie am Lande verteilt, vermochten bei gewissenhafter Pflichterfüllung (und an dieser war nach ihrer bisherigen Haltung, obwohl sich viele Italiener unter der Mannschaft befanden, nicht zu zweifeln) jede Annäherung eines Gegners rechtzeitig wahrzunehmen und die rückwärts postierten Truppen vor Überraschungen zu bewahren.

Von der Truppe hielten drei Bataillone die drei landeinwärts führenden Hauptverbindungen besetzt. Es waren dies: die Strasse und Eisenbahn von Monfalcone den Isonzo entlang nach Görz, die Verbindung von Grado über Aquileja nach der kleinen Festung Palmanova, endlich jene von der Tagliamentomündung aufwärts den Fluss entlang. Der Rest der Brigade lag in und bei Görz. Von Befestigungen befand sich an der Küste nur eine einzige, 1848 feldmässig errichtete Strandbatterie am linken Tagliamento-Ufer, mit zwei sechsunddreissigpfündigen Haubitzen armiert.

Leider fehlte es der Brigade an genügender Kavallerie. Es war ihr nur eine halbe Eskadron Husaren zugewiesen, die nicht einmal für den Meldedienst im Brigaderayon ausreichte, was um so empfindlicher war, als unter den Abschnitten keine Telegraphenverbindungen bestanden.

Die der Brigade zugeteilte Batterie hatte vierpfündige, gezogene Rohre, die ersten der eben eingeführten, und war als «fahrend» eingerichtet.

Vor allem schien es notwendig, dass Offiziere wie Mannschaften die Gegend, in welcher sie möglicherweise zu kämpfen berufen sein sollten, gründlich kennen lernten. Ich befahl demnach die tägliche Vornahme von Rekognoszierungsmärschen, bis alle Haupt- und Nebenwege abgegangen und die Truppen im eigenen, sowie dem angrenzenden Rayon gut orientiert sein würden. In der Nähe der Küste

hatten die Gewehre mit den damals üblichen Wach-Patronen geladen zu sein.

Zur Erprobung der Truppen im Ernstfalle kam es bekanntlich nicht.

Sie blieben ungefähr ein Jahr lang in der Bereitschaftsstellung, so lange nämlich, bis die durchgeführte Vereinigung aller italienischen Staaten, mit Ausnahme des österreichischen Venedig, des Patrimonium Petri und der Republik S. Marino, zu einem Königreiche, und das Bedürfnis des neuen Staates nach innerer Konsolidierung uns, für die nächste Zeit wenigstens, eine gewisse Sicherheit boten.[1])

Im Lande selbst, und speziell in Görz, herrschte Ruhe; die Parteien vertrugen sich, so gut es ging. Eine kleine von Italianissimi veranstaltete Demonstration endete als Farce.

Wir hatten Wind bekommen, dass zwölf junge Görzer auf einem Kasinoball (des Faschings 1863) als Garibaldiner erscheinen wollten, und unsere kleinen Massregeln getroffen. Kaum waren die zwölf Rothemden aufgetreten, nicht ohne begreifliches Aufsehen zu erregen, so kamen zwölf Recken in Teufelsmasken hereingetänzelt — ausgesuchte Unteroffiziere des 32. Regiments in vom Theater geliehenen Kostümen. Nach einigen Narrenspossen steuerte jeder von ihnen auf einen der Garibaldiner zu, fasste ihn rasch um den Leib und begann ihn im Walzer herum- und allmählich der Türe zuzuwirbeln, durch welche die ganze Gesellschaft verschwand, um nicht wieder zu erscheinen. Wir hatten die Lacher auf unsere Seite gebracht und die übermütigen jungen Leute vor einem möglicherweise folgenschweren Konflikt mit der Behörde bewahrt.

Bald nach dem Einrücken der Brigade in die Dislokation Görz kam Franz V., Herzog von Modena, Erzherzog von Österreich, dahin, um das seinen Namen führende 32. Regiment zu besichtigen.

Das in Görz stationierte Bataillon des Regiments rückte in Parade auf dem Exerzierplatze aus und präsentierte sich, was schönes Aussehen, militärische Haltung der Leute und präzise Ausführungen der Bewegungen betrifft, auf das vorteilhafteste.

Allein ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich plötzlich auf des Obersten, Grafen Leiningen, Kommando vom ganzen

---

[1]) Nach Bernhardis 1897 erschienenen «Tagebuchblättern eines preussischen Diplomaten im Hauptquartiere der Italiener» soll König Viktor Emanuel zwei Jahre vor dem sechsundsechziger Kriege die Absicht gehabt haben, ganz allein, ohne andere Hülfe als die erwartete Insurrektion in Ungarn, einen Heereszug nach Wien zu unternehmen, aber an der Ausführung des Versuches durch seine Generale verhindert worden sein.

Bataillon gleichzeitig gewisse Gewehrgriffe, dann einige Exercitien aus der guten alten Zeit ausführen sah, komplizierte, nur fürs Auge berechnete Produktionen, die, als dem militärischen Ernste nicht entsprechend, seit Dezennien schon aus dem Reglement gestrichen waren. Leiningen hatte, wohlmeinend genug, seinen Inhaber durch Erinnerungen aus dessen Jugendzeit erfreuen wollen, sich aber gehütet, mich in seine Absicht einzuweihen. Ich war im Grunde zu erheitert, um das Donnerwetter, welches er verdient hätte, in seiner vollen Stärke auf ihn niedergehen zu lassen.

Bei dem Diner, das der Herzog seinem Offizierscorps gab, zeigte er sich in vorzüglicher Laune, zu welcher wohl auch das Manöver beigetragen, und voll Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang des, wie er meinte, nahe bevorstehenden Krieges. Er gedachte denselben, entweder mit seinem österreichischen Regiment als dessen Inhaber, oder als Führer seiner modenesischen Truppen persönlich mitzumachen. Diese letzteren befanden sich damals auf österreichischem Gebiete, bei Bassano. Nach Magenta hatten sie sich in das Festungsviereck zurückgezogen und an dem letzten Kampfe bei Solferino keinen Teil gehabt, da sie als Reserve unseres zehnten Corps in zweiter Linie gehalten wurden. Es waren bei 3500 Mann, in eine Brigade formiert und von einem modenesischen General befehligt. Ihre militärische Haltung war gut, ihre Treue und Verlässlichkeit nicht genug anzuerkennen. Trotz mannigfacher Bearbeitung und Verführungsversuchen aller Art desertierte nur ein ganz geringer Teil; ja, es kamen sogar aus Modena und auch aus Parma Freiwillige hinzu (allmählich bis zu 500).

Es gab eben in diesen beiden Herzogtümern, so wie auch, obgleich nicht in gleichem Masse, in Toscana noch viele, die, mit den alten Zuständen ganz zufrieden, die Rückkehr ihrer früheren Fürsten wünschten.

Auf meinen Reisen im Brigaderayon weckten besonders zwei Orte interessante geschichtliche Erinnerungen in mir: Aquileja und Grado.

Es wird nicht viele Plätze geben, die einen Schicksalsumschwung gleich jenem Aquilejas erlitten haben. Einst das vielgenannte, wichtige Grenzbollwerk des gewaltigen Römerreiches, ein berühmtes Handelsemporium, ein Hafenplatz von erster Wichtigkeit, schon durch seine Lage am Vereinigungspunkt von fünf radialen Heerstrassen, die

es mit dem Innern des Kontinents verbanden; und dann plötzlich aus der Geschichte gestrichen, förmlich von der Erde verschwunden, zum Fischerdorf herabgesunken und als solches durch die Jahrhunderte ein armseliges Dasein fristend! Als ich damals den Ort sah, war nichts darin, das irgendwie an den alten Glanz erinnert hätte; überhaupt nichts der Besichtigung Wertes, ausser der im elften Jahrhundert im Rundbogenstyle erbauten Kirche und einigen wenigen, von Privaten gesammelten und gehegten Altertümern aus römischer Zeit.

Auch das jenseits der Lagunen von Aquileja, unmittelbar am Küstensaume liegende Städtchen Grado hat erst in neuerer Zeit, seit seiner In-Mode-Bringung als Seebad, wieder einige Bedeutung erlangt. Aber wie weit ist diese entfernt von jener, die es einst besessen, als Bewohner der Umgegend, vor Germanen und Markomannen auf der Düne Zuflucht suchend, die grosse Kolonie aus ihm gemacht hatten, welche dem Patriarchen von Aquileja durch ein Jahrtausend als Residenz diente!

Die vielen, fast gefällosen, unregulierten Wasserläufe, die von ihnen gebildeten Lagunen und Sümpfe machten allmählich die Gegend zu einem Fieberherd. Dieser Umstand, der Grados Untergang verursachte, ist ebenfalls schuld, dass Aquilejas Bevölkerung, trotz der grossen Fruchtbarkeit des Bodens, sich auch unter der späteren, rationellen Verwaltung nie wieder hat heben können.

In den letzten Tagen des Dezember 1862 kam der Kaiser nach Verona, besichtigte die Truppen, die neuen Festungswerke, wohnte Schiessversuchen mit neuartigen, gezogenen Kanonen bei, begab sich dann für einige Tage nach Venedig, und kehrte Mitte Januar wieder nach Wien zurück.

Auf die Truppen brachte der kaiserliche Besuch, wie begreiflich, die günstigste Wirkung hervor. Während der Kaisertage von Verona und Venedig war es den Generalen und Stabsoffizieren, die in der betreffenden Provinz in Garnison lagen, gestattet worden, dahin zu kommen. Ich machte von dieser Erlaubnis Gebrauch, und wählte Verona zu meinem Ziele.

Am 2. Januar war grosse Revue über die Garnison von Verona, welche in Parade vor der Westfront der Festungs-Umfassung ausgerückt war.

Seine Majestät erschien, pünktlich wie immer, ritt die sieben Treffen ab, liess hierauf alle Offiziere vor die Front kommen, ein Carré bilden und hielt ihnen eine kurze Ansprache. Nach der Ermahnung, sich die Pflege der Mannszucht, Disziplin und Ausbildung der Soldaten angelegen sein zu lassen, folgte die vielsagende Bemerkung, dass wir ernsten Zeiten entgegengingen. «Wann der Moment kommen wird», schloss der Kaiser, «in welchem mein Heer wieder zu kriegerischer Tätigkeit berufen sein wird, kann ich nicht wissen; was ich aber jetzt schon weiss, ist, dass ich unter allen Verhältnissen auf die Hingebung und Tapferkeit meiner braven Armee rechnen kann.»

Kaum hatte der Monarch seine Rede beendet, als der Armeekommandant, FZM. Benedek, der sich bisher vorschriftsmässig zu Pferde seit- und rückwärts des Kriegsherrn gehalten, im Bogen vorgesprengt kam, salutierte und mit weit vernehmlicher Stimme sprach:

«Erlauben Euere Majestät, dass ich in diesem feierlichen Momente aus den Schranken reglementsmässigen Schweigens trete und im Namen der Mannschaft, der Offiziere und der Generale, im Namen der ganzen Armee, die Euere Majestät huldvollst mir anvertrauten, die Gefühle ausdrücke, die unsere Herzen bewegen.

«Wir Alle verehren nur Einen Gott im Himmel, zu dem wir beten. Wir Alle gehorchen nur Einem Herrn auf Erden, Euerer Majestät, unserem Kaiser und apostolischen König. Ohne Unterschied der Religion, Geburt und Nationalität geloben wir Alle, für Euere Majestät, für Ihr hohes Haus und unser grosses Vaterland tapfer zu kämpfen und zu siegen, oder ehrenvoll zu fallen, so wahr uns Gott helfe!»

Hierauf gegen die Offiziere gewendet: «Adjutanten, reiten Sie zu den Musiken und lassen Sie die Volkshymne spielen!» Dann wieder gegen den Kaiser gekehrt: «Seine Majestät, unser Kaiser, König und Herr, lebe hoch! Vivat! Vivat! Vivat!»

Ein merkwürdiger, in dem österreichischen Heere unerhörter Vorfall!

Das Vortreten Benedeks wirkte auf alle Anwesenden verblüffend. Ich befand mich so günstig postiert, dass ich sowohl den Kaiser, als den Feldzeugmeister gut sehen und jedes Wort deutlich vernehmen konnte.

Was Benedek getan, war beispiellos, den Vorschriften geradezu widerstreitend. Es lag die Annahme nahe, er habe sich dazu vorher die Erlaubnis eingeholt. Dem widersprach jedoch die ernste

Miene, die der Kaiser angenommen hatte, sowie der Umstand, dass er Benedeks Rede bloss durch ein Salutieren quittierte, ohne ihm, wie er es sonst bei besonderen Gelegenheiten zu tun pflegte, die Hand zu reichen.

Von einer mir befreundeten Persönlichkeit aus der nächsten Umgebung des Kaisers habe ich erfahren, dass letzterer von der Kühnheit Benedeks überrascht und unangenehm berührt gewesen war, durch den Inhalt der Rede aber, die eigentlich nur eine Paraphrase unseres Fahneneides darstellte, also wie eine wiederholte Ablegung desselben angesehen werden konnte, einigermassen wieder versöhnt wurde.

Benedek soll vorher gar nicht daran gedacht haben, die kaiserliche Ansprache zu erwidern, und nur einer plötzlichen Eingebung gefolgt sein. Diese Auslegung entsprach auch seinem impulsiven Wesen, wie denn Inhalt und Form der Rede auch den Charakter einer Improvisation tragen.

Vielleicht ist nie in seinem Leben die ihm eigene Kühnheit so hervorgetreten, wie bei dieser Gelegenheit. Er hatte gezeigt, dass er im Interesse seines Kaisers alles zu wagen bereit sei, und dabei keine anderen Schranken anerkenne, als die, welche er selbst sich gestellt.

Viele hohe Herren hielten sich über diese gar zu unabhängige Art, seine Loyalität zu äussern, auf. Aber der grossen Mehrzahl, darunter auch persönlichen Gegnern, imponierte die selbstbewusste, rücksichtslose Entschlossenheit des Mannes.

Benedek stand damals auf dem Gipfel seiner Popularität, seines wohlerworbenen Rufes. Österreichs Feinde sahen in ihm ihren am meisten ernst zu nehmenden Gegner, den energischesten der kaiserlichen Generale, von dem, wenn von irgend einem, der Doppeladler den Sieg erwarten durfte. Den Massen aber, und nun gar dem gemeinen Soldaten, dessen Vater er war, erschien der tapfere, bisher immer glückliche und erfolgreiche Haudegen als die Personifikation der Unüberwindlichkeit.

Damit der Sinn der Benedek'schen Anrede nicht entstellt verbreitet werde, wurde diese beim Armeekommando vervielfältigt und an die Truppen verteilt. Der Sinn war genau wiedergegeben, doch hatte man sich einige stylistische Änderungen erlaubt. Da jedoch die Rede, genau wie sie gesprochen worden, eine gute Charakteristik Benedeks darstellt, so habe ich sie hier nach dem Wortlaute wieder-

gegeben, den ich gleich nach der Parade, möglichst getreu, aus dem Gedächtnisse zu Papier brachte.

Am zweitnächsten Tage vollführte die aus vierundzwanzig Bataillonen, vier Eskadronen und sieben Batterien — dem grössten Teil des fünften Corps — bestehende Garnison von Verona ein Feldmanöver bei Santa Lucia, dem Gefechtsterrain, auf welchem Radetzky seinen ersten Erfolg über die Piemontesen errungen hatte.

Den Eindruck, den ich dabei empfing, kennzeichnen die Worte eines Tagebuches, das ich während des Aufenthaltes in Verona führte: «Da, wie man — vielleicht ein wenig übertrieben — erzählt, vierzehn Rekognoszierungen und Besprechungen dem Manöver vorausgegangen, wäre es schade um die Zeit, wollte ich über Anlage und Ausführung noch etwas sagen.»

Es musste wohl verstimmen, zu sehen, dass nach all den Erfahrungen von 1859 die taktische Ausbildung und Führung der Truppen, selbst am Sitze des Armeekommandos, noch keine Fortschritte gemacht hatte.

Die Verbreitung, welche in den letzten Jahren die neuen grossen, gezogenen Hinterladkanonen gefunden, hatten es notwendig gemacht, den Gürtel selbständiger Werke auf dem linken Etschufer vor der West-Süd-Front von Verona, welcher aus dem Achtundvierzigerkriege stammte und stellenweise nur bis tausend Meter vom Festungswalle entfernt war, weiter vorzuschieben. In dieser Absicht waren sechs neue Forts erbaut, und dadurch die Zone zwischen Wall und Gürtel etwas über dreitausend Meter breit gemacht worden.

Sehr interessant waren die mehrtägigen, mit den neuen Hinterlad-Kanonen ausgeführten scharfen Schiessversuche. Zuerst wurde von einem Fort aus eine in der Front desselben erbaute armierte Angriffs-Batterie, hierauf aus einer anderen solchen Batterie eines der alten, aufgelassenen Forts beschossen.

Die Präzision und Durchschlagkraft der aus vierundzwanzig-, zwölf- und sechspfündigen eisernen Hinterladern geschleuderten Spitzhohlgeschosse und Shrapnells war im Vergleiche zu den bisher gewohnten eine ganz ausserordentliche.

Die Schiessresultate zeigten, dass die bisher im Festungswesen verwendeten Schutzmittel und Deckungsarten, als gegen das neue Belagerungsgeschütz nicht mehr genügend, stärkeren weichen müssten.

Wer hätte damals gedacht, dass die so angestaunten Wirkungen der neuen Geschütze, ehe zwei Dezennien vorüber, wieder in enormer Weise überholt sein; dass wir bei unseren «mobilen Belagerungsbatterien» Zwölfzentimeterkanonen und Fünfzehnzentimetermörser verwenden würden, mit noch gesteigerter Präzision, vielfach grösserer Durchschlagkraft und einer Tragweite von bis achttausend Meter im Flach-, dreitausendfünfhundert im Vertikalfeuer! [1])

Meine Wahrnehmungen über die ausserordentliche Wirkung der neuen schweren Kanonen bei den Schiessversuchen in Verona gaben mir Anlass zu Betrachtungen über die ungenügende Schusssicherheit der bisherigen Deckungen aus Mauerwerk und Erde.

Als nun während des amerikanischen Krieges die Zeitungen über ein neuartiges Kriegsschiff berichteten, das, gepanzert und mit einem drehbaren, mit zwei schweren Kanonen armierten Eisenturme versehen, gleich in seinem ersten Kampfe, am 9. März 1862, bei Hampton Road gewaltige Erfolge errungen, war ich sofort überzeugt, dass diese Ericsonsche Erfindung epochemachend sein, und von den Kriegsschiffen auch auf die Landfortifikationen übergehen werde.

Ich versuchte auch gleich, diese Idee in einem Aufsatze zu begründen und sandte letzteren an den Kriegsminister Degenfeld ein. Dieser anerkannte mein Streben in einem freundlichen Schreiben, erklärte mir aber gleich, dass, in Anbetracht der grossen Kosten, wenigstens für die nächste Zeit gar keine Aussicht auf die Vornahme einschlägiger Versuche vorhanden sei.

Viel wärmer nahm sich Freund Rossbacher, Abteilungsvorstand im Ministerium, meiner Idee an. Er riet mir dringend, die Arbeit zu veröffentlichen.

Ich tat es, und der Aufsatz erschien in der österreichischen Militär-Zeitschrift (Jahrgang 1862, 10. Heft), um dann auch von den meisten fremden Militär-Journalen gebracht zu werden.

Im Auslande begann man auch bald Landbefestigungen mit solchen Eisentürmen zu versehen. Bei uns dauerte es noch drei

---

[1]) Auch die Feldbatterien erhielten, wie schon erwähnt, bald nach 1859 gezogene Vier- und Achtpfünder. Als Hinterlader aber wurden sie erst nach 1866 eingerichtet.

Anfangs der sechziger Jahre wurden auch Versuche mit der 1846 von Schönbein und Böttcher erfundenen Schiessbaumwolle angestellt, und dieser Explosivstoff bei unserer Artillerie als Trieb- und Sprengmittel eingeführt, doch nicht auf lange, da ihm bedeutende Mängel anhafteten.

Lustren, bis die ersten solchen, gegen Ende der Siebenzigerjahre, in den Hafenforts bei Pola zur Anwendung kamen.

Zur höheren taktischen Ausbildung der Truppen meiner Brigade gab es, auch nach Einziehung der an der Küste in Bereitschaft gewesenen Abteilungen, wegen ihrer Dislokationsart im Görzer Rayon keine Gelegenheit.

Es konnten Exerzitien und Manöver bloss in einzelnen Kompagnien und Bataillonen, und nur in Görz auch mit zwei Bataillonen und einer Batterie vorgenommen werden. Die Konzentrierung der Brigade, die ich, wenn auch nur für ein paar Wochen, dringend gewünscht hätte, wurde der Kosten wegen verweigert.

Ich durfte mich nicht beklagen. Die leidige Geldfrage beherrschte damals alles. Sie hinderte selbst den, für die Ausbildung der Armee eifrig besorgten Kriegsminister Degenfeld an der Verwirklichung der bescheidensten Pläne. Alles, was er in Bezug auf Truppenzusammenzüge tun konnte, war die Errichtung von kleinen Lagern in der Nähe einiger der bedeutendsten Garnisonen, zu abwechselnder Benützung durch je eine Brigade. Für die Armee in Italien, die aus vier Corps bestand, waren im Jahre 1863 zwei solche Lager, eines bei Rivoli, das zweite bei Treviso, hergerichtet worden.

Zur Errichtung eines grösseren und permanenten Lagers im Zentrum der Monarchie, bei Bruck an der Leitha, kam es erst nach dem unglücklichen Kriege von 1866.[1])

So blieb während des mehrjährigen Aufenthaltes meiner Brigade in Görz, Gradiska, Monfalcone, Cormons und einigen kleineren Orten, die Ausbildung der Truppen auf elementare Taktik, dann Festigung der inneren Ordnung und Disziplin beschränkt, in welchen Zweigen allerdings die besten Resultate erzielt wurden.

Gleich zu Antritt meines Dienstes hatte ich den Wunsch ausgesprochen, dass von dem bestehenden Rechte der körperlichen Züchtigung kein Gebrauch gemacht werde. Meine Intention wurde bereitwillig aufgefasst und durchgeführt. Entgegen der damals in höheren Militärkreisen herrschenden Überzeugung von der Un-

[1]) Wie sehr sich das Bedürfnis nach grossen Übungsplätzen in der Gegenwart geltend gemacht hat, zeigte 1895 das Bestreben der preussischen Kriegsverwaltung, in jedem Corpsbezirke Flächen von hundert Quadratkilometer zu erwerben.

entbehrlichkeit des Stockes, wenigstens was die Mannschaft aus den östlichen Kontingenten der Monarchie betraf, lieferten während meiner Kommandozeit die meisten Kompagnien der Infanterie-Regimenter 32 und 52, die sich beide aus den erwähnten Bezirken rekrutierten, den Beweis, dass man sehr wohl strenge Disziplin wahren könne, ohne zur Leibesstrafe Zuflucht zu nehmen.[1])

Überhaupt waren Mannschaften wie Offiziere sämtlicher Truppen meiner Brigade vom besten Geiste beseelt. Wenn ich hier ganz insbesondere des zweiundfünfzigsten Regimentes, der «Franz-Karler», Erwähnung tue, so ist es, weil ich dieses Regiment am längsten in meiner unmittelbaren Nähe hatte und es vorzüglich schätzen und lieben lernte; wie denn auch seine Offiziere mir eine besondere, Jahrzehnte überdauernde Anhänglichkeit bewahrt haben.

Das grosse Werk «Campagne de l'Empereur Napoléon III 1859», das der französische Generalstab im Jahre 1862 herausgegeben hatte, erregte, wie natürlich, in hohem Masse mein Interesse.

Um in den Gegenstand möglichst einzudringen und über die im Werke geschilderten Ereignisse und ausgeführten Ideen ein schärferes Urteil zu gewinnen, brachte ich meine empfangenen Eindrücke zu Papier; allmählich entstanden unter gleichzeitiger Benützung auch anderer über diesen Krieg erschienener Schriften zusammenhängende Studien über die Taktik und Strategie der Franzosen im Feldzug 1859, die auch wie eine Kritik des französischen Geschichtswerkes angesehen werden konnten. Da bei uns eine auf Feldakten beruhende Geschichte des Krieges noch nicht erschienen war, musste ich meine Betrachtungen allerdings hauptsächlich auf das Vorgehen unseres Hauptgegners beschränken.

Auf eine Aufforderung seitens des Vorstandes unserer Kriegsbibliothek, Oberstleutnants Guggenthal, entschloss ich mich zur Veröffentlichung meiner Arbeit. Das Buch gelangte Ende Februar 1864 zur Ausgabe und erfreute sich günstiger Besprechungen in den Militär-Zeitungen.

In Frankreich wurde der Verbreitung meines Werkes, wie ich von unserem Mititärattaché bei der Pariser Botschaft, Oberstleutnant

---

[1]) Dass die Abschaffung der Leibesstrafe, auch damals schon, bei sämtlichen anderen Truppen der Monarchie ohne Schaden durchführbar gewesen wäre, unterliegt keinem Zweifel. Leider vergingen noch ein halb Dutzend Jahre ehe das neue Wehrgesetz vom Dezember 1868 jenes barbarische Züchtigungsmittel unterdrückte.

Querlonde, erfuhr, anfangs Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Es sollen einige Bemerkungen über persönliche Anordnungen und Befehle Kaiser Napoleons den Kriegsminister Randon bestimmt haben, die in den Buchhandlungen aufliegenden Exemplare zu inhibieren.

Dieses Vorgehen ist nur durch übergrosse Empfindlichkeit zu erklären.

Nicht nur, dass mein Buch keinerlei Gehässigkeiten enthielt, war ich vielmehr immer bestrebt gewesen, auch den Schein zu meiden, als wolle ich den Ruhm unseres tapferen, geschickten und glücklichen Gegners im Kriege 1859 schmälern.

C. Brigadier in Triest (1863).

Von Görz nach Triest. — Deutsch-dänischer Krieg. — Mexikanische Deputation in Miramare.

Die Errichtung eines «Truppen-Kommando» für Istrien mit dem Sitze in Triest veranlasste im Herbste 1863 die Versetzung meiner Brigade vom dritten Corps unter das obige Kommando, sowie die Verlegung des Brigadestabes und eines Regimentes von Görz nach Triest.

Diese Veränderung war mir nicht unangenehm. Zwar ging mir dadurch jene lokale Selbständigkeit verloren, die ich durch drei Jahre genossen hatte; dagegen bot die grosse Stadt mit ihrem Weltverkehr Annehmlichkeiten aller Art, welche das kleine Görz nicht hatte gewähren können.

Bald nach meinem Einrücken in Triest richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit der Armeekreise auf den schleswig-holsteinschen Erbfolgestreit, der, nach König Friedrichs VII. von Dänemark Tode ausgebrochen, Deutschland in Aufregung versetzte und kriegerische Ereignisse in Aussicht stellte, an denen wir kaum unbeteiligt bleiben würden.

Nach meiner Gewohnheit ging ich gleich daran, mich für alle Fälle vorzubereiten. Ich machte mich ans Studium der einschlägigen geographischen, politischen und strategischen Verhältnisse und verfasste einen Aufsatz, in welchem, nach Willisens Manier, die möglichen und wahrscheinlichen Operationen in einem Kriege zwischen

den Staaten des deutschen Bundes und Dänemark besprochen wurden.

Die Veröffentlichung scheiterte an dem Umstande, dass der Ausbruch des Krieges die Vorbereitungen zur Drucklegung überholte. Die Arbeit hatte dadurch ihr grösstes Interesse verloren; auch war der Verdacht nicht ausgeschlossen, ich hätte mir die im Werke ausgesprochenen Ansichten, die der Verlauf des Krieges als richtig erwies, erst nachträglich konstruiert. So legte ich denn das Manuskript beiseite, ohne über die Vergeblichkeit all des Aufwandes an Mühe und Zeit lange zu seufzen; denn das Selbststudium war doch mein hauptsächlichster Zweck gewesen.

Die Siege unseres sechsten Corps unter FML. Gablenz bei Oberselk, Översee, Veile erfüllten die ganze Armee mit Stolz und Freude und hoben im Volke wieder das, durch die 1859er Ereignisse ziemlich erschütterte Vertrauen in das Heer.

Aber eben jene schönen Erfolge brachten uns andererseits bedeutenden Schaden. Sie trübten vielen den Blick, erweckten übermässiges Selbstgefühl. Das Drauflosgehen unserer tapferen «schwarzgelben Brigade» wurde zur nationalen Kriegstaktik emporgelobt und -gejubelt. Über all der Begeisterung kam man nicht dazu, sich die kriegerischen Einrichtungen und Eigenschaften unseres Alliierten, sein vorzügliches neues Gewehr, die vorgeschrittene Gefechtsweise seiner Infanterie zum Muster zu nehmen.

Als in preussischen Militär-Zeitungen, bei Besprechung der Ereignisse in diesem Kriege, unseren Soldaten der Vorwurf gemacht wurde, «dass sie im Tiralleurgefechte keine Deckungen aufsuchten, keine richtige Vorstellung von der Feuerwaffe besässen und ihre ganze Stärke bloss im Bajonette sähen», erklärte man bei uns ein solches Urteil aus der Missgunst, dem Neide unseres Verbündeten, und war empört über dessen Arroganz.

Gablenz, der für seine Person den Wert des Zündnadelgewehres richtig erkannt hatte, soll, als er in Wien davon sprechen wollte, kein Gehör gefunden haben.

Nach dem Ausbruche des amerikanischen Sezessionskrieges erachtete Napoleon III. die Zeit zur Ausführung gewisser, von ihm gehegter Pläne zu staatlichen Umgestaltungen in Amerika für gekommen. Vor allem war er bestrebt, das mexikanische Kaiserreich, wie es kurze Zeit unter Iturbide bestanden, wieder ins Leben zurückzurufen.

Zum Herrscher über die neue Monarchie hatte er den österreichischen Erzherzog Max auserkoren.

Letzterer, der seit seinem Rücktritt von der Stellung als Generalgouverneur des lombardo-venetianischen Königreiches nur mehr das Oberkommando über die Kriegsmarine führte, hielt sich in seinem neuen, selbsterbauten Schlosse Miramare bei Triest auf.

Während er es 1862 abgelehnt haben soll, dem Wunsche der Königin von England entsprechend den vakanten Thron von Griechenland zu besteigen, zeigte er sich jetzt, als Napoleom ihm seine Absichten mitteilte, zur Übernahme der mexikanischen Kaiserkrone bereit.

Im Juli 1863 beschloss eine Notabeln-Versammlung in Mexiko die Errichtung des Kaisertums; im Oktober traf eine Deputation in Triest ein, um dem Erzherzog die Krone anzubieten.

Einem der dieser letzteren gegebenen Feste wohnte auch ich bei. Der Erzherzog hatte die Spitzen der Triester Behörden, die dort stationierten Generale (FML. Hartung und mich), dann ein paar Admirale zu einem grossen Diner nach Miramare geladen. Das Bild, das sich mir bot, wirkte berückend. Es war ein schöner Herbsttag; das wunderbar gelegene, eine weite Fernsicht auf das Meer gewährende Schloss erstrahlte in seiner schönsten Pracht. Im normannischen Styl erbaut, von einem kunstvoll angelegten Parke umgeben, der die nächsten, kahlen Lehnen des Karstgebirges bedeckt, im Innern mit Kunstwerken und Einrichtung im verfeinertsten Geschmacke ausgestattet, mit Blumen und seltenen Pflanzen geziert, schien es wirklich das zauberische «Schloss am Meere», von dem der Dichter singt. Im Speisesaale dämmernde Beleuchtung, die von entfernteren Gegenständen wenig mehr als die Umrisse erkennen liess; Wohlgerüche, die fast betäubten. Bei Beginn des Diners ertönte leise, wie aus weiter Ferne kommend, die einschmeichelnde Musik eines unsichtbaren Orchesters.

Man meinte ein Märchen aus der Feenwelt verwirklicht!

All das konnte uns wohl für den Augenblick betäuben; unsere trüben Ahnungen zu verscheuchen, vermochte es nicht.

Die Schilderungen mexikanischer Zustände, wie Kenner sie uns gemacht, liessen für den jungen Kaiser wenig erhoffen, vieles und schweres befürchten.

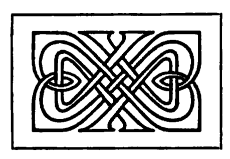
So sahen denn die Weiterblickenden unter den Anhängern der Dynastie nur mit Sorgen den Bruder ihres Kaisers scheiden, als er

im April 1864 die Herrschaft über ein Land antreten ging, wo der monarchischen, klerikal-konservativen Minorität, die ihn hielt, eine an Zahl überlegene, an Einfluss immer zunehmende republikanische Partei gegenüberstand, bereit, ihn mit dem ganzen Fanatismus des Südländers zu befehden.

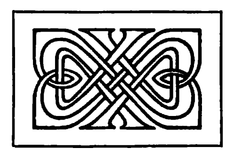
Der junge Kaiser war von allem Anfange an zum Kampfe gezwungen. Die Unterstützung, die ihm von Napoleon wurde, dauerte nicht lange.

Die letzten französischen Truppen verliessen Mexiko im März 1867, und das Ende war — die Katastrophe von Queretaro!





IX. Periode
1864—1865



Als zugeteilter General beim 5. Corps in Verona

Stellung eines „Zugeteilten". — Truppenausbildung. — Kavallerie-Aufklärungsdienst. — Beförderungsverhältnisse. — Nützliche Ausflüge. — Der Armeekommandant. — Umschau in der Geschichte. Xenophons Anabasis. Cäsars Gallischer Krieg. — Die Balkanländer. — Krieg mit Preussen in Aussicht. — Wehrkräfte.

BEI der Aufhebung der über den Infanteriebrigaden stehenden Divisionskommanden nach dem Kriege 1859 erachtete man es für notwendig, jedem Armeecorps-Kommandanten einen Feldmarschalleutnant oder im Range höheren Generalmajor zuzuteilen, mit der Bestimmung, den Corpschef vorkommendenfalls zu ersetzen, bei Detachierung oder getrennter Verwendung von mehr als einer Brigade das Kommando über diesen abgetrennten Teil zu übernehmen, im allgemeinen aber für besondere Aufträge des Corpskommandanten bereit zu sein.

Die gedachte Stellung erhielt ich anfangs Februar 1864 beim fünften Corps. Das kam einer Vorrückung gleich, und ich hatte Ursache, mich darüber zu freuen. Aber die Einrichtung erwies sich als unzweckmässig. Der Dienst konnte nur zeitweise vom «Zugeteilten» wirklichen Nutzen ziehen und liess deren so viele, als Armeecorps bestanden, den grössten Teil der Zeit über unbeschäftigt.

Sollte die unerlässliche Einheit im Kommando aufrecht bleiben, so war der Zugeteilte, vorausgesetzt, dass der Corpschef nur einigermassen seine Stellung ausfüllte, meist auf blosses Beobachten beschränkt und blieb, wenn überhaupt eine Kraft, eine latente.

Der damals noch systemisierte Corpsadjutant, sowie der Chef des Generalstabes hielten sich vom Zugeteilten möglichst ferne, um nicht zwei Chefs gehorchen zu müssen und zwei Kritiken ausgesetzt zu sein.

Der Corpskommandant selbst sah im Zugeteilten, wenn dieser nicht eine ganz unbedeutende oder schmiegsame Persönlichkeit war, einen Rivalen und beobachtete ihn mit Misstrauen.

Auch den Brigadieren war er unbequem, weil er, wenn auch nur ausnahmsweise zum Befehlen, doch immer zur Kritik berufen war.

In dieser Stellung hatte ich nacheinander zwei Corspskommandanten. Zuerst FML. Henikstein, dann, als dieser im August 1864 zum Chef des Generalquartiermeisterstabes der Armee ernannt worden, seinen Nachfolger, FML. Gablenz, und zwar letzteren bis zur Mobilisierung unserer Armeen im Mai 1866.

Henikstein hatte ich nur während eines Urlaubes zu vertreten, Gablenz durch längere Zeit, da er das nach dem holsteinischen Feldzuge erhaltene Kommando über das fünfte Corps nur ganz kurz persönlich ausübte und dann, unter Beibehaltung sowohl der Veroneser Stellung, als der Veroneser Bezüge, als Statthalter nach Holstein ging. Alles in allem waren diese Beiden zehn Monate lang beim Corps anwesend, ich aber durch siebenzehn Monate ihr Vertreter.

Diese Umstände wären wohl geeignet gewesen, mich das Unbehagliche der Stellung als «Zugeteilter» weniger fühlen zu lassen, umsomehr, als ich mich mit Henikstein sowohl, als mit Gablenz schon seit dem Kriege 1848 in einem guten kameradschaftlichen Verhältnisse befand.

Mit Gablenz hat sich letzteres auch bewährt; weniger leider mit Henikstein, obwohl ich mir gerade in bezug auf ihn die grösste Mühe gab. Es war mir nämlich bekannt, dass ich meine Berufung an seine Seite wesentlich seiner Initiative zu danken hatte.

Von dem Augenblicke an, da mir in der Gablenzschen Periode durch meines Chefs Verwendung in Holstein die Aussicht auf längere Selbständigkeit in der Kommandoführung erwuchs, war es meine vorzüglichste Sorge, die taktische Ausbildung der Truppen zu fördern. Vor allem strebte ich an: Kurze, bestimmte Befehlsgebung, selbständiges Handeln der einzelnen Führer innerhalb des Rahmens der ihnen zufallenden Aufgabe, endlich zweckmässige Terrainbenützung.

Ich fand bei den Truppen in dieser Hinsicht ebensoviel Entgegenkommen wie gutes Verständnis. Schwierigkeiten ergaben sich eigentlich nur beim Manövrieren mit aus allen drei Waffen zusammengesetzten Körpern von der Brigade aufwärts. Ein über den Inhalt der Reglements hinausgehendes höheres Wissen war nur bei wenigen der oberen Führer vorhanden. Die Mehrzahl waren Männer in vorgerücktem Lebensalter und für theoretische Auseinandersetzungen wenig empfänglich. So empfahl sich denn ein mehr praktisch-empirisches Vorgehen.

Als solches erschien mir folgende Prozedur: Eine erste Übung wurde nach einem im vorhinein in seinen wesentlichen Einzelheiten festgesetzten, allen Kommandanten und Offizieren mitgeteilten und mit ihnen durchbesprochenen Plane ausgeführt, um jedermann Gelegenheit zur Beobachtung des Ineinandergreifens der Teile, zur Übung des Blicks für Distanzen und des Gefühls für Zeitabschnitte zu gewähren, sowie die schnelle Orientierung im Terrain zu fördern.

Auf eine solche erste Übung folgte eine zweite, für welche ebenfalls im vorhinein, aber diesmal nur mehr in grossen Zügen, die Art der Durchführung der Aufgabe bekannt gegeben und besprochen wurde.

Die erste und die zweite Übung waren, wie ich ausdrücklich erklärte, bloss als Unterricht zu betrachten; alles irgendwie einer Prüfung Gleichsehende war dabei verpönt, ja sogar jeder Tadel, insofern er sich bloss auf fehlerhaftes Vorgehen bezog.

Die dritte Stufe der betreffenden Übungen fand natürlich mit demselben Truppenkörper, aber auf anderem Terrain statt. Diesmal wurde den Teilnehmern keinerlei vorhergehende Mitteilung gemacht; auf dem Rendezvousplatze erhielt der oberste Kommandant die Disposition, und zwar in jener kurzen, knappen Form, wie sie dem Ernstfalle entsprach.

Keine Übung ohne markierten Gegner.

Dieses stufenweise Vorgehen hatte überraschend gute Erfolge.

Die militärwissenschaftlich gebildeten jüngeren Generale und Stabsoffiziere [1]) erkannten die Zweckmässigkeit der Methode und unter-

[1]) Es waren dies unter den sechs Brigadieren: GM. Scudier (zurzeit Feldzeugmeister im Ruhestande) und GM. Möring († 1871 als Feldmarschalleutnant und Statthalter in Triest); dann unter den zwölf Regimentskommandanten: Oberst Poschacher (1866 als Generalmajor bei Königgrätz gefallen), Oberst Mondel († als Feldzeugmeister und 1. Generaladjutant des Kaisers 1887), Oberst Bauer († als Feldzeugmeister und Kriegsminister 1893) und Oberst Dahlen († als Feldzeugmeister im Ruhestande 1887).

stützten mich in meinem Streben. Natürlich gab es auch Böswillige, welche mein Vorgehen als «einstudierte Manöver» bezeichneten, wie sie damals bei uns für Produktionen und Paraden üblich waren, aber keinen Nutzen brachten; dann ältere und bequemere Herren, welche die Neuerung ermüdend fanden und daher anfeindeten. Diese letzteren bezeichneten meine Bestrebungen als unnötige Plackereien, und hatten für diese ihre Auffassung einen gewissen Rückhalt an Benedek, dem Armeekommandanten. Dieser schneidige Feldsoldat hielt nämlich sehr wenig auf taktische Übungen und zeigte sich zufrieden, wenn bei einer Defilierung die Abteilungen gut geschlossen und gerichtet vorbeimarschierten.

Die Ausbildung unserer Kavallerie in Pferdewartung, Sattlung und Zäumung, im Schulreiten, geschlossenen Exerzieren und Patrouillendienste war, wie immer, so auch damals, im allgemeinen eine vorzügliche.

Das beim fünften Corps eingeteilte zehnte Husarenregiment (Preussen-Husaren) unter Oberst Graf Hunyady liess in diesen Beziehungen kaum etwas zu wünschen übrig, war überdies auch im Dauerreiten, im Übersetzen von Gewässern und im Nehmen von Hindernissen sehr gut geübt.

Berühmt sind die Leistungen des Regiments bei Magenta und Solferino unter seinem früheren Obersten Edelsheim-Gyulai geworden; insbesondere hat der kühne Ritt, welchen Edelsheim am Vormittag des 24. Juni mit vier Eskadronen aus der Mitte des linken Flügels unserer Armee hervor querfeldein bis Le Grole, tief in die französische Aufstellung hinein unternahm, die Bewunderung der ganzen militärischen, insbesondere der kavalleristischen Welt erregt.

Jetzt liess ich das Regiment «Streifkommanden zur Rekognoszierung des Gegners» übungsweise nach der Idee ausführen, welche ich weiter oben, bei Besprechung von Appels Bravourstück, angedeutet habe. Aus zwei Rendezvousstellungen vor der Westfront der Festung Verona hatten sechs Eskadronen in Begleitung einer (fahrenden; reitende gab es damals bei uns noch nicht) Kavalleriebatterie die Gegend bis zu dem zwanzig Kilometer entfernten Mincio aufzuklären. Sie bewegten sich auf fünf, teils parallelen, teils strahlenförmig auseinandergehenden Linien; das Endziel des Rittes war der Fluss in der Strecke von Peschiera bis unterhalb Goito. Die Aufgabe wurde gleich das erstemal richtig aufgefasst und durchgeführt, der

durch Truppen aus Peschiera bei Sona und Custoza markierte Gegner rechtzeitig und genau erkundet.

Das Streben, sich durch Studium und unermüdliche Tätigkeit im Dienste ein schnelleres Fortkommen zu sichern, wurde durch das damalige Beförderungswesen herzlich wenig ermutigt. Um schnell zu avancieren, kam es nicht so sehr darauf an, ein tüchtiger Offizier zu sein, als einen wohlwollenden, und besonders einen einflussreichen Inhaber zu haben. Bekanntlich stand den Inhabern, wie für die unteren Offiziersgrade das Beförderungs-, so für die Stabsoffizierschargen das Vorschlagsrecht zu. Nun stellte ich Ende 1865 eine vergleichende Tabelle der an der Reihe zur Beförderung stehenden Hauptleute der Infanterieregimenter des Corps und ihrer Dienstzeit zusammen, mit folgendem Ergebnis:

Beim 28. und 75. Regimente, die zu ihren Inhabern den allmächtigen Chef der italienischen Armee, Benedek, und den fast ebenso einflussreichen Generaladjutanten des Kaisers, Crenneville, hatten, war die Anzahl der zurückgelegten Dienstjahre eine bei weitem geringere, als in allen anderen Regimentern. Der grösste Unterschied bestand zwischen dem Regimente Benedek und dem neunundzwanzigsten Regimente, Graf Thun-Hohenstein. Er betrug im Durchschnitt *zehn* Jahre.

Ich hatte vor, auf Grund meiner tableau-artigen, graphischen Zusammenstellung geeigneten Orts Vorstellungen zu erheben, damit Ungerechtigkeiten, wie die vorliegenden, für die Zukunft unmöglich gemacht würden; stand aber davon ab, weil reiflichere Überlegung mir sagte, dass die Zeit für derlei noch nicht gekommen sei.

Der Offiziersnachwuchs der Infanterie war zum grössten Teil den Regiments-Kadettenschulen entnommen, welche von den betreffenden Truppenkörpern mit den beschränktesten Mitteln unterhalten wurden. Selbst in meiner Stellung als Corpskommandant konnte ich, bei dem Mangel an verfügbaren Mitteln, meinem Drange nach Förderung dieser Anstalten, statt durch werktätige Unterstützung, nur durch häufige Ermunterung der Kommandanten und Lehrer nachkommen.

Unter den Schulkommandanten tat sich durch Fähigkeiten und Eifer besonders ein Hauptmann Adolf v. Wurmb des 1. Regimentes Kaiser hervor.

Einmal beabsichtigte er während der Herbstferien mit seinen jungen Leuten einen mehrtägigen Ausflug ins Gebirge. Als ich davon

Kenntnis erhielt, riet ich ihm, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden und jenen Weg einzuschlagen, auf dem 1701 Prinz Eugen mit der Hauptkolonne seiner Armee, von Ala und Peri aus, über das lessinische Gebirge, das Etschtal und die daselbst bei Rivoli stehenden Franzosen unter Catinat umgehend, an die Etsch unterhalb Verona zog. Da Wurmb sich mit Vergnügen dazu bereit zeigte, gab ich ihm eine detaillierte Beschreibung jener Operation und setzte ihn so in die Lage, seinen Schutzbefohlenen ein interessantes Stück Kriegsgeschichte applikatorisch beizubringen. Viele Jahre später (1878) kam derselbe Offizier, nunmehr Oberst und Vorstand der Unterrichtsabteilung des Reichs-Kriegsministeriums, zur Inspizierung der neuen Kadettenschule nach Karthaus bei Brünn, in welch letzterer Stadt ich kommandierender General war. Bei Gelegenheit seiner dienstlichen Vorstellung erinnerte er mich an die einstens gegebenen Ratschläge, und konnte nicht oft genug wiederholen, wie nützlich sich ihm dieselben erwiesen. Diese warme Anerkennung eines früheren Untergebenen war mir auch deshalb sehr wertvoll, weil sie aus einer Zeit stammte, in der meine Tätigkeit von den unmittelbaren Vorgesetzten oft scheelen Auges angesehen und abfällig beurteilt worden war.

Im Herbst 1865 unternahm auch der Kommandant des 53. Infanterie-Regimentes, Oberst Dahlen, mit seinen Offizieren aus Peschiera eine Vergnügungstour auf den Montebaldo, und wählte auf meinen Rat hin den Weg, welchen im Januar 1797 Oberst Lusignan von Brentonico im Etschtale aus über jenes Gebirge, und dann dessen westliche Lehne entlang bis Rivoli (70 Kilometer in 4 Tagen, meist durch Schnee und über Eisfelder, bei dürftigster Verpflegung) zurückgelegt hat, in der Absicht, in Flanke und Rücken der Franzosen zu gelangen. Tatsächlich endete die Expedition mit jener grossen Niederlage, die den vierten unglücklichen Ausgang der Ersatzversuche von Mantua kennzeichnet. Es kann diese Tour trotz der grossen Leistungen, die sie auszeichnen, als Warnung vor allzuweit ausgreifenden Umgehungsunternehmungen dienen, besonders wenn sie unter ungünstigen Witterungs- und Bodenverhältnissen stattfinden.

Für die Ausbildung der Truppen wäre es von grösstem Vorteil gewesen, wenn der Armeekommandant, FZM. Benedek, sich dafür einigermassen interessiert, und den von mir eingeschlagenen Weg durch seine Billigung sanktioniert hätte.

Er aber vermied es in den mehr als zwei Jahren, während welcher ich, an einem und demselben Orte mit ihm, ein ihm unterstehendes Corps befehligte, geflissentlich, mit mir über Einschlägiges zu reden. Weder über Truppenausbildung, noch über taktische Übungen, noch über Kriegsoperationen fiel von seinem Munde je ein Wort. So oft ich versuchte, ein derartiges Thema zu berühren, machte er kein Hehl daraus, dass dies ihn langweile. Von dienstlichen Angelegenheiten interessierten ihn bloss Personalien, Disziplin, militärischer Geist und das materielle Wohl des Soldaten. Diesen widmete er stets grosse Aufmerksamkeit und Tätigkeit.

Einmal wohnte er doch einer grösseren Übung bei. Es war im Frühjahre 1865, während der kurzen Zeit, da Gablenz, nach beendetem Feldzug in Schleswig-Holstein und bis zu seiner Rückkehr als Statthalter in letzteres Land, in Verona eingerückt war und persönlich das Kommando über das 5. Corps ausübte.

Den erfolgreichen Führer unseres Armeecorps im Kriege gegen Dänemark jetzt friedlich Truppen schulen zu sehen, musste auch den Armee-Kommandanten interessieren.

Alles war darauf gefasst, ihn bei jener einzigen, von Gablenz geleiteten Übung erscheinen zu sehen, um seine Anerkennung und sein Lob auszudrücken. Dies geschah auch wirklich, aber in einer Benedek sonst nicht eigenen Art, indem er vor der Front an Gablenz heranritt, ihn umarmte und küsste!

Der Masse imponierte dies. Jenen aber, die wussten, wie in Benedek befreundeten Kreisen über Gablenz' Benehmen und Charakter geurteilt wurde, entlockte die Demonstration nur ein Lächeln. Schade um den ausgezeichneten Soldaten, den Haudegen und Ehrenmann! Die *Pose* war ihm nicht fremd ......

Im Juni 1865, bevor Gablenz von Verona schied, um nicht wieder zurückzukehren, wurde ich zum Feldmarschalleutnant befördert. Da ich dieses Avancement mindestens nicht ohne Benedeks Zustimmung erlangt hatte, hoffte ich, dass das persönliche Verhältnis zwischen ihm und mir sich nun wieder günstiger gestalten könne.

Meine Hoffnung erfüllte sich nicht. Er wurde vielmehr in seinem Benehmen gegen mich immer kühler und zurückhaltender. Dies konnte natürlich auch meinen Untergebenen nicht entgehen. Wenn ein höherer Offizier neu eingeteilt zum Corps einrückte und

sich bei Kameraden nach den Verhältnissen erkundigte, soll die Antwort gelautet haben: « Sie wären nicht schlecht, wenn nur Mollinary mit Benedek auf gutem Fusse stünde! »

Vergebens forschte ich nach den Ursachen dieser mir unbegreiflichen Entfremdung. In meiner peinlichen Lage entschloss ich mich, zu Benedek zu gehen und ihn direkt zu fragen, was ich verschuldet habe, um sein Wohlwollen zu verlieren.

Das erste, was er erwiderte: « dass ich diese Frage schon längst hätte stellen sollen », berührte mich angenehm, weil ich die gewünschte Aufklärung kommen sah. Was aber darauf folgte, überraschte, ohne zu befriedigen. Er sagte nämlich: « Sie haben rücksichtslos gegen mich gehandelt, indem Sie bei einem grösseren Manöver alle Truppen durch mein Jagdrevier gehen liessen, dadurch den ganzen Wildstand vernichteten und mich um das einzige Vergnügen brachten, das ich in Verona habe! Während jenes Manövers wurden so viele Hasen erschlagen, dass sie auf dem Markt, trotz aussergewöhnlich niedriger Preise, nicht alle verkauft werden konnten! »

Die Rechtfertigung fiel mir nicht schwer. Gleich unterhalb von Verona bietet der gekrümmte Lauf der Etsch, im Verein mit der Beschaffenheit ihrer Ufer und des anliegenden Terrains, eine Gelegenheit zur Übung forcierter Flussübergänge, wie sie sowohl in taktischer als technischer Hinsicht günstiger kaum gedacht werden kann. Es drängte mich, daraus Nutzen zu ziehen. Bevor ich jedoch daran ging, die Einleitungen zu jener grossen Übung zu treffen (es nahmen daran alle in Verona befindlichen Truppen: 19 Bataillone, 6 Eskadronen, 64 bespannte Geschütze, sowie technische Truppen teil) ging ich zum Festungskommandanten FML. Jacobs und fragte ihn, ob er keine Bedenken gegen die Ausführung habe. Das betreffende Manöverterrain war nämlich grösstenteils ärarischer, das heisst Festungsgrund, auch schloss es Benedeks Jagdrevier ein, über welches Jacobs, in Vertretung des auswärts befindlichen Jagdherrn, die Aufsicht führte.

Nun wusste der Festungskommandant, wie jedermann in Verona, ganz genau, dass der Wildstand jenes Reviers sich auf einige wenige Hasen beschränkte, und an dessen Vermehrung bei der unmittelbaren Nähe der Stadt gar nicht zu denken war. Es kam ihm nicht in den Sinn, dass einiger Hasen wegen die Gelegenheit zu einer wichtigen Truppenübung, wie eine ähnliche sich weit und breit nicht

wiederfand, unausgenützt bleiben sollte. Ich erhielt somit ohne Mühe die erbetene Ermächtigung.

In diesem Sinne stellte ich dem Armeekommandanten wahrheitsgemäss den Tatbestand dar, und verfehlte nicht, die Geschichte von dem überfüllten Markt als einen böswilligen Scherz darzustellen, den man sich auf meine Kosten mit ihm erlaubt. Benedek liess sich auch überzeugen, erhob aber gleich einen zweiten Vorwurf. Ich habe, sagte er, den alten General W. — einen wenig befähigten, dabei sehr exzentrischen Brigadier — in rücksichtsloser Weise geprüft und vor der ganzen Truppe kompromittiert, um seine Untauglichkeit für den Posten zu beweisen.

«Haben Exzellenz,» erwiderte ich, «mir nicht selbst gesagt, als ich über den Mann Bericht erstattete: Lassen Sie ihn ausrücken, prüfen Sie ihn auf dem Exerzierplatz, und melden Sie mir das Ergebnis?»

Diesen seinen, vor kaum ein paar Monaten erteilten Befehl hatte er offenbar ganz vergessen. Nach einer kleinen Pause betroffenen Schweigens meinte er:

«Nun ja, das ist alles ganz wahr; aber es war nicht notwendig, eigens eine Ausrückung anzuordnen und sich dazu anzusagen! Sie hätten einmal während seines Brigade-Exerzierens wie zufällig dazu kommen, und Ihre Bemerkungen im stillen anstellen können.»

«Exzellenz,» sagte ich, «eine so ernste Angelegenheit, wie die Entscheidung über das Schicksal eines Generals, darf, glaube ich, nicht so leicht- und nebenhin abgetan werden! Ein solcher Vorgang hätte mir von Seite Ew. Exzellenz gewiss Tadel, und diesmal verdienten, eingebracht. Auch hätte es den Anschein gehabt, als fehlte mir der nötige Mut, um gegen meinen Untergebenen offen und entschieden aufzutreten.»

Er erwiderte nichts, machte mir aber weiter keinen Vorwurf, drückte mir sogar, wie zur Versöhnung, lächelnd die Hand und entliess mich in freundlicher Weise, so dass ich leicht mit der Illusion hätte scheiden können, seine Gesinnungen gegen mich seien wieder die alten. Aber ein Etwas sagte mir, dass dem nicht so sei; dass vielmehr seiner Entfremdung ganz andere Anlässe, als die angegebenen, zugrunde liegen müssten.

Von Jugend auf gewohnt, strenge gegen mich selbst, nachsichtig gegen andere zu sein und, wenn es schief ging, die Ursache vor allem in meiner eigenen Person zu suchen, forschte ich auch

diesmal in meinem Gedächtnisse nach, aber vergeblich. Auch in der Folge habe ich nie etwas in Erfahrung gebracht, das jene seltsame, mir so peinliche Entfremdung hätte erklären können. Es sind ja nicht immer eigene Fehler, aus denen uns Unheil erwächst....

Benedeks Benehmen gegen mich war von da an wohl etwas freundlicher, aber die einmal zwischen uns aufgerissene Kluft wollte sich nicht wieder schliessen. Ich musste mich mit dem Gedanken vertraut machen, dass er heute oder morgen meine Versetzung von Verona beantragen würde.

Dies geschah auch wirklich ein paar Monate später, in der zum Jahresschlusse über mich zu verfassenden «Individualbeschreibung». Meine Fähigkeiten und mein Wissen wurden darin stark hervorgehoben; mein eifriges Streben sehr gelobt, meiner künftigen Carrière die günstigste Prognose gestellt. Trotzdem folgte am Schlusse der Antrag auf meine Abberufung mit der Begründung, mir fehle — das Vertrauen der Truppe!

Verfasser dieses Dokumentes waren ausser Benedek noch die beiden Kommandanten des 5. Corps: der jetzige, Gablenz, und der frühere, Henikstein.

Freund Poschacher, damals Oberst und Kommandant eines im 5. Corps eingeteilten Jäger-Bataillons, dem ich dieses über mich gefällte Urteil mitteilte, schrieb mir in seiner manchmal derben, immer aber treffenden Weise: «Mach' Dir nichts d'raus; Du wirst 's noch erleben, dass diese Herren *im Meere des Vertrauens ersaufen.*»

Noch war kein halbes Jahr vergangen, so erfüllte sich diese Voraussage im Kriege 1866 tragisch genug in bezug auf Benedek und Henikstein.

Da es nicht in meiner Macht lag, die Widerwärtigkeiten meiner dienstlichen Stellung zu beseitigen, so bemühte ich mich, meine Gedanken so viel als möglich von denselben abzuziehen. Ernste wissenschaftliche Beschäftigung war dazu allein geeignet. Der Dienst beim Corps liess hinreichend Zeit. Den meisten Reiz gewährte mir das Feld der Kriegsgeschichte.

Die Napoleonischen Kriege hatte ich bereits gründlich durchgenommen. Nun gings in Zeit und Raum fort nach klassischem Boden mit Xenophon als Führer; zuerst sieben Monate lang an der Seite des jüngeren Cyrus, dann mehr als ein Jahr hindurch mit den Zehntausend auf ihrem unsterblichen Zuge.

Die klaren, schlichten Beschreibungen von Ländern und Orten, Völkern, Sitten und öffentlichen Zuständen, die plastische Schilderung der Krieger und Kriegsheere, ihrer Märsche und Kämpfe, ergänzt durch geschichtliche Reminiszenzen aller Art, gewürzt durch mythologische Einstreuungen, belebt durch wohlgesetzte Reden und Dialoge; alles das, der ganze Inhalt des klassischen Buches «Anabasis», nahm mein Interesse in wohltuendster Weise in Anspruch. Ob zu meinem Nutzen? Ich glaube bestimmt, ja. Denn wenn es einerseits ideale Träumereien förderte, schärfte das Werk anderseits die fürs praktische Leben nötige nüchterne Anschauung, förderte die Beurteilung der Menschen, ihres Tuns und Lassens, lehrte die Schwierigkeiten überwinden oder umgehen, welche das grosse Kriegsspiel, Leben genannt, uns in den Weg legt.

Dann beschäftigte ich mich, angeregt durch Gölers eben erschienene kriegswissenschaftliche Forschung über den gallischen Krieg, mit Cäsars Feldzügen.

Die Schnelligkeit, mit der der gewaltige Mann seine Entschlüsse fasste, seine Pläne, kaum gefasst, ausführte, dann die grosse Einfachheit seiner Operationen imponieren über die Maßen.

Es lohnt die Mühe, graphisch die Operationslinie darzustellen, auf welcher er sein Heer von Aquileia an die Rhone und, nach Besiegung der Helvetier bei Autun, an den Rhein zum Siege über Ariovist geführt hat.

Berücksichtigt man die Beschaffenheit des Terrains auf dem eingeschlagenen Wege, und dass jenseits der römischen Grenze Strassen so gut wie nicht bestanden, ferner die Art der Verpflegung und die Zeit, die diese in Anspruch nahm, so muss man bewundernd vor dem Manne stehen, der alles das in wenigen Monaten zu leisten vermocht hat.

Gölers Werk gäbe Veranlassung zu vielen interessanten Bemerkungen, die aber hier nicht am Platze wären. Nur einen Umstand drängt es mich, hervorzuheben: dass die Schlacht in der Nähe des Rheins von Römern wie Germanen mit verkehrten Fronten geschlagen wurde, und deshalb auch die Verluste des Besiegten, mit seiner Verbindungs- und Rückzugslinie vor der Front, ausserordentlich gross sein mussten.

Nach dem Orientkriege 1854 hatten sich die stets traurigen Zustände der christlichen Völker im Reiche des Halbmondes wieder

verschlechtert. Zwar hatten die Alliierten der Türkei im Kriege gegen Russland von der Pforte Zugeständnisse zugunsten ihrer christlichen Untertanen erhalten, aber diese Zugeständnisse bewirkten gerade das Gegenteil von dem, was sie bezweckten. Denn die Aufhebung der Vorrechte des Islam und die Einführung allgemeiner Religionsfreiheit verletzten die Mohammedaner dermassen, dass sie von der Zeit an die Verfolgung der Christen mit erneutem Fanatismus betrieben.

Das rief wieder die bewaffnete Intervention Frankreichs im Libanon hervor. In Bosnien brachen Aufstände aus, die Montenegriner fielen in türkisches Gebiet ein. Zwar gelang es den Türken, erstere zu unterdrücken, letztere abzuweisen; aber die Unabhängigkeitserklärung der Moldau und der Walachei vermochten sie nicht zu verhindern, und sie waren auch gezwungen, ihre in Serbien unterhaltenen Besatzungen, eine nach der andern, zurückzuziehen. Der Niedergang der türkischen Macht trat stärker zu tage als je, eine Katastrophe schien bevorstehend.

Ich war, wie schon erwähnt, unter den Serben aufgewachsen. Ihre Erzählungen und Lieder von den Leiden der Christen in der Türkei hatten mich schon als Knaben mächtig bewegt. Meine Phantasie hatte sich mit der Sache lebhaft beschäftigt und den innigen Wunsch in mir gezeitigt, dass der österreichische Doppelaar endlich seine Schwingen schützend über die Raja der Hämusländer ausbreiten möge.

Solche Lieblingsträume der Jugend erlöschen nie ganz; die geringste Veranlassung macht sie im späteren Alter wieder aufleben. So genügten die Zeitungsnachrichten aus dem Oriente, um mein altes Interesse für die Sache mit doppelter Lebhaftigkeit neu zu erwecken. Die Zeit zur Lösung der orientalischen Frage schien gekommen. Österreich als Nachbarstaat musste sich, abgesehen von sonstigen Interessen, die es an seiner Südgrenze zu wahren hatte, schon in jenem der eigenen Sicherheit bereit halten, um im gegebenen Augenblicke einschreiten zu können. Ich beschloss, mich eingehend über die Verhältnisse zu orientieren.

Der Mangel an ausführlichen geographischen und kriegsgeschichtlichen Daten machte mein Unternehmen zu einem ebenso zeitraubenden wie mühsamen. Viele Werke und Einzelschilderungen musste ich durchnehmen um, wie ich es beabsichtigte, einen kultur- und kriegsgeschichtlichen Führer durch die europäische Türkei mit

abgeleiteten Nutzanwendungen für die Gegenwart zustande zu bringen. Den Stoff gelang es mir auch unter ungemeiner Mühe und Arbeit zusammenzutragen und mit erläuternden Plänen zu versehen; zu dessen Umarbeitung und Veröffentlichung aber kam es nicht, infolge Dazwischentretens einer dringenderen Aufgabe, von welcher im nächsten Absatze die Rede sein wird.

Eine Hülfsarbeit aber war wenigstens zum Abschlusse gelangt, zu der mich die Unzulänglichkeit der damaligen Kartographie des europäischen Morgenlandes veranlasst hatte. Unter den von mir benützten Werken befand sich auch die Mannert'sche Kopie der in der Wiener Hofbibliothek aufbewahrten «Peutingertafel», der Strassenkarte des römischen Reichs zur Zeit seiner grössten Ausdehnung. Dieses merkwürdige Kartenwerk enthält bekanntlich alle Heerwege des gewaltigen Länderkomplexes, mit Ersichtlichmachung der Postpferdewechsel- und Nachtstationen, sowie der Entfernungen in Meilen, zu 1000 Doppelschritten. Da aber zur Zeit der Herstellung dieser Karte die Kugelgestalt der Erde noch unbekannt, das System der Längen- und Breitengrade noch nicht erdacht war, so wurden die Stationen und Orte nur beiläufig, nach ihrer geographischen Lage, auf einem, im Sinne von West nach Osten genommen langen, im Sinne von Nord nach Süden aber verhältnismässig viel zu schmalen Papyrus eingezeichnet, und durch gerade und gebrochene Linien verbunden, welche die Strassenzüge bezeichneten.

Zur schnelleren und leichteren Orientierung bei Benützung dieser alten Karte hatte ich nun jenen Teil derselben, welcher die Balkanländer umfasst, auf das Gerippe einer modernen Karte übertragen. Die so zustande gekommene Arbeit leistete mir bei meinen Studien so gute Dienste, dass ich mich entschloss, sie, in Verbindung mit einem erläuternden Texte, zu veröffentlichen. Die Drucklegung hatte schon begonnen. Da wurde ich auf nicht unwesentliche Fehler der von mir benützten Mannert'schen Ausgabe aufmerksam, die auch in meine Arbeit übergegangen waren, und sistierte den Druck. Die Richtigstellung wäre später nach der neuesten Ausgabe der Peutingertafel, von Dejardin in Paris, leicht möglich gewesen. Doch erschien dieses ausgezeichnete Werk vollständig erst in der zweiten Hälfte der Siebzigerjahre, zu einer Zeit, wo mich der Dienst zu ausschliesslich in Anspruch nahm, um mir Muße zu Privatbeschäftigungen zu lassen. Später aber kam ich aus einem oder dem anderen Grunde nicht mehr dazu. Ich habe diese meine Arbeit, nebst

anderen, infolge Aufforderung des Reichs-Kriegsministeriums dem Archive der Kriegsbibliothek überlassen.

Seit der Übernahme der Leitung der preussischen Politik durch Bismarck waren die Gegensätze zwischen Preussen und Österreich immer schärfer hervorgetreten. Die durch die Gasteiner Konvention erweckten Hoffnungen auf eine Besserung der Beziehungen zwischen beiden Staaten wurden durch neue Zerwürfnisse zunichte gemacht, und bald konnte kein Zweifel mehr darüber bestehen, dass trotz König Friedrich Wilhelms persönlicher Friedensliebe, Bismarcks «Blut- und Eisen-Politik» Österreich gegenüber demnächst zur Anwendung kommen würde.

Ich bemühte mich nun, meine Kenntnis des voraussichtlichen Kriegsschauplatzes durch Wiedervornahme des einschlägigen Teils der neueren Kriegsgeschichte aufzufrischen, zu ergänzen; ebenso unterrichtete ich mich eingehend über Organisation und Taktik der preussischen Armee, wobei mir Witzlebens eben erschienenes Werk «Preussens Landmacht und Taktisches über dieselbe» gut zustatten kam.

Während Preussen seit 1860 seine Wehrmacht auf 660,000 Mann, d. h. fast aufs doppelte von früher gebracht und volle 3,67 % seiner, achtzehn Millionen betragenden, Bevölkerung zu derselben beigezogen, hatte Österreich das in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts einzig dastehende Beispiel einer Verminderung der eigenen Armee gegeben, indem es den, bisher mit 720,000 Mann festgestellten Kriegsstand auf 600,000 (1,75 % der Bevölkerung) herabsetzte.

Auf dieser Reduktion war die Reichsregierung, beeinflusst von den neugeschaffenen Vertretungskörpern und unter Berufung auf den ungünstigen Stand der Finanzen bestanden, und unsere Diplomatie hatte das selbstmörderische Gebaren, im Vertrauen auf die vermeintlich friedliche Richtung der europäischen Politik, unterstützt. Wie mag man sich anderswo über solche Verblendung gefreut haben! — Wohl bemühte sich der Kriegsminister, Graf Degenfeld, um Durchsetzung eines höheren Standes, und wurde darin von Feldmarschall Hess, der auch nach seiner Versetzung auf den Ruheposten eines Gardekapitäns seine stete Fürsorge der Armee zuwandte, nach Kräften unterstützt. Da ihm dies nicht gelang, beschränkte er sich darauf, die Zahl der Infanterie-Regimenter, durch Standesverminderungen im einzelnen, von 62 auf 80, die der Jäger-

bataillone von 32 auf 38 zu erhöhen, wohl in der heimlichen Absicht, die erste geeignete Gelegenheit zur Wiederherstellung des alten Standes zu benützen. Diese Gelegenheit aber kam nicht.

Die übrigen Änderungen am Heeresorganismus in jener Periode waren auch fast immer mit einer Herabsetzung der Stände verbunden. So wurde die Kavallerie zwar von 40 auf 41 Regimenter gebracht, aber dabei die Zahl der Eskadronen, bei Reduzierung des Standes jeder einzelnen, von 328 auf 235 herabgesetzt. Charakteristisch war die Vermehrung der Kürassier- auf Kosten der Dragonerregimenter, von welch letzteren nur zwei, mit besonderen Privilegien ausgestattete, bestehen blieben. Nach dem sechsundsechziger Feldzuge wurden wieder alle Kürassiere in Dragoner umgewandelt!

Auch bei der Artillerie fand eine bedeutende Reduzierung der Batterien (von 188 auf 137) statt. Andererseits war bei dieser Waffe ein wichtiger Fortschritt zu verzeichnen. Ihre glatten Rohre wurden durch gezogene nach dem System La. Hitte ersetzt; dadurch wurde sie insofern der preussischen überlegen, als diese erst die Hälfte ihrer Feldbatterien mit gezogenen Geschützen ausgerüstet hatte.

Eine grossartige Überlegenheit über die unsere verschaffte andererseits der preussischen Infanterie ihr Zündnadelgewehr, die Hinterladwaffe, mit der sich unser Vorderlader, System Lorenz-Wilkinson, nicht entfernt messen konnte. Man wusste dies bei uns genau, rechnete aber auf allerlei Bundesgenossen unverlässlichster Art, als: Heiss-, und dadurch Unbrauchbarwerden der gegnerischen Schusswaffen, die durch die allzu bequeme Ladeart geförderte Munitionsverschwendung usw. Wie leicht man die Sache nahm, zeige folgendes:

Im Winter 1865/66 traf ich mit dem Generalinspektor unserer Artillerie zusammen. Ich fragte ihn, dem auch die grosse Gewehrfabrik in Wien unterstand, ob denn nicht Aussicht vorhanden sei, dass unsere Infanterie endlich mit dem neuen Gewehr ausgerüstet werde? Ich hob die unberechenbaren Nachteile hervor, denen wir in einem Kriege mit Preussen infolge der Minderwertigkeit unserer Waffe entgegengingen, machte überhaupt meiner Besorgnis in lebhaften Worten Luft.

«Seien Sie ganz beruhigt!», antwortete er mit überlegenem Lächeln. «Im Arsenale finden schon Versuche mit dem Zündnadelgewehr statt. Wenn diese günstig ausfallen (!), so wird es gewiss zur Einführung gelangen.»

Also auf Versuche kam es noch an; jetzt, fast zwei Jahre nach jenem deutsch-dänischen Kriege, welcher den Ruf des preussischen Gewehrs durch ganz Europa getragen! . . . .

Wie in früheren Kriegen, sollten auch in dem nächsten in Tirol, der Militärgrenze, in Dalmatien und in Istrien Landwehren und Milizen, jedoch mit besserer als der früheren Organisation errichtet, in allen übrigen Ländern aber Freicorps aufgestellt werden. Erstere waren mit 90,000 Mann veranschlagt; die Zahl der letzteren war im voraus nicht zu berechnen, jedenfalls aber gab man sich grossen Illusionen darüber hin. Der Erfolg der Massregel war ein mehr als dürftiger. Im Jahre 1866 stellten sich zur Infanterie volle 8000 Mann, zu den Reiter-Freicorps 900!

Die Wiedereinführung der Infanterie-Divisionen war nicht zu erreichen.

Auch eine zweckmässige Organisation des Generalstabscorps kam nicht zustande. Das verhängnisvolle Adjutantencorps war zwar aufgehoben worden, aber noch bestanden bei den Armee- und Corps-Kommanden für die Präsidial- und Personal-Angelegenheiten General-, bezw. Corps-Adjutanten. Zur lang ersehnten und wichtigen Verbindung des Generalstabs mit den Truppen war noch kein Schritt getan. Im ganzen kann man sagen, dass die Armee-Organisation eher zurück als vorwärts gegangen war.

Vergebens waren einige, durch ihre Stellung beim Ministerium dazu berufene Personen, so FML. Rossbacher, nun Vorstand der 5. (Generalstabs-)Abteilung, bemüht, Notwendigkeiten durchzusetzen, Missgriffe zu verhindern. In einem Briefe vom Sommer 1863 schildert Rossbacher die Zustände bei der obersten Kriegsbehörde wie folgt: «In den letzten drei Jahren haben wir uns politisch und finanziell besser gestellt, aber die Armee hat in dieser Zeit an Wert nicht zugenommen. Es fehlt bei den organisatorischen Arbeiten an der richtigen Grundlage. Man hält die Mittel für das Wesen! Für die geistige Hebung der Armee geschieht nichts. Der Kriegsminister hätte wohl das notwendige Verständnis hiezu, aber er kämpft mit tausend Schwierigkeiten, übereilt sich mitunter, hat nicht immer den richtigen Takt, und unterliegt daher oft seinen zahlreichen Gegnern.»

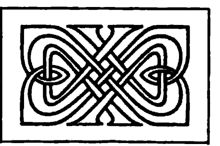
Für die Infanterie-Divisionen war auch Oberst Gallina des Generalstabes (ein bedeutendes Talent, hervorragender militärischer Schriftsteller, überhaupt einer unserer besten Denker) in einer Reihe von ihm veröffentlichter Essais, aber erfolglos, eingetreten.

In der Zusammensetzung der Armee empfiehlt er die Dreiteilung. Drei Brigaden in der Division, drei Divisionen im Corps. Bei der damaligen geringen Stärke der Heere erschien diese Vermehrung nicht gerade dringend, ja mit Bezug auf das militärische Wissen der zu Führern Berufenen, wenigstens bei uns, nicht einmal zweckmässig. Jetzt, am Ende des Jahrhunderts aber, im Zeitalter der Millionenheere und wirklicher militärischer Intelligenz, muss die Einführung der Dreigliederung als nicht bloss zulässige, sondern geradezu unvermeidliche Massregel bezeichnet werden.

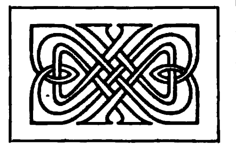
In der deutschen Armee zeigen sich[1]) auch schon die ersten Anläufe dazu.

[1]) Im Jahre 1896 geschrieben.





X. Periode
1866



Im Kriege in Böhmen [1]

A. Vorgeschichte.

Vorbereitungen. — Mobilisierung. — Zur Nordarmee versetzt. — Das 4. Corps. — Beim Armeekommandanten in Olmütz. — Vom Beginn der Operationen bis zum 29. Juni. — Gliederung der Armee. — Vorder- und Hinterlader.

EINE friedliche Beilegung des zwischen Österreich und Preussen in der Herzogtümerfrage ausgebrochenen Konfliktes war kaum mehr zu erhoffen. Und da auch, wie es allgemein bekannt war, das neue Königreich Italien nur auf eine gute Gelegenheit wartete, um den Krieg zu erklären, so erachtete man in Wien schon anfangs Februar «die Brücke zur Verständigung für abgebrochen», und anfangs März begannen die Beratungen über die für den bevorstehenden Doppelkrieg zu treffenden Rüstungen.

Zunächst wurden einige Truppen nach Böhmen verlegt.

Diese Massnahme lieferte Preussen den erwünschten Anlass, um Ende März mit der Standeserhöhung seiner Armee zu beginnen. Am 8. April wurde dann das Bündnis mit Italien abgeschlossen, welch letzterer Staat zu jenem Zeitpunkte bereits über 100,000 Mann zu den Fahnen einberufen hatte.

---

[1]) Der Geschichte des österreich-preussischen Krieges 1866 wurde hier nur so viel entnommen, als hinreicht, um für die Schilderung meiner eigenen Erlebnisse und Wahrnehmungen den Rahmen zu bilden. Die eingefügten kritischen Betrachtungen sind das Ergebnis eingehender Studien, die ich über diesen Krieg unternommen habe.

Nun ergingen auch in Österreich die Befehle zur Mobilisierung. Zuerst kam die Artillerie an die Reihe, dann die Armee in Italien, welche «Südarmee» benannt und auf drei schwache Infanteriecorps sowie eine Kavalleriedivision beschränkt wurde. Endlich wurde die Aufstellung einer aus 7 Infanteriecorps und 5 Kavalleriedivisionen bestehenden «Nordarmee» mit der Bestimmung gegen Preussen verfügt.

Sechs Corps und vier Kavalleriedivisionen hatten sich in Mähren zu sammeln, der Rest in Böhmen, wo er sich bereits befand, zu bleiben. Dort wurde auch der sächsische Alliierte mit seiner, aus einem Infanteriecorps und einer Kavalleriedivision bestehenden Armee unter Kommando des Kronprinzen Albert von Sachsen erwartet.

Das Kommando über die Südarmee erhielt bekanntlich Feldmarschall Erzherzog Albrecht, jenes über die Nordarme Feldzeugmeister Benedek.

Bei den betreffenden Mobilisierungen, sowohl für den Süden, als für den Norden, machten sich die Nachteile unserer mangelhaften Einrichtungen, des unsystematischen Vorgehens bei deren Handhabung grell bemerkbar.

Obwohl die Mobilmachung der Armeen schon seit März vorbereitet, der Beginn derselben aber in der Zeit vom 13. bis 25. April angeordnet worden war, hatte die in Mähren versammelte Hauptarmee, als sie nach zwei Monaten, am 18. Juni, den Marsch nach Böhmen begann, noch immer nicht die volle Kriegsbereitschaft erreicht. Mehreren Truppen fehlte noch der komplette Stand, mehrere Reserve-Anstalten befanden sich noch nicht auf ihren Plätzen.

Während des neunundfünfziger Krieges waren sukzessive fünfzehn Armeecorps aufgestellt worden. Nach dem Kriege wurden die Stäbe von acht Corps aufgelöst und nur sieben von verschiedener Grösse beibehalten, mit folgenden Standorten: Erstes Corps Prag, zweites Wien, drittes Laibach, viertes Brünn, fünftes Verona, sechstes Ofen, siebentes Treviso.

Die nicht in diese sieben Corps eingeteilten Brigaden unterstanden direkt den betreffenden Landes-Militärbehörden, von denen die grösseren den Titel «General-», die kleineren den Titel «Militär-» oder «Truppen-Kommando» führten.

Von den vier Armee-Kommanden, die im Kriege 1859 bestanden hatten, war nur eines, das in Verona, beibehalten worden.

Als nun im Jahre 1866 die Mobilisierung begann, wurden die

Truppen in zehn Infanterie-Armeecorps gruppiert, somit drei Corpsstäbe neu errichtet. [1])

Wie kompliziert die Veränderungen waren, welche bei uns die höheren taktischen Einheiten zu Beginn des Krieges 1866 durchmachen mussten, mögen einige Beispiele aus meinem eigenen, nämlich dem Bereiche des fünften Corps (Südarmee) und des vierten Corps (Nordarmee) dartun, zu welch letzterem ich Mitte Mai versetzt wurde.

Das fünfte Corps hatte einen Stand von fünf Brigaden. Für den bevorstehenden Krieg wurde es auf drei reduziert, und auch diesen nicht durchaus ihre bisherige Zusammensetzung belassen.

Es blieben nämlich von den fünf Jägerbataillonen und zehn Infanterieregimentern nur zwei der ersteren und vier der letzteren im Stande des Corps; drei Jägerbataillone und sechs Infanterieregimenter wurden weg-, ein Jägerbataillon und zwei Regimenter von anderen Corps zutransferiert.

Das vierte Corps war vor der Mobilmachung in Mähren disloziert gewesen, besass aber an Infanterie nur zwei Brigaden. Zur Erreichung eines Standes von vier Brigaden und seiner weiteren Komplettierung erhielt dasselbe zwei Jägerbataillone, vier Infanterie-, ein Kavallerie- und ein Artillerie-Regiment zugewiesen, welche bisher in Galizien und in der Bukowina, in der Strecke von Krakau bis Czernowitz zerstreut gewesen waren.

Die Truppen des nunmehrigen vierten Corps ergänzten ihre Mannschaft wie folgt: die vier Jägerbataillone aus Kärnten, Steiermark, Böhmen und Galizien; von der Infanterie sieben Regimenter aus Ungarn (Komorn, Eperies, Szolnok, Grosswardein, Neusatz, Arad und Klausenburg), und ein Regiment aus Venetien (Udine); das Artillerieregiment aus Galizien, und endlich das Kavallerieregiment, Husaren, aus Ungarn.

Diese Verschiebungen zur Bildung neuer taktischer Einheiten verursachten um so vielfachere und weitausgreifendere Truppenbewegungen nach allen Richtungen, als die Truppen meistens aus einer ganz anderen Himmelsgegend kamen, als ihre Ergänzungen, letztere somit gezwungen waren, zunächst ihre Truppe aufzusuchen, um mit ihr vielleicht den halben Weg wieder zurückzumachen.

---

[1]) Nach dem Kriege 1866 erfolgte die Auflösung aller zehn Corps-, dafür die Errichtung von siebenundzwanzig Infanterie-Divisionskommanden. Erst sechszehn Jahre später, 1882, gelangte endlich das in Preussen längst schon als allein zweckmässig anerkannte System der «Armeecorps-Bezirke», und zwar in der Zahl von fünfzehn für ebensoviele Corps, zur Einführung.

Ausserdem aber fanden gleichzeitig zahlreiche Versetzungen von Generalen und Offizieren aller Grade statt. Es war dies eine Folge der vielen neugeschaffenen Stellen, sowie der grossen Abgänge durch Pensionierung Kriegsdienstuntauglicher, abgesehen von den mannigfachen Personalrücksichten, die da ins Spiel kamen.

Beim fünften Corps waren von den früher bei demselben eingeteilten sechs Generalen nur zwei, die Brigadiere Möring und Piret, verblieben. Zum Kommandanten wurde der Kommandierende in Ungarn, General der Kavallerie Fürst Friedrich Liechtenstein, ernannt und ihm der Brigadier in Temesvar, GM. Rodich, zugeteilt. Auch die Stelle des Generalstabschefs wurde neu, durch Oberst Gallina aus Wien, besetzt.

Beim vierten Corps erhielten alle vier Brigaden neue Kommandanten, nämlich an die Stelle der Brigadiere Kopal, Trentinaglia, Host und Thomas die Brigadiere Brandenstein, Fleischhacker, Pöckh und Erzherzog Joseph. Vom früheren Stabe des bisher in Brünn dislozierten vierten Corps wurde nicht *eine* höhere Persönlichkeit beim mobilisierten belassen. Der neue Kommandant, FML. Graf Festetics, hatte sich bisher als Kavalleriedivisionär in Ödenburg befunden, ich, der Zugeteilte, kam vom fünften Corps in Verona. Der Generalstabschef, Oberst Görtz, wurde einem Wiener Bureau entnommen.

In ähnlichem Verhältnisse verloren viele Regimenter ihre bisherigen Kommandanten und erhielten andere, ihnen oft ganz fremde.

Wie verschieden, einfacher, schneller, unter fast völliger Vermeidung von Änderungen in den gewohnten Verbänden, ja selbst ohne Verschiebungen innerhalb derselben und beinahe ohne einen Wechsel auf den Kommandantenposten, war die Mobilisierung der preussischen Armee vor sich gegangen!

Mit Ausnahme des Garde-Armeecorps, das sich aus allen Teilen der preussischen Monarchie ergänzte, stand fast jedes der anderen acht Corps in dem Bezirke, aus dem es Mannschaft und Pferde bezog, und in welchem auch alle Vorräte zur Feldausrüstung aufgestapelt waren, so dass die Abrückung nach dem Aufmarschrayon schnell und in vollkommener Kriegsbereitschaft vor sich gehen konnte.

Eine Ausnahme fand nur bezüglich einiger polnischer Regimenter statt, die nicht in das Corps ihres Territorialbezirkes, sondern in andere Corps eingeteilt waren.

Eine vereinzelt dastehende Änderung an der bestehenden höheren

taktischen Gliederung war die Umwandlung von vier Corpsstäben, jenem des dritten, vierten, siebenten und achten Corps, in ebensoviele Armeestäbe, die bisher nicht bestanden hatten, dann, da die ersteren nicht ersetzt wurden, die direkte Unterordnung der acht Divisionen der betreffenden vier Corps unter die Armeekommanden.[1])

Auf Generalsposten fanden, so viel aus dem preussischen Generalstabswerke über den Krieg 1866 zu entnehmen, keine anderen Veränderungen statt, als die Vorrückung von vier Corps- zu Armeekommandanten,[2]) sowie die durch den anderweitigen Abgang eines Corpschefs[3]) nötig gewordene Vorrückung eines Divisionärs zum Corpskommandanten,[4]) dann eines Brigadiers zum Divisionär an dessen verlassene Stelle, und eines Obersten zum Brigadier zur Ausfüllung dieser letzteren Apertur.

Alle anderen Generale, und nahezu alle Stabs- und Oberoffiziere blieben in der vor der Mobilisierung innegehabten Einteilung.

Unsere Rückständigkeit in bezug auf Mobilisierungsfähigkeit ist durch den obigen kurzen Vergleich wohl klargelegt, und bezeichnend für die österreichischen militärischen Zustände in der ersten Hälfte der sechziger Jahre.

Wenn auch die aufgezwungene Beschränkung des Armeebudgets nach dem Kriege 1859 und die Unvollkommenheit der Zivilverwaltungsapparate einzelner Länder als teilweise Entschuldigung dafür angeführt werden können, dass ein einfacheres System nicht zustande kam, die Hauptschuld trägt doch das Vorwiegen des Dilettantismus bei den oberen Militärbehörden.

Die Vorzüglichkeit der preussischen Mobilisierungsorganisation ist allerdings 1866 nicht so klar hervorgetreten, wie es vier Jahre später im

---

[1]) Es war dies wohl nur ein Versuch, die Zwischenstufe des Armeecorps im Felde zu ersparen. Auf die rechtzeitige Bereitschaft hat das Experiment, infolge der Verzögerung des Beginnes des Krieges, keinen nachteiligen Einfluss geübt. Aber im Verlauf der Operationen und Gefechte, in der Zeit, in welcher die grösstmögliche Teilung der Befehlgebung notwendig gewesen wäre, erwies sich das Nichtbestehen der Corpskommanden als nachteilig. Es war dies besonders bei der ersten Armee, welche vier solche Divisionen ohne Corpsverband in sich begriff, während der Operationen an der Iser der Fall. Der Versuch wurde daher auch im nächsten Kriege, 1870, nicht wiederholt.

[2]) Nämlich des Kronprinzen vom zweiten, des Prinzen Friedrich Karl vom dritten, Vogel von Falkensteins vom siebenten und Herwarths vom achten Corps zu Kommandanten der II, I., der West- und der Elbe-Armee.

[3]) Schack vom vierten Corps.

[4]) Schmidt, Kommandant der neunten Division, erhielt das Kommando des zweiten Corps der ersten Armee.

französischen Kriege der Fall sein sollte, und zwar aus der Ursache, weil Preussen nach erfolgter Mobilisierung mit seinen Aufmärschen, sowie dem Beginne der Operationen einige Zeit warten musste, bis es klar geworden, welche der deutschen Mächte als Freunde, welche als Feinde auftreten würden.

Aber auch als im Jahre 1870 der schnelle Übergang der Deutschen zur Kriegsbereitschaft, das plötzliche Vorschieben ihrer Armeen an die Grenze und ihr massenhaftes Eindringen in Feindesland die Vortrefflichkeit des preussischen Systems bis zur Evidenz bewiesen, und seine unverweilte Nachahmung jedem Staate, der auf seine militärische Macht hielt, zur unabweislichen Pflicht gemacht hatten, konnten wir uns noch immer nicht entschliessen, und noch mehr als ein Dezennium verging bis zur Einführung desselben im Jahre 1882.

Nach der eigentümlichen «Individualbeschreibung», von der weiter oben die Rede gewesen, musste ich darauf gefasst sein, bald auf einen Posten ausserhalb von Benedeks Kommandobereich versetzt zu werden.

Die Versetzung fand gelegentlich der Mobilisierung auch statt; aber meine Einteilung zu einem Corps der Nordarmee brachte mich, sonderbar genug, wieder unter Benedeks Kommando.

Indessen machte mir dies keine Sorgen. Ich hatte das gute Gewissen, den Verlust seines Wohlwollens nicht selbst verschuldet zu haben; und dann ging es ja nicht zu Friedensmanövern, deren Beurteilung von individuellen Standpunkten abhängig, sondern in einen Krieg, und zwar einen grösseren und ernsteren, als jener, der in Italien bevorstand.

Am 10. Mai reiste ich von Verona ab und über Wien und Olmütz nach Littau, wo der Stab des vierten Corps sich versammeln sollte.

In Wien hielt ich mich nur so lange auf, als nötig, um die üblichen Vorstellungen abzutun. Wie die meisten bloss durchreisenden Generale, wurde auch ich vom Kriegsminister gar nicht, vom ersten Generaladjutanten des Kaisers nur für wenige Augenblicke, und von Benedek, der sich noch in Wien aufhielt, beim allgemeinen Rapporte, gleichzeitig mit mehreren anderen Generalen empfangen. Letzterer hatte nicht ein Wort spezieller Anrede für Männer, denen bei Lösung der ihm bevorstehenden grossen Aufgabe mehr oder weniger wichtige Rollen zufielen!

Auch meine in Wien angestellten Freunde, durch den Dienst aussergewöhnlich in Anspruch genommen, hatten keine Zeit zu privatem Verkehr übrig. Ich hätte also ebensogut ohne Aufenthalt durchreisen können. Andererseits drängte auch das Eintreffen beim 4. Corps keineswegs; denn als ich am 24. Mai in Littau ankam, befanden sich die meisten Truppen noch ausserhalb des Rayons. Erst für Ende Mai war deren vollständige Versammlung, die volle Kriegsbereitschaft aber erst um Mitte Juni zu erwarten. Übrigens befand ich mich in der nebensächlichen Stellung eines «Zugeteilten», und eine bestimmte dienstliche Tätigkeit wurde, vorläufig wenigstens, von mir nicht gefordert.

Das vierte Armeecorps konnte als ein ungarisches bezeichnet werden, da sich alle seine Infanterieregimenter (mit einer einzigen Ausnahme), sowie sein Kavallerieregiment aus Ungarn ergänzten, und zwar zum Teil aus rein magyarischen, zum Teil aus gemischten, von Serben, Rumänen, Deutschen und Magyaren bewohnten Bezirken. Die vier Jägerbataillone und das Artillerieregiment waren, was man heutzutage cisleithanisch nennen müsste.

Es waren sämtlich tüchtige, verlässliche Truppen, die sich auch im Verlaufe dieses Krieges wieder voll bewähren sollten. Selbst das italienische Regiment Nr. 26 (Udinesen) hat sich tadellos gehalten; ein wesentliches Verdienst der Offiziere, die sich ebenso durch richtige Behandlung, wie durch ihr stetes Vorangehen, wo es Mühen und Gefahr galt, das Vertrauen der Mannschaft erworben.

Ein sehr fühlbarer Nachteil war der bereits erwähnte starke Wechsel im Status der Offiziere und Kommandanten gelegentlich der Mobilisierung. Die meisten Chefs kannten ihre Truppen nicht, den Truppen wieder waren ihre Führer fremd. Auch die höheren Kommandanten waren nur zum Teil untereinander bekannt.

Mit meinem unmittelbaren Vorgesetzten, FML. Tassilo Grafen Festetics, war ich in Italien zusammengewesen.

Schon seit dem Feldzuge 1848, an welchem er, bevor er wieder aktiv wurde, als Husarenrittmeister ausser Dienst freiwillig teilgenommen, bestand zwischen uns ein gutes freundschaftliches Verhältnis. 1858 in Mailand, wo wir beide als Brigadiere beim fünften Armeecorps eingeteilt waren, schloss sich dieses Band noch fester, ohne jedoch intim zu werden. Dem stand die Verschiedenheit unseres Vorlebens, unseres auf verschiedenen Feldern sich bewegenden Denkens

entgegen. Aber sein gerader Charakter, sein gentlemannisches Wesen und die Überzeugung von seiner aufrichtig guten Gesinnung zogen mich an.[1])

Die zweite Persönlichkeit, die für mich hervorragend in Betracht kam, war der Chef des Generalstabes, Oberst Sigmund von Görtz. Auch mit ihm stand ich von früheren Zeiten her auf kameradschaftlichem Fusse. Er war ein guter Generalstäbler, aber reizbar und ängstlich, und es bedurfte meinerseits besonderer Zurückhaltung, um ihn nicht in seiner erspriesslichen Tätigkeit zu beirren.

Der passiven Haltung, die ich mir, im Interesse des Dienstes, den beiden Genannten gegenüber auferlegt, danke ich es, dass mein Verhältnis zu ihnen bis zuletzt ein ungetrübtes blieb.

Diese gewaltsame Unterdrückung des mir eigenen Tätigkeitsdranges machte mir jedoch die Existenz zu einer recht unbehaglichen. Sie war der eines fremden Militärattachés ähnlich, den man dulden und höflich behandeln musste, aber bestrebt war, von der Einsicht in Geschäfte und Pläne so ferne als möglich zu halten, das Gespräch mit ihm auf banale Dinge beschränkend und wichtigere Angelegenheiten nur insofern zulassend, als es überhaupt unmöglich war, sie geheim zu halten.

Als Sous-Chef des Generalstabes fungierte Oberstleutnant Rudolph von Gareis. Er war unterrichtet, pflichttreu, bescheiden, leider aber etwas kränklich.

Artilleriechef war Oberst Joseph Nuhk, Kommandant des Artillerieregimentes des Armeecorps, ein gründlich geschulter Artillerist, noch von der Zeit von achtundvierzig her.

Mit gutem Erfolge tätig erwiesen sich fünf junge, fähige Generalstabs-Hauptleute, von denen einer beim Corpsstabe, die anderen bei den vier Brigaden eingeteilt waren.[2])

---

[1]) Festetics zählte zu den bedeutendsten Grossgrundbesitzern Ungarns. Um in die Verwaltung seines Vermögens, das er bei der Übernahme zerrüttet vorgefunden, Ordnung zu bringen, machte er nur geringen Aufwand. Ein guter Teil seines Einkommens wurde zur Hebung der Pferdezucht auf seinen Gütern verwendet. Seine Sanierungsbestrebungen waren von gutem Erfolge begleitet, und er soll seinem Erben, dem Sohne eines jüngeren Bruders, einen Grundbesitz von 176,000 ungarischen Jochen (bei 770 Quadratkilometer) hinterlassen haben.

[2]) Von diesen waren im Jahre 1898: noch aktiv Adolf von Klobus als FML und Truppen-Divisionär; im Ruhestande: Georg Freiherr von Waldstätten als Tit. FZM., und Karl Fischer, ebenfalls als Tit. FZM.

Gestorben waren: Ludwig von Sembratowicz als FML. im Jahre 1892 und Emil von Schmedes als GM. im Jahre 1896.

Auch sieben dem Generalstabe zugeteilte, dann drei Ordonnanz-Offiziere und zwei Personaladjutanten waren intelligente, gebildete, schneidige junge Männer, mit denen ich gerne verkehrte.

Der Verkehr mit den Offizieren des Stabes fand gewöhnlich beim gemeinsam eingenommenen Mittagessen statt. Der Corpskommandant liess die Naturalgebühren (Etapen-Portionen) der Offiziere seines Stabes durch seinen Koch zubereiten, und stellte auch das nötige Kochgeschirr und Tafelservice bei.

Während eines kurzen Aufenthaltes in Olmütz, wohin ich mich in Privatangelegenheiten begeben hatte, meldete ich mich (25. Mai) beim Armeekommando, und wurde von Benedek, als er von meiner Anwesenheit Kenntnis erhielt, auch sofort empfangen.

Auf die Frage, wie es uns in Littau gehe, konnte ich versichern, dass die Truppen, von bestem Geiste erfüllt, sich auf den Krieg freuten. Es war dies tatsächlich der Fall. Die meisten hofften mit dem leider gering geschätzten Gegner «bald fertig zu werden». Vom zuversichtlichen Geist meiner Umgebung gegen die Überzeugung meiner ruhigen Stunden mitgerissen, hoffte auch ich, unser altes Kriegsglück wiederkehren zu sehen. So fügte ich denn hinzu: «Mit Gottes Hülfe werden wir siegen können!» Benedek wurde ernst, und gab durch eine sorgenvolle Bewegung der Hand zu erkennen, dass er diese freudige Zuversicht des Heeres nicht teile.

Es war also wahr, was man sich damals nur zuflüsterte, dass er den Kaiser gebeten hatte, ihn bei seiner italienischen Armee zu belassen und gegen die Preussen einen andern zu bestimmen, nachdem ihm das nötige Vertrauen in seine Eignung für diese sehr schwierige Aufgabe fehle; es war also wahr, dass er wirklich nur «als treu ergebener Soldat», wie es in seinem Armeebefehle vom 12. Mai hiess, das Kommando der Nordarmee übernommen hatte![1])

Das Aufdämmern dieser Erkenntnis erschütterte mich tief; in immer wachsender innerer Bewegung blickte ich auf den in düsteres Schweigen versunkenen Feldherrn. Um es zu unterbrechen und wo möglich etwas Näheres zu erfahren, frug ich ihn: «Exzellenz sind über die Aufstellung unserer Gegner gewiss gut informiert?»

Nun trat Benedek an eine Seitentüre, lüftete einen über derselben angebrachten Vorhang und liess mich eine daselbst aufgestellte

[1]) Bekanntlich hat die öffentliche Meinung den Kaiser so gut wie gezwungen, Benedek mit der seine Kräfte übersteigenden Aufgabe zu betrauen.

grosse Karte sehen, in der viele Nadeln mit verschiedenfarbigen Köpfen die augenblickliche Aufstellung der preussischen Armee angaben.

Bevor ich jedoch das Bild auch nur in seinen Hauptzügen hatte auffassen können, liess er den Vorhang wieder fallen und entliess mich, traurig, fast bitter lächelnd, aber in freundlichster Weise, die mich an frühere schöne Zeiten erinnerte. Ein wohltuendes Gefühl hätte in mir aufsteigen können, wenn nur — —

Der ganze Eindruck, den ich von Benedek empfangen, musste mich ja ernst und besorgt stimmen!

Dass er mich mit der Aufstellung des Gegners nicht näher bekannt machen wollte, geschah gewiss nicht aus Misstrauen. Er beabsichtigte bloss, weitere Fragen zu vermeiden, die ich, ermutigt durch sein Entgegenkommen, hätte stellen können. Sie wären ihm unbequem gewesen, weil er sich überhaupt, wie mir persönliche Erfahrung oft bewiesen, nur ungern in die Besprechung grösserer Operationen einliess. Diesmal kam auch hinzu, dass er, wie später bekannt wurde, einen Plan über sein Vorgehen noch gar nicht gefasst hatte.

Der am 14. Juni in Frankfurt gefasste Beschluss des Deutschen Bundes: sämtliche, nicht zur preussischen Armee gehörende Corps des Bundesheeres gegen Preussen zu mobilisieren, da durch dessen eigenmächtiges Einrücken in Holstein der Bundesfriede gebrochen worden, gab Preussen den ersehnten Anlass zum Beginn des Krieges.

Die gegen Sachsen und Österreich bestimmten Truppen (218,000 Mann Infanterie, 28,000 Mann Kavallerie und 798 Geschütze) standen in drei Gruppen: um Görlitz die I., bei Neisse die II., und bei Torgau die Elbe-Armee.

Österreich sollte, im Geiste der im April von General Krismanić verfassten Denkschrift, den Krieg aus politischen Rücksichten *defensiv* führen, offensiv nur dann, wenn Preussen selbst auf die Offensive verzichtete und den Angriff abwartete.

Als jedoch am 8. Juni der Anschluss der sächsischen Armee an die unsere in Böhmen gesichert, dadurch die verfügbare Macht auf 210,000 Mann Infanterie, 28,000 Reiter und 770 Geschütze gestiegen war und somit jener des Gegners an Zahl nur mehr wenig nachstand, gab das Oberkommando der Nordarmee den Plan der

Defensive auf. So lange man noch (es währte dies bis 16. Juni) auch auf den Anschluss der 50,000 Mann starken baierischen Armee rechnete, bestand sogar die Absicht, das preussische Heer sobald als tunlich und ohne Rücksicht auf seine Stellung aufzusuchen.

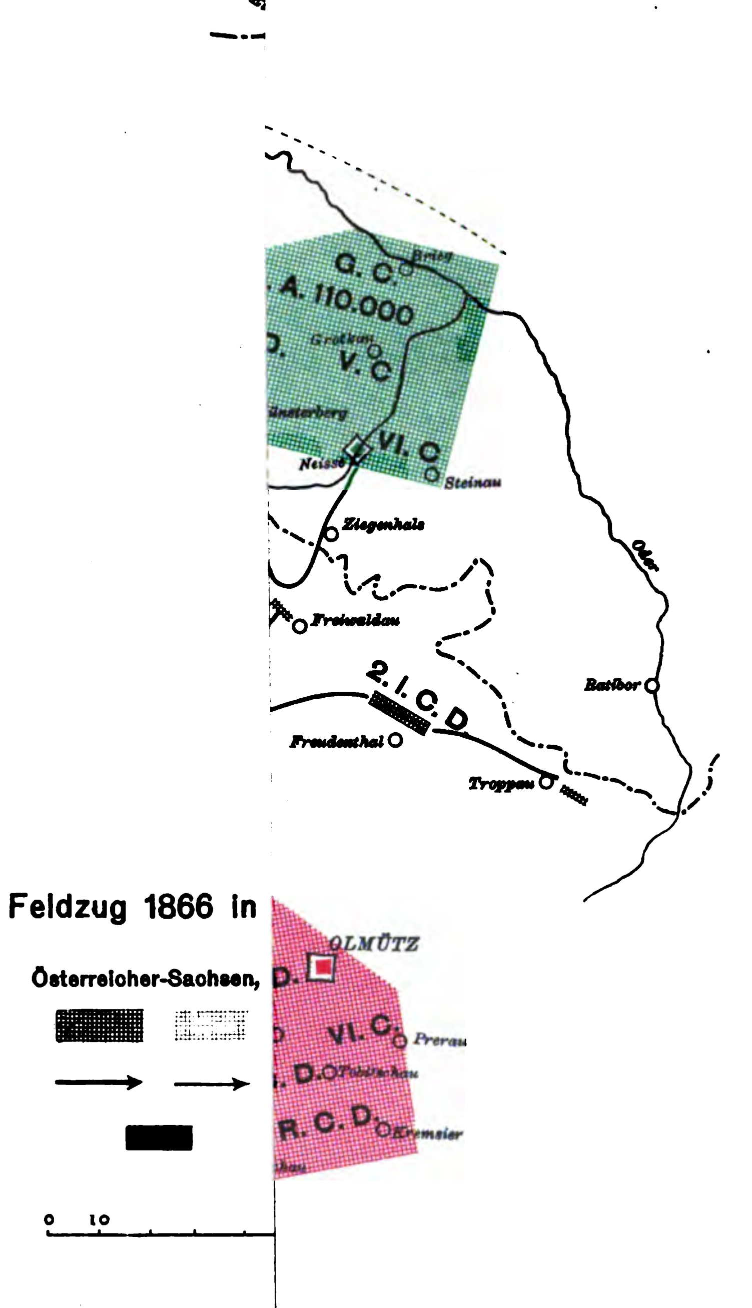
Am 16. Juni rückten die Preussen in Sachsen ein, ohne in dem vom eigenen Heere entblössten Lande auf Widerstand zu stossen.

Auf die Nachricht von dieser Tatsache und die weitere hin: dass das feindliche Heer sich noch immer nahe der Elbe befinde und seine signalisierten Bewegungen gegen die Neisse nur Demonstrationen sein dürften, wurde am 18. Juni die österreichische Hauptarmee, obwohl noch nicht vollkommen kriegsbereit, aus Mähren nach Böhmen, in die Stellung nördlich von Josefstadt am rechten Elbeufer in Marsch gesetzt, woselbst die bereits in Böhmen befindlichen Truppen, nach Aufnahme der sächsischen Alliierten, die Verbindung mit dem Gros bewerkstelligen sollten.

Die Stellung bei Josefstadt wurde in den damaligen Landesbeschreibungs-Operaten hoch gerühmt. Als Kaiser Joseph II. sie 1778 in der Ausdehnung von Königgrätz bis Arnau bezogen, hatte sich Friedrich II., der aus Schlesien über Nachod angerückt kam, nicht entschliessen können, in der Front gegen ihn vorzugehen; vielmehr gab er, nach vergeblichen Versuchen zu einer Umgehung vom linken Flügel, den Angriff auf, und führte seine Truppen über Schatzlar und Landshut nach Schlesien in die Winterquartiere.

Von dieser Stellung aus, die in den letzten Tagen des Juni erreicht werden sollte, wollte Benedek, nach einem unumgänglich notwendigen Stillstande von ein paar Tagen, in einer noch nicht bestimmten, von der Art der Aufstellung des Gegners abhängigen Richtung die Offensive ergreifen.

Aus den Dispositionen, wie sie bald nach Beginn des Marsches von Mähren nach Böhmen erlassen wurden, geht hervor, dass vom Anfange an der Gedanke an eine Offensive in nordwestlicher Richtung, gegen die obere Iser, vorherrschend war. Es wurde nämlich am 21. Juni angeordnet, dass die in ihrer Konzentrierung an der Iser begriffenen österreichischen, sowie sächsischen Truppen vorläufig dort, in der Stellung Jungbunzlau - Münchengrätz, verbleiben sollten, um, wie ein am 23. erlassener Befehl erläuterte: «einem etwa aus der Richtung von Reichenberg oder Gabel kommenden feindlichen Angriffe entgegenzutreten»; ferner in Aussicht gestellt, dass bei dieser Aufgabe nach Umständen die mittlerweile



Feldzug 1866 in

Österreicher-Sachsen,

0 10

ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI - ZÜRICH.

herangekommenen Truppenteile des Gros der Armee unterstützend eingreifen würden.

Zweifellos hat die Nachricht, welche die Bewegung der Preussen gegen die Neisse als blosse Demonstration klassifizierte, in Verbindung mit jener, welche besagte, die dort stehenden vier Corps (die zweite Armee) strebten die Vereinigung mit den beiden Armeen im Westen des Riesengebirges an, das österreichische Oberkommando zur Meinung verleitet, man werde von preussischer Seite ein Eindringen östlich des genannten Gebirges gar nicht versuchen wollen. Dazu kam wohl die Überzeugung von der grossen Widerstandsfähigkeit der Josefstädter Stellung gegen Osten und Norden, sowie die Kenntnis der Schwierigkeiten, welche das Herankommen von diesen Seiten an dieselbe bot. Unter allen diesen Voraussetzungen konnte es ganz gut möglich erscheinen, mit ein paar an der Elbe aufgestellten Corps den Rücken der Hauptarmee so lange zu schützen, bis diese Zeit gehabt, den von Nordwesten her gegen die Iser vordringenden Gegner zurückzuweisen.

Wenn die österreichische Operationsleitung vor dem 26. Juni, bei Erwägung der strategischen Möglichkeiten, ein Einrücken des Feindes in Böhmen mit Jičin als Vereinigungspunkt (wie es infolge Befehles des Königs vom 22. tatsächlich und erfolgreich ausgeführt wurde) als zu unwahrscheinlich, gar nicht in den Bereich ihrer Kombinationen zog, so hatte dies weiter noch keine bösen Folgen. Ein grosser, verhängnisvoller Fehler geschah erst, als zu einem Zeitpunkte, da über die Richtung der Bewegung der feindlichen II. Armee kein Zweifel mehr bestehen konnte, der nunmehr allein zweckentsprechende Entschluss nicht gefasst wurde: nämlich die aus Schlesien über die böhmische Grenze vorrückenden preussischen Heeresteile mit Übermacht anzugreifen, so lange die anderen, aus der Lausitz vorgehenden, noch räumlich von ihnen getrennt waren.

Die Nichterkenntnis der günstigen Situation, in der sich unsere Hauptmacht vom 27. auf den 28. befand, und vielleicht auch mangelndes Verständnis in bezug auf die Mittel sie auszunützen, haben, vom strategischen Standpunkte genommen, den unglücklichen Ausgang der ersten Periode des Feldzuges hauptsächlich verschuldet.

Die einzige Gelegenheit, die der verhängnisvolle Krieg uns bot, und die man mit beiden Händen hätte ergreifen sollen, war unwiederbringlich verloren!

Als am 26. Meldungen einliefen, dass östlich und nördlich von Josefstadt, bei Nachod und bei Trautenau, stärkere feindliche Abteilungen über die Grenze vordrängen, wurde das nächste der auf dem Marsche in die Stellung von Josefstadt befindlichen Corps, das sechste unter Ramming, über Skalitz gegen Nachod, ferner das bereits oberhalb Josefstadt am rechten Elbeufer angelangte zehnte Corps unter Gablenz über Prausnitz gegen Trautenau disponiert, mit dem Auftrage, «den noch nicht vollendeten Aufmarsch bei Josefstadt zu decken».

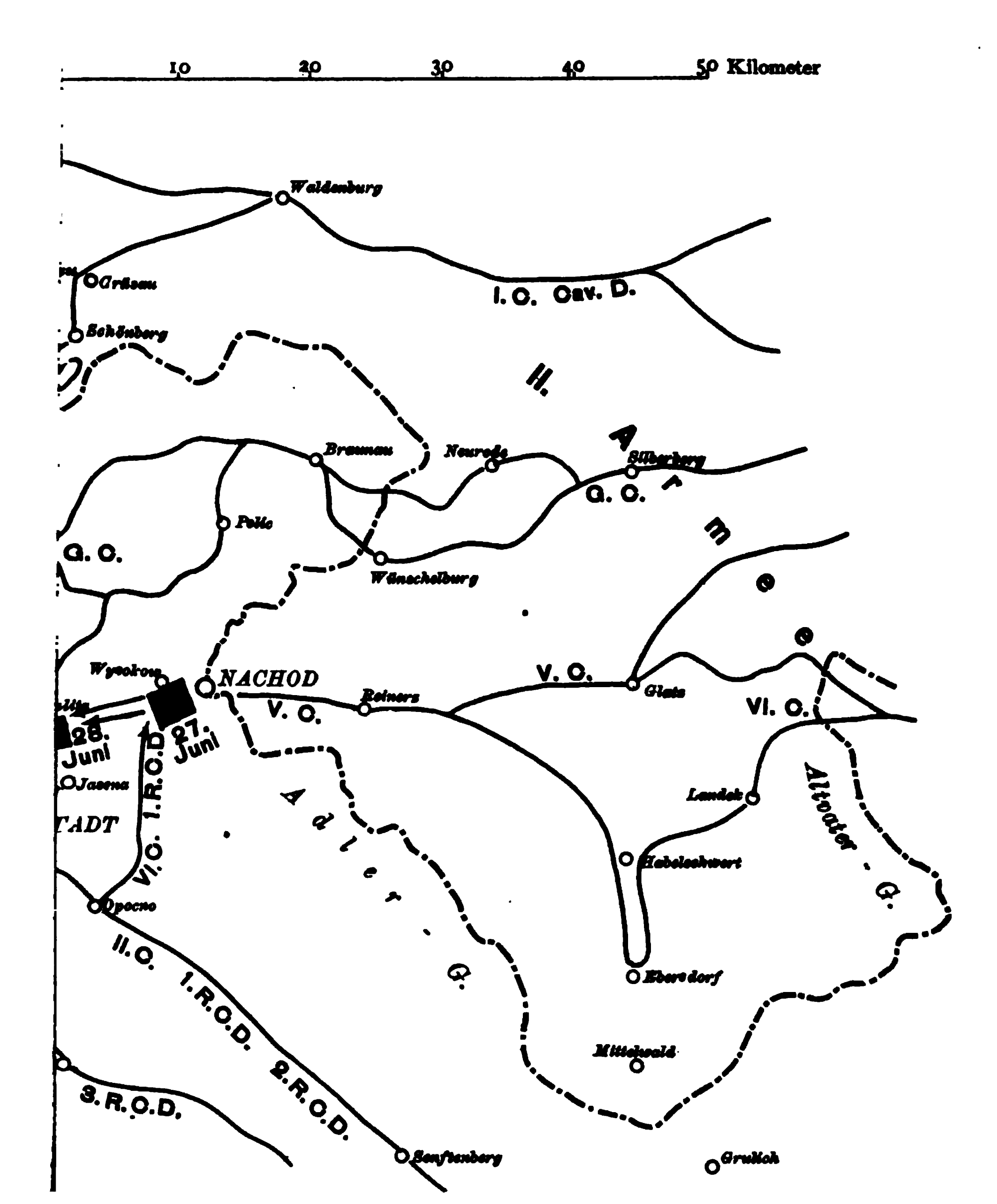
Die anderen, noch im Anmarsche begriffenen Corps wurden aufgefordert, ihre Vorrückung zu beschleunigen.

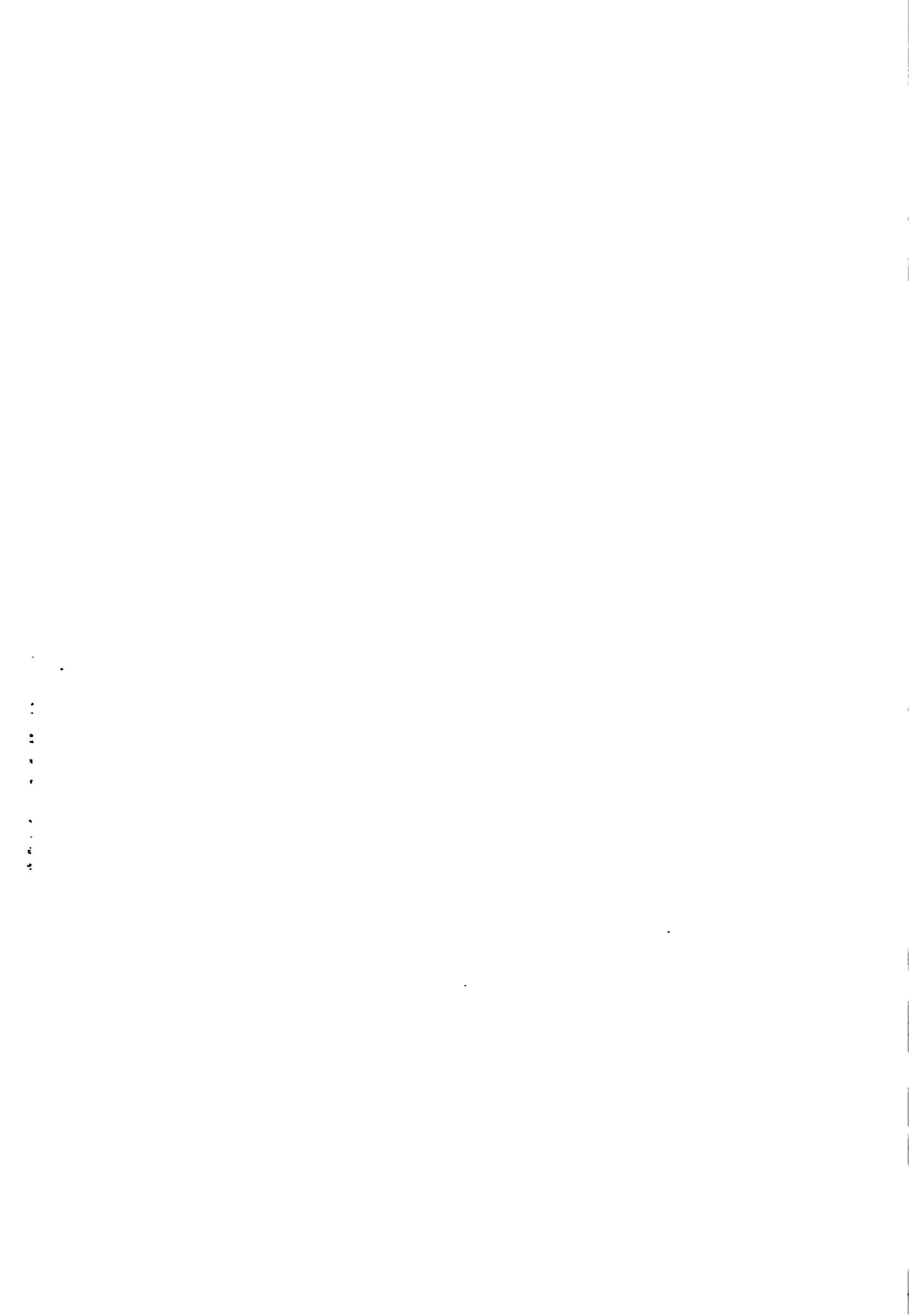
Auf weitere, am 27. eingelangte Berichte hin, welche den Einbruch preussischer Truppen auch bei Braunau, dann die Verwicklung des sechsten Corps in ein Gefecht bei Nachod (Wysokow) meldeten, wurde zur eventuellen Unterstützung dieses Corps das achte (Erzherzog Leopold) aus der Stellung oberhalb Josefstadt nach Dolan beordert. Als dann die Nachricht vom unglücklichen Ausgang des Gefechtes eintraf, erhielt auch das bereits im Aufmarschrayon befindliche vierte Corps (Festetics) Marschbefehl dahin; das zweite Corps (Thun) aber, welches sich noch im Anmarsche unterhalb Königgrätz befand, und die diesem nachfolgende zweite leichte Kavalleriedivision wurden angewiesen, gleichfalls in der Richtung auf Dolan, nach Neu Pless und Jasena, zu marschieren.

Auf diese Weise waren vier Corps, d. h. die Hälfte der ganzen Armee, gegen den über Nachod vorgedrungenen Gegner disponiert. Der Oberkommandant Benedek hatte sich am 28. persönlich dorthin (nach Skalitz) begeben. Trotzdem, und obgleich der Gegner das Gefecht schon engagiert hatte, wurde nicht zum Angriff übergegangen, sondern die Wiederaufnahme der Operation gegen die Iser angeordnet. Die Verfügungen hiezu ergingen am Abend des 28. zwischen fünf und sechs Uhr. Man meinte die Operation durch zwei Corps, das vierte und zehnte, sichern zu können, obwohl die Berichte über den Verlauf des Gefechtes bei Nachod am 27. und die Vorgänge südlich von Trautenau keinen Zweifel über die bedeutende Stärke des aus Schlesien vorgedrungenen Gegners mehr übrig liessen. Dort war nämlich das zehnte Corps, welches noch am Tage vorher über das preussische erste Sieger geblieben war, auf dem ihm anbefohlenen Rückmarsche in die Stellung bei Josefstadt plötzlich durch das, über Braunau vorgerückte, preussische Gardecorps angegriffen wor-

Feldzug 1866 in Böhmen.

...chsen,	Preussen	
→	→	Linien auf denen die Bewegungen von Mitte bis 29. Juni geschahen.
		Gefechte am 26. bei Hühnerwasser, Sichrow und Podol
		« « 27. « Wysokow (Nachod) und Trautenau
		« « 28. « Skalitz, Rognitz und Münchengrätz
		« « 29. « Schweinschädl und Jicin.
		Aufstellung vom 29. auf den 30.





den und nach verlustreichem Kampfe knapp einer Katastrophe entgangen.

Erst als am 28. abends die Niederlagen des 8. Corps bei Skalitz und des 10. bei Rognitz (Soor) bekannt geworden, liess man die Offensive gegen die Iser fallen, und gab um 11 Uhr nachts den Befehl aus, die ganze Armee habe in der mehrgenannten Stellung bei Josefstadt zu verbleiben, bezw. sich dort zu sammeln.

Das im vorstehenden kurz geschilderte Vorgehen der Österreicher in den Tagen vom 26. bis 29. Juni hat, vom strategischen Standpunkte aus betrachtet, die Preussen nicht nur aus der gefährlichen Situation gebracht, in welcher sie sich in ihrer ausgedehnten Stellung, von der sächsischen Elbe bis zur untern Neisse, befanden, sondern ihnen auch noch Gelegenheit gegeben, vier österreichische Corps einzeln zu schlagen [1]) während nur ein einziges preussisches eine Niederlage erlitt. [2]) Ausserdem hatte auch unser 1. Corps an der Iser vier ungünstige Gefechte bestanden [3]) und am 29. bei Jičin, im Vereine mit den sächsischen Truppen, nach heftigem, verlustreichem Kampfe, eine Niederlage erlitten.

Nach dieser Zergliederung der strategischen Sünden der Armee-Oberleitung während der ersten Kriegsoperationen sollen aber auch die Umstände nicht unbesprochen bleiben, welche ihre Misserfolge entschuldigen helfen; nämlich erstens, die Unvollständigkeit des Organismus, die unzureichende Gliederung des Heereskörpers und die Schwierigkeiten, welche sich ihr infolgedessen auf Schritt und Tritt entgegenstellten; zweitens und hauptsächlich aber die ungeheuere Überlegenheit des preussischen Infanteriegewehrs über das unsere; denn letzterer ist der nachteilige Ausgang der verschiedenen Einzelgefechte in erster Linie zuzuschreiben. [4])

---

[1]) Und zwar an der Nordostgrenze von Böhmen: das 6. Corps am 27. Juni bei Nachod (Wysokow), das 8. am 28. bei Skalitz, das 10. am 28. bei Rognitz, endlich vom 4. Corps am 29. drei Brigaden bei Schweinschädl und eine Brigade bei Königinhof.

[2]) Das 1. preussische Corps durch das 10. österreichische am 27. Juni bei Trautenau.

[3]) Am 26. Juni bei Hühnerwasser, Sichrow und Podol, und am 28. bei Münchengrätz.

[4]) Dem österreichischen offiziellen Geschichtswerke vom Jahre 1868 wird der Vorwurf gemacht, dass es, noch unter den ersten Eindrücken geschrieben, an der eigenen Heeresleitung zeitweise ungerechte Kritik übe.

Die österreichisch-sächsische Armee bestand aus acht Infanterie-Corps und fünf Kavallerie-Divisionen, die alle vom Armee-Ober-Kommando direkt geleitet werden mussten. Nur anfänglich, bis zur Vereinigung der ganzen Armee vor Josefstadt, waren das an der Iser stehende erste Corps und die erste leichte Kavallerie-Division dem Kommando des sächsischen Corps untergeordnet gewesen. Die dreizehn, bezw. eilf, Einheiten der Nordarmee befanden sich bei Beginn der Operationen auf einem ausgedehnten Raume, von Kremsier bis Teplitz (über 300 Kilometer Länge), verteilt. Die Verhältnisse bei den einzelnen Abteilungen wechselten fast fortwährend. Das Staatstelegraphennetz war wenig entwickelt, mit einem Feldtelegraphen nur das Oberkommando ausgestattet. So geschah es, dass wichtige Dispositionen des Oberkommandos zur Zeit ihres Eintreffens bei den Armeecorps und Kavallerie-Divisionen entweder nicht mehr ausführbar waren, oder, weil erst verspätet, nach gänzlich veränderter Sachlage ausgeführt, keinen Nutzen, vielmehr oft ganz direkten Schaden brachten. Anderseits waren wieder Meldungen über Verhältnisse und Vorfälle, die wichtige Verfügungen erheischten, bei ihrem Einlangen im Hauptquartier schon von den Ereignissen überholt und nicht mehr geeignet, die Grundlagen für richtige Dispositionen zu bilden.

Die Masse der der Operationsleitung zufallenden Geschäfte war erdrückend. Selbst eine ungewöhnliche, geniale Persönlichkeit an deren Spitze hätte Mühe gehabt, sich die Übersicht zu bewahren, durch Details nicht irre zu werden und die rechtzeitige Abwicklung der Geschäfte durchzuführen.

Um wie vieles einfacher und leichter würden die Aufgaben der Operationsleitung sich gestaltet haben, wie viele Verluste, ja selbst unnütze Gefechte [1]) uns erspart geblieben sein, wäre die österreichisch-sächsische Macht in drei Armeen geteilt, und das Oberkommando

[1]) So das grosse Gefecht am 29. Juni bei Jičin. Im Sinne einer noch am 29. um 2 Uhr Mittags eingelangten Disposition vom 28., nach welcher am 29. ein bedeutender Teil der Hauptarmee, auf dem Marsche an die Iser, bei Jičin eintreffen sollte, stellten das 1. österreichische Corps und die 1. leichte Kavallerie-Division, im Vereine mit den sächsischen Truppen, den vordringenden Preussen den hartnäckigsten Widerstand entgegen; um $7^1/_2$ Uhr abends traf dann die Verständigung von dem oben erwähnten (beim Oberkommando schon vor 20 Stunden in Dubenec, 30 Kilometer von Jičin, gefassten) Beschlusse: die Operation gegen die Iser einzustellen, ein, und veranlasste das Abbrechen des Kampfes. Die Verluste bei letzterem, sowie während des schwierigen Rückzuges betrugen bei den Österreichern 4898, bei den Sachsen 1556 Mann!

in der Lage gewesen, nur mit drei, anstatt mit dreizehn Unterbehörden zu verkehren!

Preussen hatte sein gegen Sachsen und Österreich bestimmtes Heer in drei Armeen geteilt und nur vorübergehend, während des Einrückens in Böhmen, dem Kommando der I. Armee die neben derselben vorgehende kleinere Elbe-Armee unterstellt. Durch diese Gruppierung der Corps in drei Armeen war es dem Oberkommando möglich, die Dispositionen kurz zu halten und bei deren Ausführung den Armee-Kommanden vollen Spielraum zu lassen.

Die weiter oben angeführte, in ihrer Fassung musterhafte Disposition des preussischen Oberkommandos für den Einmarsch in Böhmen war wohl von einem erläuternden Schreiben des Operationsleiters Moltke begleitet, die Tendenz dieses Kommentars jedoch einzig die, die Armee-Kommandanten zur möglichst selbständigen Verfolgung des Zweckes: «Vereinigung bei Jičin, unter steter Berücksichtigung der Verhältnisse der übrigen Armeen» zu veranlassen.

Als die Vorrückung der I. Armee sich etwas langsam gestaltete, erfolgte wieder nur ein kurzes Telegramm: «S. M. erwarten, dass die I. Armee durch beschleunigtes Vorgehen die II. Armee degagiere, welche sich trotz einer Reihe siegreicher Gefechte, dennoch augenblicklich in einer schwierigen Lage befindet.»

Nach dem Bekanntwerden des Erfolges bei Jičin wurde am 30. Juni bloss angeordnet: «Die II. Armee hat sich am linken Ufer der oberen Elbe zu behaupten, ihr rechter Flügel sei bereit, sich dem linken der vormarschierenden I. Armee über Königinhof anzuschliessen. Die I. Armee rückt ohne Aufenthalt in der Richtung auf Königgrätz vor. Grössere feindliche Kräfte in der rechten Flanke dieses Vormarsches soll General Herwarth (Kommandant der Elbe-Armee) angreifen und von der Hauptmacht abdrängen.»

Der Zweck der Operationen war jedesmal kurz und klar angegeben. Wie er zu erreichen, das war den Unterführern überlassen.

Vergleiche man nun mit den Dispositionen des preussischen Oberkommandos den Inhalt und Umfang der österreichischen!

Aber nicht bloss die unterlassene Gruppierung der Corps in Armeen, sondern auch das Nichtbestehen von Divisionsverbänden als Mittelstufe zwischen Armee und Infanteriebrigade war ein grosser Mangel unseres Organismus, der sich bei den in Rede stehenden ersten Operationen sehr nachteilig fühlbar gemacht hatte.

Lassen wir Zahlen sprechen.

Infanterie-Brigaden waren auf beiden Seiten in nahezu gleicher Anzahl vorhanden. Die Preussen hatten 35, die Österreicher und Sachsen 33. Über den Brigaden befanden sich bei den Preussen 18 Divisions-, 5 Corps-, 3 Armee- und 1 Ober-, zusammen 27 Kommanden; bei den Österreichern und Sachsen aber nur 2 (sächsische) Divisions-, 8 Corps- und 1 Ober-, zusammen 11 Kommanden.

Siebenundzwanzig auf drei, bezw. vier Stufen über den Brigaden befindliche Kommanden gestatteten gewiss eine bedeutend grössere Verteilung der gleichzeitig zu erledigenden Geschäfte und ermöglichten den jeweiligen Verhältnissen entsprechendere Anordnungen, als es bei bloss elf, auf nur zwei (bloss beim sächsischen Corps auf drei) Stufen verteilten Kommanden tunlich war.

Und der Wert der vollbrachten Arbeit!

Ist es denkbar, dass die von elf höheren Führern mit ihren Stäben geleistete jener gleichkam, welche siebenundzwanzig zu Stande brachten?

Preussen hatte allerdings auch, wie schon anderswo angeführt, bei dem gegen Österreich bestimmten Heere vier Divisionen ohne Corpsverband belassen; aber im Kriege 1870 hütete man sich, gewiss infolge der 1866 gemachten Erfahrungen, das Experiment zu wiederholen. Vielleicht ist die mangelhafte Gliederung unserer Heeresmacht 1866 einer unkritischen Auffassung der Ansichten zuzuschreiben, die Clausewitz' Werk «Vom Kriege» enthält[1]. Dort bezeichnet der auch in Österreich sehr geschätzte Militärgelehrte die Gliederung und Unterteilung einer Armee als ein Übel, mit der Begründung, die Befehle des Feldherrn würden durch das Passieren vieler Zwischenstufen abgeschwächt und verzögert. Dabei erklärt er aber gleichzeitig dieses Übel als ein notwendiges, weil der Feldherr nicht selbst jeden seiner Soldaten leiten und ihm befehlen könne, was er zu tun und was er zu lassen hat, wie es, theoretisch genommen, das Wünschenswerteste wäre. In der etwas zu unbestimmten Besprechung dieses wichtigen Punktes gelangt er schliesslich zur Ansicht: dass man bei einer Armee von 200,000 Mann mit der Einteilung in zehn Divisionen und fünfzig Brigaden ausreichen könne, und diese Gliederung jener in fünf Corps, zwanzig Divisionen und achtzig Brigaden vorzuziehen sei, weil dort die Ordnungsleiter eine Stufe weniger zähle, und weil eine Armee aus bloss fünf Corps zu ungelenkig wäre.

---

[1]) 3. Band, Anhang: «Über die organische Einteilung der Streitkräfte.»

Es war anfänglich in hohem Grade aufgefallen, dass, obgleich sich nahezu gleich starke Armeen mit Soldaten von gleicher Tüchtigkeit gegenüberstanden, in allen den acht grösseren Gefechten, die dem dritten Juli vorausgingen, mit einer einzigen Ausnahme die Truppen jener Armee unterlagen, die eine um vieles grössere Kriegserfahrung besass.

Die Ursache dieses andauernden Misserfolges auf einer und derselben Seite geht leicht aus der Analyse eines von strategischen Verhältnissen unbeeinflussten Gefechtes hervor.

Ein solches ist gleich das erste grössere des Krieges, das am 27. Juni bei Wysokow (Nachod) geschlagen wurde.

Es entstand dadurch, dass das zur Deckung des Aufmarsches der österreichischen Hauptmacht bei Josefstadt nach Skalitz disponierte 6. Corps unter Ramming sich dem fünften preussischen Corps (Steinmetz) entgegenstellte, welches auf dem linken Flügel der preussischen II. Armee mit der Vorhut im Grenzorte Nachod eingetroffen war.

An dem Kampfe waren beteiligt: an Infanterie 21, später 28 österreichische gegen 7, später 22 preussische Bataillone; an Kavallerie 11 gegen 13 Eskadronen, und an Artillerie 88 österreichische gezogene gegen 90 preussische glatte Kanonen.

Die Dispositionen waren im allgemeinen beiderseits korrekt.

So lange die Österreicher in grosser Überzahl waren, nämlich bloss die preussische Vorhut vor sich hatten, machten sie Fortschritte und drängten den Gegner vom westlichen Rande des Plateaus von Wysokow zurück. Als aber dadurch, dass die Preussen ihr Gros ins Gefecht brachten, das Gleichgewicht an Zahl nahezu hergestellt war, trat ein Rückschlag ein, und die Österreicher mussten nach längerem, überaus verlustreichem Kampfe nicht nur die Offensive aufgeben, sondern das Feld räumen und auf Skalitz zurückgehen.

Das Gefecht fand, im grossen genommen, Front gegen Front statt. Ins Gewicht fallende Manöver gegen Flanken oder Rücken der Österreicher kamen nicht vor.

Die Verluste — die unverwundet in Gefangenschaft Geratenen nicht mitgerechnet — betrugen bei den Fusstruppen:

der Österreicher 219 Offiziere, 3266 Mann, zusammen 3485 und bei
den Preussen 42 » 818 » » 860.

Also bei den ersteren fünfmal so viel an Offizieren und viermal so viel an Mannschaften, als bei den Preussen!

Wie viel von diesen Verlusten durch Geschützfeuer, und wie viel durch Kavallerie-Attaken verursacht worden, konnte nicht ermittelt werden. Nach Angabe der offiziellen Geschichtswerke waren diese Verluste überhaupt nicht sehr gross, und auf beiden Seiten ziemlich gleich.

Dagegen wird ein Teil der Verluste auf Seite der Österreicher durch die geringere Schulung ihrer Infanterie (nicht auch der Jäger) in der Benützung der Terraindeckungen verschuldet worden sein. Auch der Umstand, dass die österreichischen 4 Brigaden nur einen Führer, den Corpskommandanten, hatten, die preussischen vier Brigaden aber deren drei — den Corpskommandanten und zwei Divisionäre — wird dazu beigetragen haben, dass die Österreicher, weniger zweckmässig geleitet, mehr Leute einbüssten, als ihre Gegner. Aber wird auch dies alles in Anschlag gebracht, so bleibt der Unterschied der Verlustziffern hüben und drüben immer noch ein so enormer, dass er nicht anders erklärt werden kann, als durch die Verschiedenheit der beiderseitigen Feuerwaffen.

Dass es wirklich das Zündnadelgewehr und seine geschickte Benützung gewesen, welche ein solches Phänomen hervorgebracht, muss einleuchten, wenn man bedenkt, dass die Österreicher mit ihrem Vorderlader auf zwei, höchstens drei Schüsse in der Minute beschränkt waren, während die Preussen in derselben Zeit bis zehn gezielte und zwölf, ja selbst fünfzehn ungezielte Schüsse abzugeben vermochten. Im Feuergefechte besass demnach der preussische Fussoldat eine drei-, vier- und sogar fünffache Überlegenheit über den österreichischen. Eine einzige preussische Kompagnie war imstande, im Feuergefechte einem ganzen Bataillone Österreicher standzuhalten; dort aber, wo man sich an Zahl wie gleich und gleich gegenüberstand, da war der mit Hinterladern versehene Teil drei-, vier- und fünffach dem mit Vorderladern bewaffneten überlegen, und die beiderseits durch Gewehrfeuer herbeigeführten Verluste mussten in gleichem Verhältnisse ausfallen. [1])

---

[1]) Die Verluste der Kavallerie bei Wysokow betrugen: bei den österreichischen elf Eskadronen 12 Offiziere, 178 Mann und 272 Pferde; bei den preussischen dreizehn Eskadronen 20 Offiziere, 149 Mann und 119 Pferde.

Im Kampfe Kavallerie gegen Kavallerie waren die Österreicher Sieger geblieben, und ihre Verluste sicher nicht grösser, als jene der Preussen. Das Mehr derselben auf österreichischer Seite war durch das Schnellfeuer aus Hinterladern verursacht, in welches die Unseren in der Verfolgung des Gegners gerieten, und welchem auch ein paar als Geschützbedeckung verwendete Eskadronen ausgesetzt waren.

Das Verhältnis der Verluste blieb auch in den übrigen sieben grösseren Gefechten, die bis zum 3. Juli vorfielen, das gleiche, wie es sich bei Wysokow ergeben.

Der Gesamtverlust bis zu genanntem Tage betrug 30,204 Mann, und wenn davon die unverwundet in Gefangenschaft geratenen 8395 Mann abgerechnet werden, 21,809 Mann, welcher Zahl bei den Preussen nur die kleine Ziffer von 7361 Mann gegenübersteht.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, dass vor dem österreichisch-preussischen Kriege von 1866 die enormen Vorteile der Schnellader nicht bloss in Österreich, sondern auch in den übrigen europäischen Grosstaaten, Frankreich, Russland, Italien, nicht zu gehöriger Würdigung gelangt sind, obwohl mit deren Einführung in der preussischen Armee schon zwanzig Jahre vor dem Kriege 1866 begonnen worden war, und das System zu Friedenszwecken (Lefaucheux-Jagdgewehre) während der Zeit überall, und nicht zum wenigsten in Österreich, allgemeine Anwendung gefunden hatte.

Die Fachmänner fürchteten, in der Hand des Soldaten würde das neue Gewehr nur die Gefahr der Patronenvergeudung herbeiführen; auch besorgte man, durch gesteigerte Anwendung des Infanteriefeuers den Gebrauch des Bajonettes nachteilig zu beschränken, das offensive Element zu beeinträchtigen.

Dass die Erfahrungen im nordamerikanischen Kriege 1861—1865, in welchem die Infanterie teilweise mit Hinterladern (Peabody und

---

Die Verluste der Artillerien bei Wysokow betrugen: bei den Österreichern 1 Offizier, 95 Mann, 130 Pferde und 8 Geschütze, bei den Preussen 93 Mann und 90 Pferde.

Bei der grösseren Treffsicherheit und Tragweite unserer gezogenen gegenüber den glatten Geschützen des Gegners können die Verluste der Artillerie des letzteren in der Hauptsache nur unserem Geschützfeuer zugeschrieben werden, was übrigens auch mit den Angaben des preussischen Geschichtswerkes stimmt. Unsere Batterien dagegen haben einen grossen Teil von Leuten und Pferden durch Schnellfeuer in ihren Positionen auf dem Rückzuge eingebüsst. Auf diesem gingen auch acht Geschütze verloren.

Ausser den Verlusten an Toten, Vermissten (die wohl grossenteils zu den Toten zählen) und Verwundeten von zusammen 3485 Mann, hatten die österreichischen Fusstruppen noch einen Abgang von fünf Offizieren und 977 Mann, die unverwundet in Gefangenschaft geraten waren. Ein grosser Teil dieser letzteren wird, wie dies bei einem Rückzuge nach heftigem Kampfe immer vorkommt, in kleinen Abteilungen von ihren Truppenkörpern abgedrängt, oder aber versprengt worden und führerlos herumgeirrt sein. Ein Teil mag auch, erschöpft von den Anstrengungen des vorausgegangenen forcierten Marsches, auf dem Gefechtsfelde liegen geblieben, endlich ein Teil beim Fortbringen der Blessierten vom Feinde ergriffen worden sein.

Remington), die Kavallerie sogar schon mit Repetiergewehren (Spencer) versehen war, keine besondere Berücksichtigung fanden, mag weniger auffallen; die Nichtbeachtung der Erfolge des preussischen Zündnadelgewehres im dänischen Feldzuge 1864 aber bleibt eine fast unerklärliche Tatsache.

Wie ich bereits angeführt, soll FML. Gablenz, der als Kommandant des k. k. Armeecorps während jenes Krieges die Wichtigkeit des Hinterladers genau erkannt hatte, vergeblich getrachtet haben, die Aufmerksamkeit der Wiener Fachkreise auf diese Waffe zu lenken. Erst ein Jahr später begannen Versuche mit derselben im Arsenale zu Wien. Das Verdienst, wenigstens *dies* bewirkt zu haben, wird dem damaligen Generalstabs-Oberstleutnant Schönfeld [1]) zugeschrieben. Als Militärbevollmächtigter beim preussischen Oberkommando im Kriege gegen Dänemark hatte er sich der Bedeutung der neuen Waffe nicht zu verschliessen vermocht, und deren Vorzüglichkeit so lange gepriesen, bis man sich zu jenen Experimenten entschloss.

Die Ansichten, welche noch unmittelbar vor dem Kriege 1866 über diesen Gegenstand in unseren höheren Kreisen herrschten, finden in der damals ausgegebenen «Instruktion für die Generalität und die höheren Offiziere der k. k. operierenden Armeen» Ausdruck. In dieser, wichtige Belehrungen in kurzer Fassung enthaltenden Schrift wird im Kapitel «Gefechte» von den Preussen richtig gesagt: «dass sie ihre Kraft in der Feuerwirkung der Infanterie suchten, und ihre ganze Taktik auf diese basiert sei»; dann aber beigefügt: «ihr Feuer sei massenhaft, aber nicht gezielt, und gefährlich nur gegen gerade darauflosgehende breite Massen, wirke aber im übrigen mehr durch den moralischen Eindruck. Die Bekämpfung der Preussen erfordere Geschicklichkeit, biete aber grosse Chancen, sobald es gelungen, sie aus ihrer Systematik herauszubringen, zu erschüttern und zur Vergeudung der Munition zu verleiten.»

Die Warnung vor dem Drauflosgehen mit breiten Massen war vollkommen begründet, ja dringend geboten; sie kam jedoch, wie viele andere vortreffliche Lehren dieser Instruktion, viel zu spät. Es wäre notwendig gewesen, die Armee schon ein paar Jahre früher auf diese Prinzipien hin zu drillen. Jetzt, unmittelbar vor Beginn des Krieges, konnten gute Lehren dieser Art eine allgemeine nützliche Wirkung nicht mehr ausüben. Auf die Truppe nicht, die auf das Gegenteil einexerziert war; aber auch nicht auf die Mehrzahl der

[1]) Der spätere FZM. und General-Truppeninspektor; starb im Jahre 1897.

Führer, denn zu einem plötzlichen Systemwechsel hätte es einer grösseren Vorbildung bedurft, als die Mehrzahl derselben besass.

Die Bezeichnung des preussischen Infanteriefeuers als «nicht gezielt, und eventuell nur durch moralischen Eindruck wirkend», dann die Bemerkung betreffend einseitige Systematik, sowie jene, welche sich auf Munitionsverschwendung bezog, bewahrheiteten sich bekanntlich nicht; schon die ersten Gefechte belehrten uns zu unserem Schaden vom Gegenteil.

Zu klarer Ansicht kam man aber doch nicht gleich.

Man setzte beim Gegner stets grosse Überzahl voraus und erblickte in dieser die Hauptursache unserer Niederlagen.

So hat der Kommandant des sechsten Corps, Ramming, bekanntlich einer unserer intelligentesten Führer, überdies ein Mann, unfähig einer Beschönigung seiner Handlungsweise, in seinem Berichte über das Gefecht bei Wysokow die «mit sehr überlegenen Kräften» ausgeführten Angriffe des Gegners als die Ursache angegeben, welche ihn zum Rückzug auf Skalitz zwang; während doch, wie aus den angeführten Ziffern hervorgeht, die beiderseitig engagierten Massen sich an Zahl annähernd gleichkamen, ja die numerische Überlegenheit eher auf unserer Seite war.

Erst nachdem von den acht Armeecorps unserer Nordarmee sechs durch den Hinterlader enorme Schwächungen erlitten, erwähnt der Armeekommandant in seinem Berichte vom 1. Juli nach Wien: «dass die grossen Verluste hauptsächlich durch das Zündnadel-Gewehrfeuer entstanden, von dessen mörderischer Wirkung alle ohne Ausnahme, die sich im Gefechte befunden, impressioniert geblieben seien.»

Unsere glücklichen Kameraden von der Südarmee, die den Hinterlader noch nicht kennen gelernt, würdigten, selbst einige Zeit nach dem Kriege noch, die Bedeutung der neuen Waffe nicht nach Gebühr. So schrieb mir am 6. September der Kommandant des siebenten Corps, FML. Maroicic, jener geschickte Taktiker, der zum Siege von Custoza so viel beigetragen hat: «Man erzählt fürchterliche Dinge vom Zündnadelgewehre. Auch ich halte die Einführung dieser neuen Schiesswaffe zur *Hebung des moralischen Mutes* bei der Mannschaft für höchst notwendig».

Es gab auch ausschliessliche Verehrer der Strategie, welche den Erfolg hauptsächlich nur von den Operationen erwarteten, die Taktik aber, und was dazu gehört, fast nur als Nebensache ansahen. Als

ob nicht das Schlachtfeld entscheidend, und auch den zweckmässigst angelegten, aufs beste durchgeführten Operationen der Sieg auf der Wahlstatt unentbehrlich wäre!

Selbst der ausgezeichnetste Stratege hätte, bei der einmal bestehenden grossen Inferiorität unserer Hauptwaffe, nur vermocht, die günstige Situation auf der inneren Linie, in der wir uns am 27. und 28. Juni befanden, erfolgreich dazu auszunützen, um sich mit sehr überlegener Zahl auf die aus Schlesien getrennt vordringenden Corps der II. preussischen Armee zu werfen.

Nach der erfolgten Vereinigung der Preussen aber wäre es, vorausgesetzt, dass dieselben keine grossen Fehler begingen, auch einem vollkommen tadellos vorgehenden Führer nicht gelungen, gegen sie zu siegen oder ihr Vordringen in das Innere der Monarchie zu verhindern. Geschicktes Operieren und Manövrieren hätte bloss die enormen Verluste unserer Armee vermindern können.

Wären die einander gegenüberstehenden Infanterien mit gleichwertigen Feuerwaffen versehen, dabei auch taktisch gleichmässig ausgebildet gewesen, so würde sich der Ausgang sämtlicher Gefechte wesentlich anders gestaltet haben.

Ist es z. B. nicht so gut wie gewiss, dass gleich bei Nachod unser sechstes Corps zum mindesten das Kampffeld behauptet, und erst am folgenden Tage, wenn die preussische zweite Gardedivision den begonnenen Marsch gegen seine linke Flanke ausgeführt, oder das preussische sechste Corps das fünfte unterstützt hätte, zum Rückzuge auf Skalitz genötigt worden wäre?

Mit «wenn's» und «aber's» Beweise zu führen, ist ein missliches Ding; aber obige Annahmen sind so bescheiden, dass sie auch auf gegnerischer Seite kaum zurückgewiesen werden dürften.

Auch bei Trautenau, am selben 27. Juni, würde der Rückzug des preussischen ersten Corps früher erreicht worden, und unser zehntes Corps am folgenden Tage in ganz anderer Verfassung, als nach dem heissen, verlustreichen, bis in die Nacht währenden Kampfe gegen den Hinterlader, der gegen seine rechte Flanke anrückenden Garde entgegengetreten sein, welch letztere vielleicht, bei den geänderten Verhältnissen, auch nur mit einer Division erschienen wäre.

Ist es zu viel, wenn ich behaupte, bei Jičin, am 28., wäre es den fünfzigtausend Österreichern und Sachsen gelungen, die Angriffe der nur halb so starken dritten und vierten preussischen Division abzuweisen? Auch von Verlusten, wie die tatsächlich erlittenen, wäre dann nicht die Rede gewesen.

Ich meine, das Gesagte dürfte als richtig erkannt, und zugegeben werden, dass selbst unter der bestehenden unsicheren Führung, bei beiderseitiger Gleichheit der Bewaffnung, die Verhältnisse in den letzten Junitagen sich für die Österreicher bei weitem nicht so ungünstig gestaltet hätten, als es leider der Fall gewesen ist.

B. Die Kriegsereignisse.

Beim 4. Corps bis zum 29. Juni. — Schweinschädl. — Königinhof. — Ereignisse vom 30. Juni bis 2. Juli. — Dispositionen für die Schlacht bei Königgrätz. — Beginn der Schlacht. — Aufmarsch des linken Flügels. — Kommandowechsel beim 4. Corps. — Der Generalstabschef des 4. Corps gefallen. — Zentrum und linker Flügel. — Kampf des 4. Corps bei Maslowed. — Zum Armeekommandanten. — Kampf des 4. Corps in der Linie Chlum-Nedelist. — Aufstellung des Corps bei Světy. — Rückzug über die Elbe. — Verluste.

Nach dieser Skizzierung und kurzen Besprechung der Armeezustände und der Ereignisse bis zum 30. Juni will ich nun daran gehen, die Vorgänge beim 4. Corps zu schildern, wobei einzelnes einfliessen mag, das als Ergänzung des Obgesagten dienen kann.

Der am 18. Juni begonnene Marsch der Hauptarmee aus Mähren nach Böhmen fand auf drei parallelen, einander nahen Linien, und eine Strecke weit unmittelbar längs der preussischen Grenze statt. In Anbetracht möglicher Angriffe aus dem Glatzer Gebiete gegen unsere rechte Flanke mussten die Märsche in gedrängter, «verkürzter» Ordnung und in Kampfbereitschaft ausgeführt werden. Da die durchschnittlich 20 Kilometer betragenden Tagesmärsche des 4. Corps von keinem Rasttag unterbrochen waren, ausserdem der letzte (siebente) ein Doppelmarsch war, fiel die ganze Verschiebung ebenso anstrengend wie beschwerlich aus. Dazu kam die Mangelhaftigkeit der Verpflegung. Beim Abmarsche aus den Sammelbezirken in Mähren waren noch nicht alle Verpflegsanstalten auf ihren Plätzen gewesen; auch stellten sich die Ressourcen der durchzogenen Gegend, auf welche die Intendanz rechnete, als nicht so ausgiebig heraus, wie man angenommen.

Trotzdem ging alles in voller Ordnung und ohne grosse Stockungen vor sich. Während der Märsche durchritt ich öfters die Kolonnen und überzeugte mich dabei, dass Marschdisziplin, sowie Haltung der Truppen nichts zu wünschen übrig liessen, und

dass unsere Soldaten ihrem alten guten Ruf als hart im Ertragen von Strapazen und Entbehrungen auch diesmal wieder Ehre machten.

Am 26. Juni traf das 4. Corps in der Stellung bei Josefstadt auf dem ihm zugewiesenen Platze am rechten Elbe-Ufer, südlich von Königinhof, bei den Orten Liebthal-Lanzau ein. Von hier aus wurde die Brigade Fleischhacker über die Elbe gegen Prausnitz und Arnau, ungefähr 15 Kilometer weit, vorgeschoben, um die Zugänge von jener Richtung her in unsere Front zu besetzen und die Verbindung links (westlich) an die Iser zu sichern.

Am 27., abends, kam der Befehl, mit den restlichen drei Brigaden allsogleich abzurücken und hinter dem 8. Corps (das, wie oben erwähnt, als Unterstützung des 6. bei Dolan — an der Strasse Josefstadt-Nachod, 5 Kilometer von Josefstadt und 18 von Nachod — stand) das Lager zu beziehen.

Als unser Corps am 28. gegen 9 Uhr vormittags bei Dolan eintraf, war das 8. von dort schon wieder weiter vorwärts, auf Skalitz zu, aufgebrochen.

Gerade als unsere Truppen das Lager bezogen, kam Benedek zu Pferde und mit grosser Suite auf der Strasse nach Skalitz vorüber und erblickte mich am Lagereingang. Stehen bleibend, gab er mir für das 4. Corps mündlich den Befehl: «Nicht abkochen; bereit sein, im Falle sich vorne bei Skalitz ein Gefecht entwickeln sollte, rechts (südlich) gegen die linke Flanke der Preussen vorzugehen.»

Ein kurz vorher in Josefstadt ausgefertigter Befehl, der aber beim Corps noch nicht eingetroffen war, hatte angeordnet, dass das Corps abessen, und dann das 6. in Skalitz ablösen sollte.

Genanntes Corps war aber schon, auf sein Ansuchen, durch das 8. abgelöst worden und in eine konzentrierte Aufstellung bei Trebesow, auf halbem Wege von Skalitz nach Dolan, zurückgegangen.

Gegen $12^1/_2$ Uhr erhielt das 4. Corps aus Skalitz ein schriftliches Aviso des Armeekommandanten, welches besagte, «ein Vorrückungsbefehl sei nicht mehr zu erwarten, weshalb abgekocht werden solle.»

Aber noch bevor mit letzterer Verrichtung hatte begonnen werden können, liess sich in der Richtung von Skalitz her Kanonendonner hören. Das Corps trat unter die Waffen und bezog eine Stellung vor dem Lager, bei dem Dorfe Schweinschädl.

Das anhaltende und heftige Geschützfeuer dauerte noch fort, als Benedek auf dem Rückwege nach Josefstadt abermals Dolan passierte, diesmal aber ohne sich aufzuhalten.

Gleich nach ihm kam das 6. Corps durch, und einige Zeit nachher, als das Gefecht bei Skalitz beendet war, auch das 8. Beide zogen sich über die Elbe in die Stellung von Josefstadt zurück.

Diese Bewegungen geschahen infolge eines in Skalitz, noch vor Beginn des Gefechtes, ausgefertigten Befehls, des Inhalts, das Abrücken von Skalitz habe nur dann stattzufinden, wenn es «bis 2 Uhr mittags zu keinem Gefechte gekommen sei.» Diese Bedingung wurde jedoch noch vor der genannten Stunde durch eine mündliche Weisung Benedeks wieder aufgehoben, welche den «sogleichen Rückzug» anbefahl, obgleich ein Gefecht bereits im Gange war. Es wurde einfach vorausgesetzt, dasselbe sei nur «von untergeordneten Abteilungen» unternommen.

Da ausser dem Bereich des Feindes, konnte das 6. Corps der Weisung des Armeekommandanten sofort nachkommen; nicht so das 8., welches zuvor noch das Gefecht abzubrechen hatte.

Der Kampf hatte sich wie folgt entsponnen:

Das preussische 5. Corps wollte auf dem Marsche nach Gradlitz an der oberen Elbe, woselbst die Vereinigung mit den anderen, auf Königinhof dirigierten Corps der II. Armee stattfinden sollte, Skalitz passieren, als es von unseren Truppen, die vor dem Orte eine Gefechtsstellung eingenommen, angeschossen wurde. Alsbald gingen die Preussen mit Macht zum Angriffe über. Zwei Brigaden unseres 8. Corps, denen der Rückzugsbefehl noch nicht zugekommen war, warfen sich ihnen mit grosser Energie entgegen. Die dritte und letzte der drei Brigaden, über welche das Corps an jenem Tage verfügte, hatte den betreffenden Befehl bereits erhalten und auch schon begonnen, die Stellung zu verlassen, kehrte aber um und beteiligte sich am Kampfe.

Es dauerte längere Zeit, bis derselbe wieder abgebrochen und der Rückzug angetreten werden konnte, welcher sich unter besonders schwierigen Verhältnissen — er ging durch wenige schmale Défiléen über die hinter der Position gelegene Aupa — sehr verlustreich gestaltete.

Aus den oben in Kürze angeführten, binnen wenigen Stunden (vom 27. nachmittags bis gegen die Mittagsstunde des 28.) ergangenen Dispositionen könnte man folgern, dass während dieser kurzen Zeit

doch die Absicht bestand, mit den ganzen, um Skalitz konzentrierten vier Corps den aus der Richtung von Nachod her anrückenden Preussen entgegenzutreten, diese Absicht aber nach Benedeks Eintreffen in Skalitz wieder aufgegeben wurde, weil es nach seiner Ansicht dort «zu keinem ernsten Gefechte kommen dürfte».[1])

Mit demselben Befehle, der den Rückmarsch des 6. und des 8. Corps von Skalitz anordnete, war das 4. Corps angewiesen worden, «bei Dolan eine Aufstellung mit Vorposten gegen den Feind zu nehmen.»

Der letztere war in seiner Verfolgung des 8. Corps über Skalitz nur bis Třebešow vorgerückt. Da unser 4. Corps noch bei 2 Kilometer von genanntem Orte entfernt stand, kamen an diesem Tage nur ausschwärmende Trupps in gegenseitige Berührung, und nur ein paar unserer, auf der Höhe plazierten Geschütze hatten Anlass, einige Schüsse abzugeben.

Nach seiner Rückkunft in Josefstadt (28. nachmittags) erliess FZM. Benedek eine Disposition für den Marsch der Armee an die Iser. Das 4. und 10. Corps sollten denselben decken, was in der Weise näher präzisiert war, dass sie «in der Gegend von Josefstadt bleiben, gestützt auf diese Festung so lange als möglich in ihrer vorgeschobenen Stellung ausharren, und nur im Falle äusserster Not weichen sollten.»

Die eingelangten Meldungen von der hochgefährlichen Lage des 10. Corps bei Rognitz und vom unglücklichen Ausgang des Gefechtes des 8. Corps bei Skalitz veranlassten, wie schon berichtet, das Aufgeben der Operation an die Iser und den Beschluss, die Armee in der Stellung nordwestlich von Josefstadt zu konzentrieren. Infolgedessen erging am 29. Juni früh an das 4. Corps die Weisung, «sich nicht in nutzlose Kämpfe einzulassen, sondern, wenn von überlegenen Kräften angegriffen, gegen Josefstadt zurückzugehen und am rechten Elbeufer bei Salnei Stellung zu nehmen.»

Die Nacht zum 29. Juni und der folgende Vormittag verliefen ruhig. Nach Erhalt des Auftrages, hartnäckigen Widerstand zu leisten, hatte sich das 4. Corps im Abschnitte beim Dorfe Schweinschädl möglichst festgesetzt[2]) und durch in Front und Flanken vor-

[1]) Die Verluste unserer Truppen in diesem Gefechte betrugen:
205 Offiziere, 5372 Mann und 6 Geschütze, während die Preussen nur:
62 » u. 1303 » einbüssten.

[2]) Die Brigade Poekh stand in Schweinschädl und auf der Höhe links vom Orte, die Brigade Erzherzog Joseph rechts vom Orte bis zur Aupa, die Brigade Bran-

geschobene Abteilungen, sowie weit ausgesendete Patrouillen gesichert. Letztere erkundeten, dass der Gegner vor unserer Front in bedeutender Stärke bei Skalitz und links (nördlich) nicht über Prausnitz-Keile (ungefähr halber Weg nach Trautenau) hinaus stehe, rechts (südlich) aber mit grösseren Kavallerie-Abteilungen die Gegend abstreife.

Am 29. Juni, um 2 Uhr mittags, begannen die Preussen gegen unseren rechten Flügel vorzurücken.

Da über die gegnerische Überlegenheit kein Zweifel bestehen konnte, hätten wir uns, nach dem Wortlaute der letztergangenen Disposition, ohne Kampf zurückziehen sollen. Allein der Corpskommandant Graf Festetics hatte — was ich erst nachträglich erfuhr — in der Befürchtung, durch widerstandsloses Weichen die Truppe zu demoralisieren, beschlossen, wenigstens den ersten Anprall zurückzuweisen, bevor er sich auf den Rückzug begäbe, und liess, sobald der Feind in Schussbereich gelangt war, das Feuer auf ihn eröffnen. Die Preussen antworteten mit einem entschiedeneren Vorgehen, drängten unsere Vortruppen rasch zurück, und gingen vor Schweinschädl zum Sturm über. Die Besatzung warf sich ihnen entgegen. Ein hartnäckiger Kampf entspann sich vor dem Orte und nach Abweisung unseres Gegenstosses in demselben. Der schliessliche Rückzug, eine bedeutende Strecke hindurch im feindlichen Schnellfeuer ausgeführt, wurde für uns äusserst blutig und verlustreich.

Durch den Dienst in keiner Weise in Anspruch genommen, blieb ich persönlich auf die Rolle eines Zusehers beschränkt, hatte somit Zeit, das Benehmen unserer Truppen genau zu beobachten. Dasselbe war tadellos, in jeder Beziehung unseren damaligen taktischen Vorschriften entsprechend.

Von der Höhe links von Schweinschädl aus, wo unsere Geschützreserve im Feuer stand, sah ich das Regiment Nr. 37, nach dem Verlassen des Ortes, in die reglementsmässige Formation — 2 Bataillone im Vordertreffen in Divisions[1])-Kolonnen auf gleicher Höhe, ein Bataillon in Bataillonsmasse im zweiten Treffen — übergehen und auf freiem, einerseits durch die erwähnte Höhe, ander-

---

denstein in zweiter Linie nördlich, und das 7. Husaren-Regiment sowie die Geschützreserve westlich von Dolan.

[1]) Die Division zu zwei Kompagnien gerechnet.

seits durch die Chaussee begrenztem Felde geordnet und gerichtet abmarschieren, wie beim musterhaftesten der Friedensmanöver.

So waren unsere braven Truppen alle, bevor die grosse Katastrophe von Königgrätz sie demoralisierte. Deckung zu nehmen galt für eine Schande; aufrecht stehend, liess man sich reihenweise niederschiessen, als Opfer der militärischen Ehrbegriffe, die damals in der Armee herrschten und, dem Hinterlader gegenüber, nicht mehr am Platze waren. Auch jenes tapfere Regiment musste seine bezüglichen Erfahrungen teuer bezahlen.

Die preussische Infanterie, die ihm durch den Ort gefolgt war, formierte sich vor demselben gleich in Linie und eröffnete ein Schnellfeuer, das in den abziehenden Massen furchtbare Verheerungen anrichtete. Von den ungefähr 2500 Streitbaren, mit denen das 37. Regiment den Kampf in und bei Schweinschädl begonnen, standen 29 Offiziere und 1114 Mann auf der Verlustliste des Tages. [1])

Preussischerseits war an diesem Gefechte die Mehrzahl der Truppen des 5. Corps beteiligt.

Dieses Corps samt einer bei demselben eingetroffenen Brigade des über Nachod folgenden 6. Corps und einer Kavallerie-Brigade des über Braunau gegen Rognitz und Keile vorgerückten Gardecorps hatte Auftrag gehabt, am 29. aus seinen Aufstellungen in und bei Skalitz den Marsch in der Richtung auf Königinhof bis Gradlitz fortzusetzen, dabei aber Gefechte tunlichst zu vermeiden.

Der einzuschlagende Weg lag nahe und parallel der österreichischen Stellung. Bei Benützung desselben war eine Kollision, wenigstens mit den österreichischen Vortruppen, nicht zu vermeiden. Diese liess auch nicht auf sich warten. Bald nach Beginn des Marsches sah man sich angeschossen und zum Angriff gezwungen, der gleich mit aller Kraft unternommen wurde.

---

[1]) Das zweite Regiment derselben Brigade, Nr. 51, welches links vom Orte gestanden und sich am Gefechte nur wenig beteiligt hatte, verlor 1 Offizier und 42 Mann; das rechts aufgestellte 8. Jägerbataillon, welches sich bald dem Gefechte entziehen konnte, 2 Offiziere und 59 Mann. Die Gesamteinbusse an Menschen und Pferdematerial der drei Brigaden, des Husaren-Regimentes und der Artillerie betrug 39 Offiziere, 1411 Mann und 90 Pferde, während jener der Preussen in diesem Gefechte nur die Zahl von 15 Offizieren, 379 Mann und 18 Pferden erreichte!

Nach Kategorien geordnet, verlor das Corps: 139 Tote, 429 Vermisste, 758 Verwundete und 124 unverwundet in Gefangenschaft Geratene. Vom Verluste an Pferden entfiel der grössere Teil auf die Artillerie, nämlich 35 tot und 26 verwundet.

Beide Gegner liessen sich sonach in einen Kampf verwickeln, den jeder von ihnen hätte vermeiden sollen.

Die Preussen konnten demselben nicht wohl ausweichen, es wäre denn dadurch, dass sie ihren ganzen Marsch auf einen anderen, entfernteren Weg verlegten. Was aber hat die Österreicher bestimmt, das Gefecht aufzunehmen? — Neben der bereits erwähnten Sorge des Corpskommandanten für den guten Geist seiner Truppe, sicher hauptsächlich und in erster Linie die aus unserer Stosstaktik hervorgegangene Gepflogenheit, sich vor Antritt eines Rückzuges erst durch einen Gegenstoss Luft zu machen.

Ich hatte nach beendetem Kriege Gelegenheit, viele Berichte der Fusstruppen des 4. Armeecorps einzusehen, die mir damals fremd geblieben waren. Unter diesen verdient jener des 2. Bataillons des 37. Regiments über einen vollführten Bajonettangriff und die Art, wie derselbe vereitelt wurde, erwähnt zu werden.

Vor dem Verlassen des mehrerwähnten Ortes Schweinschädl hatte das Bataillon, unter Kommando des Oberstlieutenants Terstyanszky, gegen den anrückenden Feind einen Defensivstoss zu unternehmen. Beim Ansichtigwerden unserer Sturmkolonne stellte der Gegner gleich seine Vorrückung ein und eröffnete ein Schnellfeuer. Da die erhoffte Wirkung nicht gleich eintrat und die Österreicher Raum gewannen, begannen die Preussen eine langsame Rückwärtsbewegung, aber ohne Kehrt zu machen, und ohne das Feuer einzustellen. Das aus den horizontal gehaltenen Gewehren auf kurze Entfernung abgegebene Feuer war von einer so durchaus überraschenden, überwältigenden Wirkung, dass die tapferen 37er — ich habe weiter oben ein Beispiel ihrer Disziplin und Todesverachtung gegeben — die Haltung verloren und, bevor es noch zum angestrebten Handgemenge gekommen, einen Rückzug antraten, der ihnen erst recht fürchterliche Verluste einbrachte.

Auch ich hatte am selben Tage zum erstenmal Gelegenheit, die Wirkung der Hinterlader auf dem Gefechtsfelde kennen zu lernen. So gross die Vorstellung war, die ich mir nach den Berichten über die deutsch-dänischen Kämpfe 1864 davon gemacht, sie wurde durch den verblüffenden Anblick der Verheerungen, die das preussische Gewehr in unseren Reihen anrichtete, weit übertroffen. Im Schussbereiche war das Sausen der Geschosse, ihr Rauschen durch die Baumkronen, das Klatschen, das ihr Aufschlagen auf Mauern und Erdboden hervorbrachte, so stark und ununterbrochen, dass es wie

schwerer Hagel klang und ich wirklich meinte, es werde kein Mann aus dem beschossenen Rayon ungetroffen entkommen.

Wiederholt war ich in den Feldzügen von 1848 und 1849 in sehr heftigem Feuer, freilich nur aus Vorderladern, gestanden, so ganz besonders vor Vicenza und bei Novara; aber die damals empfangenen Eindrücke waren mit den heutigen nicht im entferntesten zu vergleichen.

Ein Nachrücken der Preussen über Schweinschädl hinaus fand nicht statt. Sobald sie uns auf dem entschiedenen Rückzug sahen, setzten sie sich gegen Gradlitz in Marsch.

Unser viertes Corps überschritt dann an drei Orten nächst Jaroměř die Elbe und lagerte zwischen diesem Orte und Salnei.

Im Laufe der Nacht rückte auch die vierte Brigade, die, wie erwähnt, nach Ober-Prausnitz und Neuschloss, nordwestlich von Königinhof, vorgeschoben war, beim Corps ein, nachdem ein Regiment derselben, gleichfalls am 29. Juni, ein heftiges Gefecht bei letztgenanntem Orte bestanden hatte. Die Brigade hatte nämlich den Marsch des tags vorher bei Rognitz überaus hart getroffenen zehnten Corps auf dem Wege über Königinhof in die Stellung von Josefstadt zu decken, und geriet bei Lösung dieser Aufgabe vor und in Königinhof mit der Avantgarde des preussischen Gardecorps in einen Kampf, der unserem sechsten Regimente 22 Offiziere und 522 Mann kostete, während der Verlust der Preussen mit fünf Offizieren und 68 Mann angegeben wird.

Indessen waren unsere Verluste diesmal wenigstens keine nutzlosen; denn das zehnte Corps gelangte unbehelligt an den Ort seiner Bestimmung am rechten Elbeufer.

Nach dem Aufgeben der gegen die Iser beabsichtigten Operation erwartete man im österreichischen Hauptquartier, das von Josefstadt nach Dubenetz verlegt worden war, einen Angriff der in Königinhof auf dem linken Elbeufer eingetroffenen preussischen II. Armee, und disponierte dementsprechend unsere gegenüber auf dem rechten Ufer stehenden Truppen in die Schlachtaufstellung. Die dadurch veranlassten Bewegungen, dann wiederholte, durch die Nähe des Gegners veranlasste Alarmierungen und Gefechtsbereitschaften waren Ursache, dass die Truppen am 30. Juni die Ruhe, deren ihre Mehrzahl dringend bedurfte, nicht fanden.

Im Armee-Hauptquartiere war man mittlerweile zur Überzeugung gelangt, dass die schwere Niederlage der österreichisch-sächsischen Truppen bei Jičin und der Zustand, in welchem sich durch jene (wie der Armeekommandant sich in einem Telegramme an Seine Majestät ausdrückte): «débâcle» das erste Corps befand, bei der drohenden Nähe der preussischen I. und der Elbearmee unser ferneres Verbleiben in der Stellung Josefstadt-Miletin nicht gestatte.

Es wurde demnach der Rückzug bis vor die Festung Königgrätz beschlossen. Die Disposition hiezu erging am 30. um drei Uhr nachmittags, die Ausführung begann gleich in der folgenden Nacht.

Die Zusammendrängung der Kolonnen auf einen engen Raum, sowie vorkommende Kreuzungen verursachten viele Zeitverluste und grosse Ermüdung der Truppen.

So konnte das vierte Armeecorps, weil ihm auf demselben Wege das achte und die Armee-Geschützreserve vorauszumarschieren hatten, nicht, wie die Disposition es wollte, um ein Uhr nachts, sondern erst um fünf Uhr morgens aufbrechen. Zu den sechzehn bis achtzehn Kilometern, die bis zu den neuen Lagerplätzen beim Dorfe Nedělischt zurückzulegen waren, brauchten drei Brigaden bei neunzehn, die vierte sechsundzwanzig Stunden. Da jedoch die Verpflegung reichlich bemessen und auch zur Hand war, so dass sich die Leute rechtzeitig und ausgiebig stärken konnten, so war nach einiger Ruhe die Müdigkeit überwunden, alles wieder frisch auf den Beinen und in guter Stimmung.

Leider dehnte sich diese letztere nicht auch auf diejenigen aus, welche die bisherigen Ereignisse und Vorgänge vom höheren Standpunkte aus beobachteten.

Diese konnten sich angesichts der vielen nutzlosen Hin- und Herbewegungen, dann der enormen Gefechtsverluste schwerer Sorgen nicht erwehren.

Der Raum, auf welchem sich unsere und die sächsische Armee am 1. Juli vereinigt befand, dehnte sich am rechten Elbeufer beiderseits der Strasse Königgrätz-Sadowa-Jičin bis an den Bistritzbach, von Nechanitz bis Benatek, und rechts bis etwas über Račitz und den Trotinabach aus.

Am 2. Juli mittags wurden die Kommandanten der Corps und der Kavalleriedivisionen [1]) ins Armee-Hauptquartier zusammenberufen,

[1]) Das offizielle Generalstabswerk spricht auch von den zugeteilten Generalen; doch ist dies ein Irrtum.

welches in der Prager Vorstadt von Königgrätz seinen Sitz aufgeschlagen hatte.

Der Armeekommandant hielt an dieselben eine Ansprache, in welcher er ihnen ans Herz legte: Aufrechthaltung der Disziplin und Ordnung bei den Truppen, Erteilung zweckmässiger Detail-Dispositionen, eifriges Betreiben des Sicherheitsdienstes, weit ausgehende Rekognoszierungen, Vermeiden unnützer Gefechte, Unterdrückung alarmierender Gerüchte u. dgl.; lauter Selbstverständlichkeiten, die überdies zwei Tage vorher in einem schriftlichen Befehle schon empfohlen worden waren. Konkrete Fälle berührte er nicht.

Über die Situation, in welcher wir uns befanden, sprach er sich ebenfalls nicht aus und erklärte nur, ohne des Gegners Erwähnung zu tun, die Armee werde in ihrer jetzigen Stellung ein paar Rasttage halten.

Von den versammelten Generalen ahnte keiner, dass Benedek erst tags zuvor (1. Juli) unter dem Eindruck der bisherigen Niederlagen den Kaiser dringend gebeten hatte, um jeden Preis Frieden zu schliessen, «da sonst eine Katastrophe unvermeidlich sei».

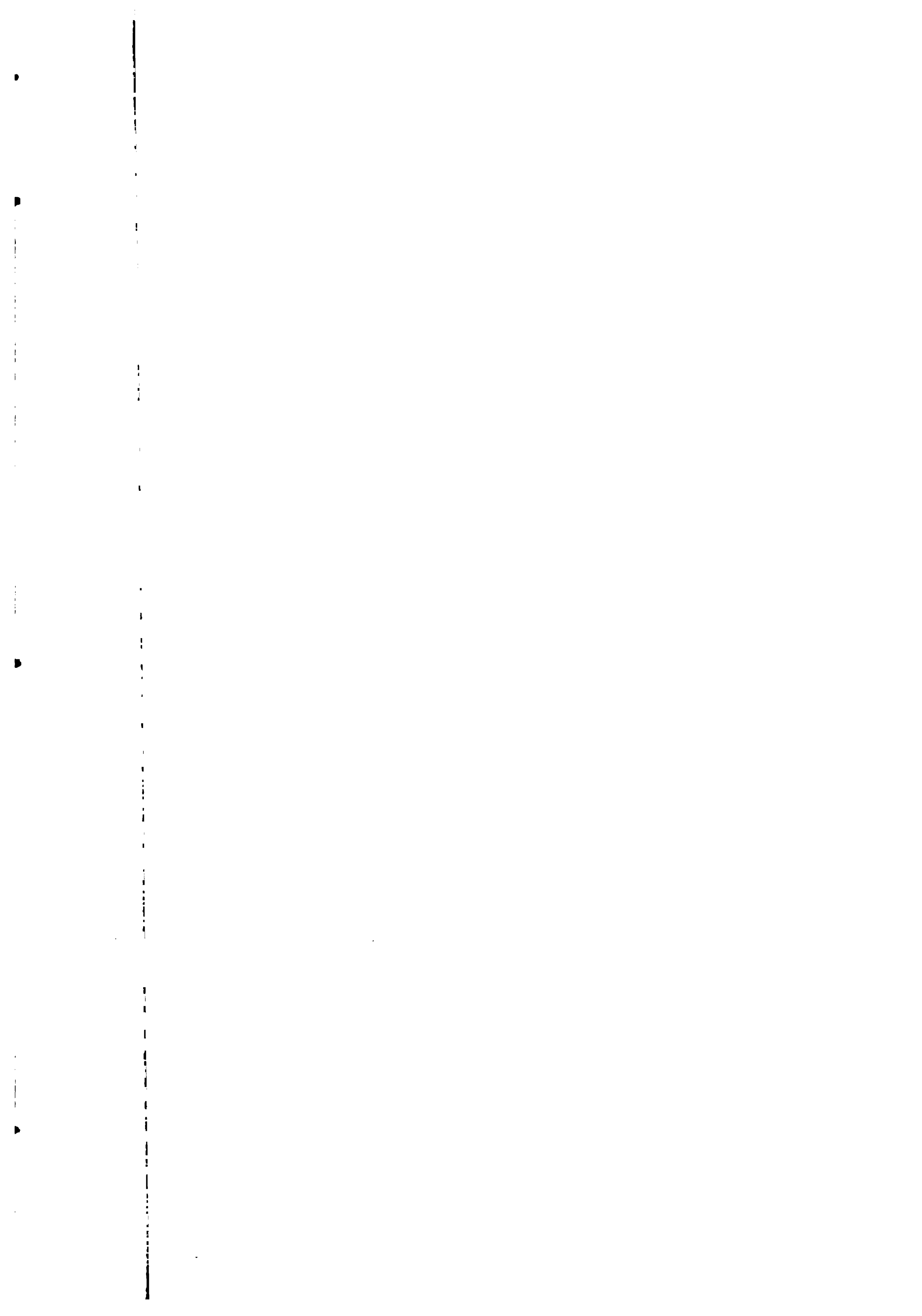
Ebensowenig verriet irgend etwas, dass die wichtigsten Veränderungen im Personalstatus des Hauptquartiers (Enthebung des Generalstabschefs, sowie des Vorstandes der Operationskanzlei von ihren Stellen und deren Ersetzung durch andere) teils von ihm beantragt, teils von Wien aus bereits verfügt waren.

Auf die Mitteilung von den bevorstehenden Rasttagen hin trat der Kommandant der ersten leichten Kavalleriedivision, GM. Edelsheim, vor und machte aufmerksam, dass die Einhaltung einer mehrtägigen Rast schwerlich möglich sein werde, weil der Armee, wenn nicht schon heute, doch sicher morgen den 3. früh, ein Angriff durch die Preussen bevorstehe.

Edelsheim konnte das ziemlich sicher vorhersagen; denn ein Regiment seiner Division, welches am äussersten linken Flügel der Armee mit dem Feinde Fühlung hielt, hatte festgestellt, dass dieser bereits mit grösseren Abteilungen bis in die Nähe der Bistritz, bei Nechanitz, vorgerückt war. [1])

---

[1]) GM. Baron Edelsheim hatte sich, wie schon erwähnt, im neunundfünfziger Feldzuge als kühner und geschickter Führer eines Husarenregimentes hervorgetan, und seitdem um die Reform der taktischen Kavallerieausbildung im fortschrittlichen Sinne hochverdient gemacht. Ihm stand dermal als Divisions-Generalstabschef Major Johann Baron Waldstätten zur Seite, ein vorzüglicher Offizier, welcher sich in



Benedek schien durch diese, seine Pläne durchkreuzende Behauptung überrascht, ging aber auf eine Besprechung derselben nicht ein und begnügte sich damit, die Aussendung weitausgreifender Rekognoszierungspatrouillen anzubefehlen.

Die Eindrücke, welche die ins Hauptquartier Berufenen von dort davontrugen, waren ungünstiger Art. Meinem Corpskommandanten, Festetics, war alles Vertrauen in die Führung der Armee abhanden gekommen. Bei seinem Wiedereintreffen in unserer Station Nedělischt zeigte er sich mir gegenüber in einer Weise entmutigt, wie ich es bei ihm nicht für möglich gehalten hätte, und gab seiner Stimmung mit den Worten Ausdruck: «Wenn es mit Ehre und Pflicht vereinbar wäre, verliesse ich noch heute die Armee!»

Obgleich nicht wenig erschrocken, fasste ich mich schnell und bemühte mich, ihm Mut zu machen. Gewiss, meinte ich, werde, nachdem die Armee vereinigt sei, eine Wendung zum Besseren eintreten.

Er wollte nicht daran glauben. Aber als tüchtiger Charakter, der er war, wusste er seine tiefe Entmutigung zu überwinden und betätigte die wenigen Stunden hindurch, in denen er, bis zu seiner am nächsten Morgen erfolgten schweren Verwundung, noch das Kommando führte, seine gewöhnliche Ruhe und Entschlossenheit.

Die preussische I. Armee war am 30. Juni nachmittags etwas über Jičin hinaus vorgerückt, um sich der II. zu nähern, am 1. Juli dann bis Hořic gelangt und am 2. in dieser Stellung verblieben. Die Elbe-Armee rückte während dieser drei Tage von der Iser bis Smidar, rechts von und in gleicher Höhe mit der I. Armee. Die II. Armee hatte am 1. Juli das 1. Corps an ihren rechten Flügel in südlicher Richtung vorgeschoben, um näher an die I. heranzukommen, und blieb mit den anderen drei Corps in der Stellung am linken Elbeufer, von Königinhof bis Kukus, stehen, wo sie Auftrag hatte, sich vorläufig zu behaupten.

Diese drei Armeen waren nun auf der bei dreissig Kilometer langen Linie Smidar-Hořic-Königinhof-Kukus versammelt.

«Es standen sonach am 2. Juli,» wie es in der preussischen

---

der Friedensepoche nach 1859 als Lehrer der Taktik an der Zentral-Kavallerieschule, dann durch Herausgabe eines geschätzten Werkes über Taktik Verdienste erworben hatte. Nach 1866 machte er sich als Fachschriftsteller einen glänzenden Namen, war für die Ausbildung der Armee hervorragend tätig und gelangte zuletzt (1898) als Feldzeugmeister in die wichtige Stellung eines General-Truppeninspektors.

offiziellen Geschichte heisst, «die beiden Hauptheere mit ihren Spitzen in der Entfernung von weniger als einer Meile ($7^1/_2$ Kilometer) einander gegenüber, ohne dass eines derselben die nahe und konzentrierte Anwesenheit des anderen vermutete.

Die Preussen betrieben eben im Kriege 1866 den Aufklärungsdienst noch nicht so zweckmässig, wie es in ihrem nächsten Kriege, 1870, der Fall war, wo sie (siehe z. B. der Marsch von Metz gegen Châlons und bis vor Sedan) darin eine wahre Virtuosität entwickelten.

Als das preussische Oberkommando am Abend des 2. Juli durch eingegangene Nachrichten die Sicherheit gewonnen, dass die Österreicher in Massen an der Bistritz bei Sadowa stünden, wurde die Vorrückung der Armeen für die erste Morgenfrühe des folgenden Tages angeordnet; und zwar hatte die I. Armee an der Strasse Hořic-Königgrätz, die Elbe-Armee auf Nechanic gegen den linken Flügel und die II. Armee, zur Unterstützung der I., gegen die rechte Flanke des Gegners zu avancieren.

Auch unser Armee-Oberkommando erliess, auf im Laufe des Nachmittags und am Abend des 2. Juli eingegangene Meldungen hin, dass sich stärkere feindliche Truppenmassen in der Gegend von Neu-Bydžow, Smidar gegen Hořic zu befänden, eine Schlachtdisposition. Dieselbe gründete sich, mit Bezugnahme auf die Stellung des Gegners, zunächst auf die Voraussetzung eines Angriffs gegen das auf unserem linken Flügel stehende sächsische Armeecorps. Für diesen Fall wurde die Besetzung der Höhen hinter der Bistritz, von Popovic über Třesowic und Lipa bis Chlum, durch drei Corps (das sächsische, das zehnte und das dritte) in erster Linie, und durch ein Corps, das achte, in zweiter Linie, dann die Aufstellung einer Kavalleriedivision, der ersten leichten, etwas rückwärts am äussersten linken Flügel, angeordnet. Alle übrigen Truppen, die andere grössere Hälfte der Armee, hatten bloss in Bereitschaft zu treten. Für den Fall, dass der feindliche Angriff grössere Dimensionen annehmen und auch gegen unsere Mitte oder den rechten Flügel gerichtet sein sollte, hatte, nach der Disposition, die ganze Armee in Schlachtordnung zu treten und zwar: «das vierte Corps rechts vom dritten, auf den Höhen zwischen Chlum und Nedělischt, und auf dem äussersten rechten Flügel, neben dem vierten, das zweite Corps aufzumarschieren.» Die noch übrigen zwei Corps, das erste und sechste, dann

die drei schweren Kavalleriedivisionen, hatten bei Wšestar, Rosnic, Swěti und Bříza die Reserve zu bilden, endlich die zweite leichte Kavalleriedivision hinter Nedělischt zu rücken und dort in Bereitschaft zu bleiben.

Im Falle die Armee zum Rückzuge gezwungen wäre, sollte letzterer auf der Strasse über Holic gegen Hohenmauth erfolgen, ohne die Festung Josefstadt zu berühren.

Diese Disposition traf beim vierten Corps gegen fünf Uhr früh ein.

Bald nach deren Verteilung an die Truppen (7½ Uhr morgens) ertönte Kanonendonner von der Richtung der Vorposten des vierten Corps her, welche, von der Brigade Brandenstein beigestellt, vom Bistritzbache bei Benatek bis Hořenowes sich erstreckten.

Der Angriff war somit gegen den rechten Flügel unserer Armee gerichtet, und für das vierte Corps die Bedingung zum Gefechtsaufmarsch gegeben.

Der Corpskommandant Festetics begab sich mit seinem Generalstabschef eiligst auf die vorne befindliche, gute Aussicht gewährende Höhe, auf welcher der Ort Maslowěd liegt, und wo das Gros unserer Vorposten stand. Ich erhielt den Auftrag, die im Lager befindlichen Truppen antreten zu lassen.

Bald darauf traf von ihm der Befehl ein, ich solle die Corps-Geschützreserve unter Bedeckung des Kavallerie-Regimentes nach Maslowěd vorsenden, und selbst mit dem, aus drei Brigaden bestehenden Gros des Corps dahinfolgen.

Noch vor der Alarmierung hatte ich mir rasch einen Auszug aus der Schlachtdisposition gemacht, um für den Fall, dass ich zu selbständigem Handeln berufen werden sollte, ganz genau orientiert zu sein.

Als ich an der Spitze des Gros, auf dem Wege nach Maslowěd, vor Nedělischt ins Freie gelangte, suchte mein Blick jene «Höhen zwischen Chlum und Nedělischt», auf welchen, dem Wortlaut der Verfügungen entsprechend, unser Corps aufmarschieren sollte.

Chlum, auf einer hervorragenden, etwa dreitausend Schritte links vorne befindlichen Kuppe gelegen, trat auffällig hervor; aber von Höhen war zwischen Chlum und Nedělischt nichts zu bemerken. Es befanden sich da nur Lehnen, Ausläufe und Talsenkungen, die in östlicher Richtung gegen die Elbe verliefen und einerseits durch den

Rücken von Chlum, andererseits durch jenen von Maslowěd, dann durch den beide verbindenden Sattel gebildet und begrenzt wurden.

Dieser Sattel nun schien mit der Bezeichnung «Höhen zwischen Chlum und Maslowěd» gemeint zu sein. Dorthin hatte sich der Corpskommandant auch begeben und das Gros seines Corps hinbefohlen.

Eine Kontrolle für die Richtigkeit dieser Auffassung hätte die Aufstellung des zweiten Corps geben können, wäre sie nur auch mit Bezug auf das Terrain bestimmt bezeichnet gewesen. Aber in der Disposition stand bloss: «das zweite Corps hat auf dem äussersten rechten Flügel, neben dem vierten aufzumarschieren»; aus der weiteren Anordnung, dass für den Fall eines Rückzuges: «das zweite Corps zwischen Lochenic und Předměřic zwei Pontonbrücken zu schlagen habe», liess sich nur noch folgern, dass der rechte Flügel des zweiten Corps bis zu dem 1500 Schritte nördlich von Lochenic gelegenen Orte Trotina sich erstrecken sollte, weil bei diesem Orte die grosse Strasse Josefstadt-Königgrätz den Trotinabach übersetzt, der Ort auch rechts durch die südlich abbiegende versumpfte Trotina geschützt ist, daher einen guten Stützpunkt für den äussersten rechten Flügel bildete.

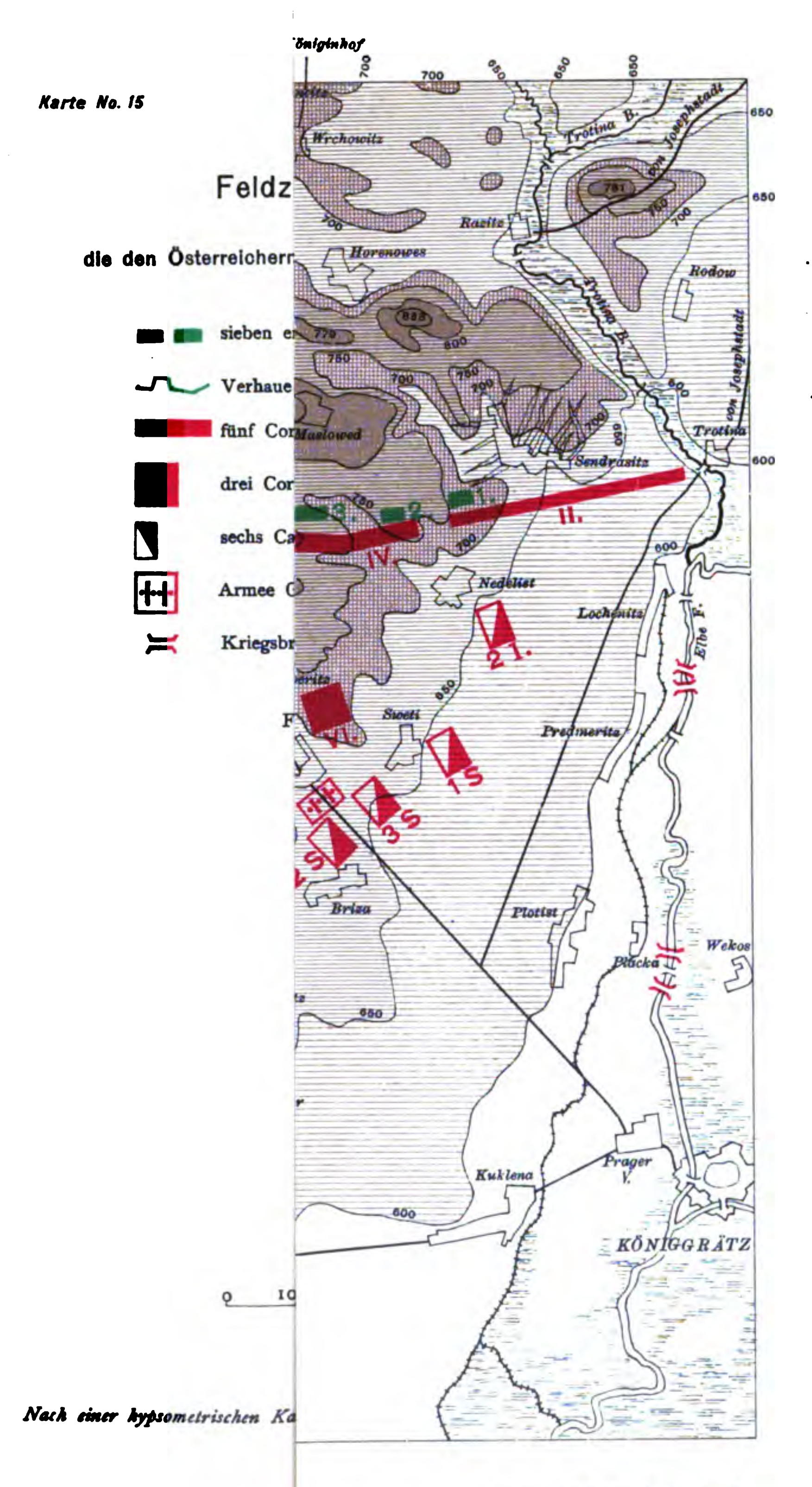
Da somit die Aufmarschlinie des vierten und zweiten Corps eigentlich nur was ihre Endpunkte betraf, durch die Orte Chlum und Trotina klar und bestimmt bezeichnet war, durfte angenommen werden, dass die Aufstellung zwischen diesen beiden Punkten dem Ermessen der beiden Corpskommandanten überlassen sei.

Ungefähr achthundert Schritte vor Nedělischt erblickte ich plötzlich, etwa zweihundert Schritte links vom Wege nach Maslowěd, eine frisch aufgeworfene flüchtige Befestigung!

Zu welchem Zweck?

In der Disposition für den Aufmarsch war sie nicht erwähnt.

Kaum auf der Höhe des ersten Drittels des von Nedělischt bis Maslowěd einhundertfünfzig Fuss hoch aufsteigenden offenen Rückens gelegen, sowohl von diesem aus, als der gleich hohen Chlumer Kuppe und dem Sattel zwischen beiden eingesehen, konnte eine solche flüchtige Befestigung (es war jene Nr. 2; von der rechts aufgeworfenen Nr. 1 und der links errichteten Nr. 3 war nichts zu sehen, weil sie im hohen Getreide standen) eine besondere Wichtigkeit nicht haben. Ihre Bestimmung konnte höchstens sein, während



ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI - ZÜRICH.



eines Rückzuges von Maslowĕd an die Elbe einem momentanen Halte als Stütze zu dienen.

Bei meinem Eintreffen bei Maslowĕd, gegen acht Uhr, hatten daselbst drei Batterien ihr Feuer auf feindliche, von Želkovitz aus südlich gegen Benatek vorrückende Kolonnen eröffnet. Vor letzterem Orte stand unsere Vorpostenbrigade im Gefechte.

Etwa zweitausend Schritte nördlich von Maslowĕd, auf der weit sichtbaren Höhe von Hořenowes, sah man vom zweiten Corps auch schon eine Brigade und eine Batterie aufgestellt stehen, welch letztere ebenfalls ihr Feuer gegen den schon erwähnten Gegner — es war die preussische siebente Division Fransecky, der linke Flügel der I. Armee — richtete.

Von Maslowĕd aus überblickte man nordwestlich den Bistritzbach, nördlich die gegen die Orte Benatek, Hořenowes und Račic zu sich senkende Lehne und den nördlich gelegenen, ziemlich steil gegen den Trotinabach abfallenden, östlich nahe der Elbe endenden Höhenrücken. Dieser Überblick, im Verein mit der Kenntnis, welche ich mir am 1. Juli, auf einem Rekognoszierungsritte zur Ermittlung eines Trotinaüberganges für das Corps zwischen den Orten Račic und Trotina, von der schweren Passierbarkeit dieser Talstrecke erworben hatte, würde mir, hätten überhaupt noch welche bestanden, die letzten Zweifel darüber benommen haben, dass die dem vierten und zweiten Corps eigentlich zugedachte Position mit jener auf den Höhen Maslowĕd-Hořenowes-Trotina, welche aus dem Wortlaut der Disposition hervorzugehen schien, *nicht* identisch war.

Dass auch mein Corpskommandant und sein Generalstabschef Görz zur selben Überzeugung gelangt waren, geht wohl aus der, gleich nach Beginn des feindlichen Angriffes erfolgten Vordisponierung des ganzen Corps auf die Höhe von Maslowĕd hervor.

Die eigentlichen Ideen, von denen sich die beiden Genannten leiten liessen, habe ich auch in der Folge nicht erfahren können. Festetics musste schon nach 9½ Uhr, schwer verwundet, den Kampfplatz verlassen, und seitdem hat sich mir keine Gelegenheit ergeben, mit ihm über die Sache zu sprechen. Görz fiel um elf Uhr, und der Sous-Chef, Oberstleutnant Gareis, erlag nach wenigen Tagen einer, nach 2½ Uhr im Kampfe bei Chlum erhaltenen schweren Wunde.

Ein Blick auf das Terrain oder auch nur auf eine, die Formen desselben richtig wiedergebende Karte, z. B. die hier eingeschaltete

hypsometrische, überzeugt wohl jeden unbefangenen Sachverständigen, dass auf dem rechten Flügel eine erfolgreiche Defensive und eventuelle spätere Offensive nur auf diesen Höhen, und von denselben aus, nicht aber auch rückwärts auf den Lehnen und am Fusse derselben möglich gewesen wäre.

Diese Ansicht herrscht bekanntlich auch schon seit langem in militärischen Kreisen, und auch das im Jahre 1868 erschienene österreichische offizielle Geschichtswerk hat sich für die Angemessenheit der Aufstellung auf der Höhe entschieden.

Auch das zweite Corps konnte (nach dem gleichen Werke) «nicht die Aufstellung in der Tiefe einnehmen und dem Feinde die vorliegende Höhe preisgeben, bewirkte daher seinen Aufmarsch auf der letzteren, wodurch es auch, wie befohlen, unmittelbar rechts vom vierten Corps zu stehen kam».

Die Aufstellung in der Tiefe hätte für das zweite Corps noch grössere Nachteile gehabt, als für das vierte, weil ersteres nicht bloss im wirksamen Schussbereiche stark dominierender Höhen gelegen, sondern auch unmittelbar vor der Front einen grossen Ort, Sendrasitz, mit vielen in denselben mündenden schluchtartigen Hohlwegen, gehabt hätte.

Wie es gekommen, dass für den Aufmarsch unseres rechten Flügels die gerade Linie, von Chlum bis zum Dorfe Trotina, gewählt wurde, und warum diese Linie in der Aufmarschdisposition nicht durch Berufung auf die in derselben errichteten flüchtigen Befestigungen Nr. 3, 2 und 1 genau bezeichnet wurde, lässt sich auch gegenwärtig bloss vermuten.

Am 1. Juli. um Mittag hatte ich FZM. Benedek, nur von einem jungen Adjutanten begleitet und aus nördlicher Richtung kommend, durch Nedělischt passieren sehen. Ob er auf diesem Rekognoszierungsritte auch auf den Höhen von Maslowěd, Hořenowes und Trotina gewesen, ist mir nicht bekannt geworden. Vielleicht hat unsere damalige sogenannte Spezialkarte (Masstab 1 : 86400) eine unrichtige Auffassung des Terrains mit verschuldet, weil sie kein richtiges Bild der Bodengestalt gab und den ganzen Raum nördlich und westlich von Nedělischt wie mit gleich hohen Rücken bedeckt darstellte.

Der mit der Leitung des Baues der flüchtigen Befestigungen auf dem Schlachtfelde betraute Geniechef des Armeekommandos, Oberst Pidoll, hatte (siehe «Österreichs Kämpfe 1866», Bd. III, S. 234) nach seiner Rekognoszierung der zu befestigenden Linie, am

2. Juli 8 1/2 Uhr morgens, gemeldet, «dass die bei Nedělischt errichteten Batterien von Maslowěd eingesehen würden und ihre Stellung überhaupt nicht gut zu nennen sei». Bei dem Zustande, in welchem sich damals unsere Operationsleitung befand, ist es jedoch begreiflich, dass diese Anzeige keine Berücksichtigung fand, oder, bei der Masse der Geschäfte, übersehen wurde.

Pidolls Meldung ergänzend, steht im angeführten Geschichtswerke noch folgendes: «Oberst Pidoll hatte geglaubt, von der ihm *genau bezeichneten Linie* nicht abweichen zu dürfen, da das Heranziehen des Punktes Maslowěd in die Befestigungslinie zu einer viel ausgedehnteren Stellung geführt hätte».

Daraus ist wieder zu folgern, dass Oberst Pidoll die Beschaffenheit des Trotinatales nicht gekannt haben dürfte; denn sonst wäre dieser sehr fähige Genieoffizier gewiss zur Ansicht gelangt, dass bei der Schwierigkeit, welche die Überschreitung des Trotinatales in der bei dreitausend Schritte langen Strecke zwischen Racitz und dem Orte Trotina grösseren Truppenabteilungen bietet, für die, einen vorspringenden Winkel bildende, neuntausend Schritte lange Linie Maslowěd-Hořenowěs-Dorf Trotina nicht mehr Truppen nötig gewesen wären, als für die gerade, siebentausend Schritte lange Linie Chlum-Nedělischt-Trotina.

Beachtenswert ist auch die Art, wie der in der Mitte unserer Aufstellung gelegene Ort Chlum zur Verteidigung hergerichtet worden war. Ausser Batteriedeckung und Schützengraben Nr. 4, unmittelbar am Nordausgange des Ortes, wurde die ganze, über tausend Schritte lange Westseite, die zur Frontlinie der flüchtigen Befestigungen Nr. 4 und 5 einen zurückgezogenen Winkel von 60 Graden bildet, verrammelt, während die zu dieser fast parallele Ostseite (laut «Österreichs Kämpfe 1866», III. Bd., S. 344) «völlig offen blieb». Da nun auch «das im Orte stehende Bataillon, der Linie der Verteidigungs-Herrichtung folgend, Front nach Westen» gemacht hatte, ist es erklärlich, dass dieses Bataillon (siehe S. 345) «überrumpelt, geworfen und ihm der Rückzug abgeschnitten ward, und nur wenige entkamen», als die von Maslowěd vorgehenden Preussen, nach Überwältigung der Schanze Nr. 3 und des neben derselben stehenden linken Flügels des vierten Corps, durch die Ostseite von Chlum in den Ort eindrangen.

In den, dem österreichischen offiziellen Geschichtswerke beiliegenden Plänen zur Schlacht von Königgrätz erscheint zwar die nörd-

liche, kürzere Hälfte der Ostseite des Ortes verrammelt. Vorausgesetzt, dies entspreche den Tatsachen, so dürfte doch die rechtzeitige Besetzung dieser Strecke unterblieben sein. Dies geht aus dem preussischen offiziellen Geschichtswerke (S. 329) hervor, welches bei Schilderung des Angriffes auf Chlum aus dem Umstande, dass man erst nach Wegnahme der am Nordrande von Chlum in Schanze Nr. 4 postierten Batterie aus dem Orte Feuer erhielt, die Folgerung zieht, «es scheine die dortige Aufmerksamkeit ausschliesslich auf das seit morgens in der Front der Armee geführte Gefecht gerichtet gewesen zu sein».

Ob nun die nördliche Hälfte der Ostseite von Chlum verrammelt war oder nicht — auf das plötzliche Eindringen der preussischen Garden in den Ort hatte dieses keinen Einfluss; denn die Garden waren von Maslowěd in der Richtung «Kirchturm von Chlum» vorgerückt; dieser Kirchturm aber steht am hohen Südende von Chlum, wo die Ostseite nicht verrammelt war.

Noch war die Zahl der auf den Verbandplatz gebrachten Verwundeten des vierten Corps nicht sehr bedeutend, als um 9 1/2 Uhr der Corpskommandant Graf Festetics sie vermehren kam. Ein in seiner Nähe explodiertes Hohlgeschoss hatte ihm den linken Vorfuss weggerissen. Ich, der eben, um ein wenig zu rekognoszieren, abseits geritten war, eilte auf die erhaltene Nachricht zu ihm und fand ihn auf einer Geschützprotze placiert und notdürftig verbunden, eben im Begriffe, vom Gefechtsfelde weggeführt zu werden.

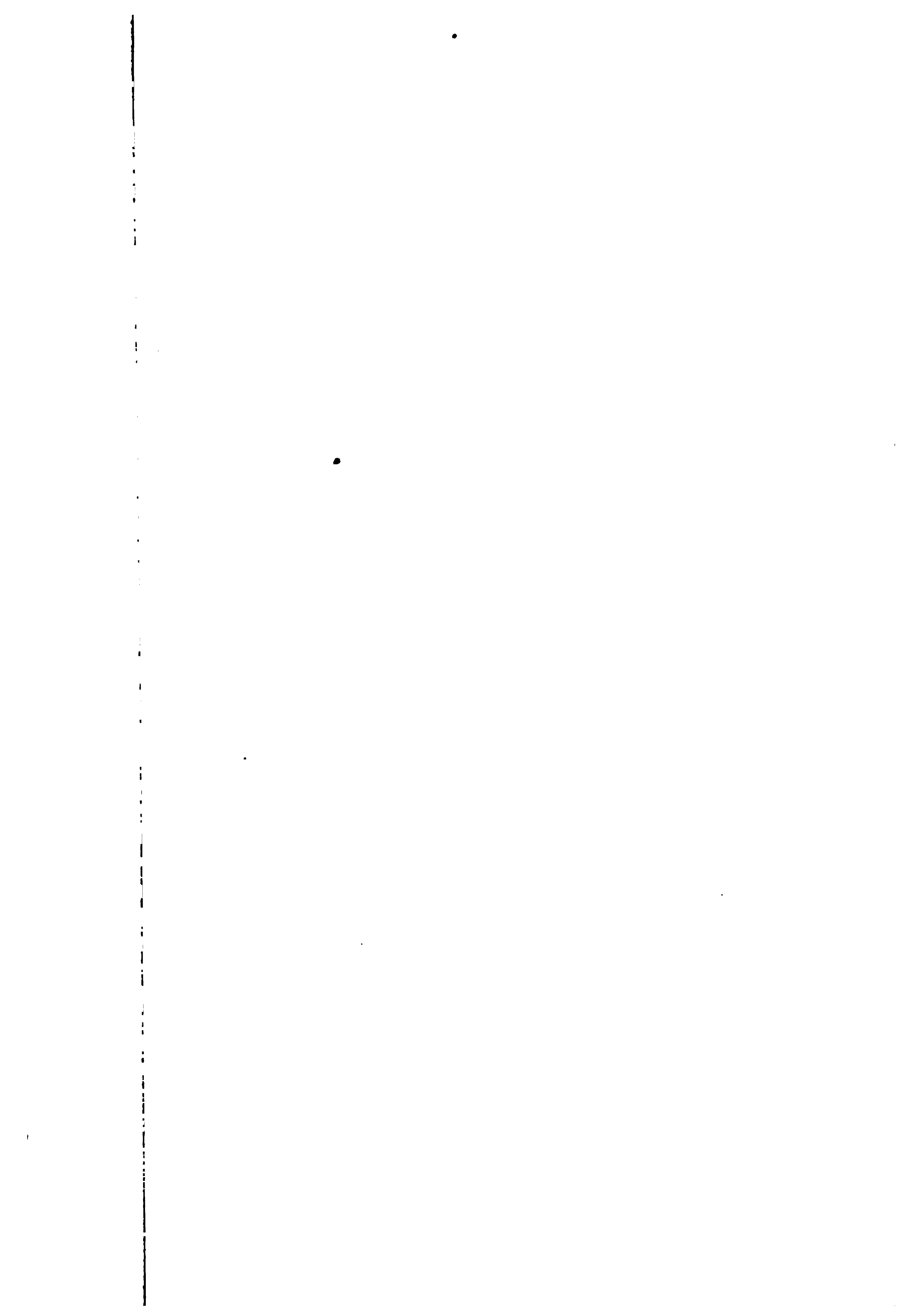
Sein Gesicht drückte grosse Schmerzen aus, doch kam kein Laut der Klage über seine Lippen. Mit trübem, mattem Blicke und einem warmen Händedrucke verabschiedete er sich von mir, ohne ein Wort zu sprechen.[1])

Die ganze Szene wirkte tief auf mich, und ich trat die wichtige, mir nunmehr zufallende Rolle ohne jene freudige Aufregung an, in die das plötzliche Erlangen der ersehnten Macht, noch dazu in einem so wichtigen Momente, mich sonst gewiss versetzt haben würde.

Augenblicklich war übrigens kein Anlass zu besonderen Anordnungen. Die Truppenverteilung schien sowohl im Sinne der vom Armeekommando erlassenen Disposition, als mit Bezug auf die Terrain-

---

[1]) Die Heilung des Schwerverwundeten ging über Erwartung gut vor sich. Er lebte noch 17 Jahre lang als beurlaubter General der Kavallerie in verhältnismässig guter Gesundheit, meist in Wien.





verhältnisse und das Vorgehen des Gegners entsprechend. Die Vorpostenbrigade war in der Tiefe rechts belassen, und links eine zweite Brigade nach Čistowes vorgeschoben worden. Dadurch waren die Zugänge zu der Höhe geschützt, auf welcher, in der Linie von Maslowěd gegen Chlum, die zwei anderen Brigaden des Corps als zweites Treffen standen. Die Verbindung nach links und rechts war hergestellt. Neues brauchte demnach erst verfügt zu werden, wenn der Gefechtsgang es erfordern sollte.

Nur beim Stabe gab es einige neue Anordnungen zu treffen. Die Ordonnanzoffiziere erhielten Auftrag, jeden zur Überbringung an Truppen oder Personen erhaltenen mündlichen Befehl unter Ersichtlichmachung des Zeitpunktes der Übernahme und Abgabe im Notizbuche einzutragen, und die einlaufenden mündlichen Meldungen ebenso zu fixieren. Der Generalstabschef wurde erinnert, alle Meldungen vom Kampfplatze sogleich zu meiner Kenntnis zu bringen, und für alle ihm nötig scheinenden Verfügungen erst meine Zustimmung einzuholen.

Leider dauerte die Tätigkeit des letzteren nur noch kurze Zeit, denn sein Geschick ereilte ihn bald darauf. Es war auf einem Ritte in der Richtung auf Čistowes, südlich vom Swiepwalde, den ich unternahm, um den dortigen Gang des Gefechtes zu beobachten. In dem nur geringe Übersicht gestattenden Walde standen Freund und Feind durcheinander. Um der Aufmerksamkeit des Gegners tunlichst zu entgehen, hatte ich die Herren des Stabes zurückgelassen, und nur Oberst Görz mitgenommen. Wir befanden uns bereits auf dem Rückwege, als wir angeschossen wurden, wahrscheinlich von einzelnen, an die Waldlisiere gelangten feindlichen Schützen. Mein Pferd, ein junger Braun aus dem Gestüte Piber, blieb plötzlich stehen, schüttelte den Kopf, sank in die Knie, legte sich auf eine Seite und rührte sich nicht mehr. Es gelang mir, mich rechtzeitig über den Sattel herumzudrehen, so dass ich aufrecht auf den Boden zu stehen kam. Eine Gewehrkugel war dem Pferde gerade zwischen den Ohren in den Kopf gedrungen und hatte dessen augenblicklichen Tod veranlasst. Ich hatte den jungen Piber lieb und streichelte ihn zum Abschied noch ein letztes Mal; als ich mich dann aufraffte, um nach meinem Generalstabschef zu sehen, erblickte ich anfangs nur sein Pferd, mit leerem Sattel, ruhig neben mir stehen, gleich darauf aber ihn, etwas vor- und seitwärts davon, ausgestreckt auf dem Boden.

Eine durch die Brust gedrungene Kugel hatte seinem Leben plötzlich ein Ende gemacht.

Während ich mich über ihn beugte, um seinen Zustand zu erkennen, waren die Offiziere des Stabes, die uns im hohen Getreide plötzlich versinken gesehen, herbeigeeilt und von den Pferden gesprungen, um Hülfe zu leisten. Leider bot sich zu einer solchen keine Gelegenheit. Ich veranlasste nur schnell das Zurückschaffen der Leiche des geschätzten Stabsoffiziers, bestieg sein Pferd und eilte, mit meiner Suite den allzu exponierten Platz zu verlassen. Indessen fielen auf uns keine weiteren Schüsse mehr, obwohl im nahen Walde noch lebhaftes Gewehrfeuer knatterte.

Auch im Zentrum und am linken Flügel unserer Armee hatte gegen acht Uhr morgens, infolge des Vorrückens der preussischen I. und Elbe-Armee, der Kampf begonnen. Bis gegen zehn Uhr war es vorherrschend ein Geschützkampf, in welchem die österreichischen, gezogenen und auf dominierenden Höhen placierten Geschütze gegen die preussischen, allerdings etwas zahlreicheren, aber nur zum Teile gezogenen, in der Tiefe aufgestellten Batterien nicht bloss standhielten, sondern Erfolge errangen, welche das Vordringen der preussischen Infanterie verzögerten und verhinderten.

Nach zehn Uhr war der linke Flügel der preussischen I. Armee, die Division Fransecky, von Benatek aus fast ganz in den westlichen Teil des Swiepwaldes gedrungen und vor das vierte Corps gelangt, während dem mit dem grössten Teile seiner Truppen rechts, auf der Höhe von Hořenowes aufmarschierten 2. Corps, dem äussersten rechten Flügel unserer Armee, nur kleine Abteilungen des Gegners entgegenstanden. Links befand sich das vierte Corps durch die Brigade Fleischhacker beim Orte Čistowes mit dem ersten Jägerbataillon des dritten Corps in Verbindung; beide genannten Truppenkörper standen im Kampfe mit der preussischen Division Horn.

Die Disposition für den Aufmarsch zur Schlacht war durch die Mitteilung eingeleitet gewesen, dass «stärkere feindliche Truppenmassen in der Gegend von Neu-Bydžow, Smidar gegen Hořic stünden und zwischen unseren und den feindlichen Vortruppen, bei Kobylic und Sucha, bereits Scharmützel stattgehabt hätten», woraus die Disposition folgerte, es dürfte «morgen (den 3.) möglicherweise ein Angriff erfolgen, der zunächst gegen das sächsische Corps (unseren

äussersten linken Flügel) gerichtet sein würde.» Dementsprechend war der Aufmarsch von drei Corps als linker Flügel angeordnet. Weiterhin wurde für den Fall, als «der feindliche Angriff grössere Dimensionen annehmen und auch gegen unsere Mitte oder den rechten Flügel gerichtet werden sollte» der Aufmarsch der ganzen Armee in der bereits angeführten Weise anbefohlen.

Um 10 Uhr, nach mehr als zweistündigen Kämpfen, schienen alle diese in der Disposition enthaltenen Voraussetzungen eingetroffen zu sein. Es war nicht bloss der linke Flügel, sondern auch die Mitte und der rechte Flügel unserer Armee angegriffen worden. Musste da nicht in mir, als dem Führer eines der am rechten Flügel stehenden Corps, der Gedanke entstehen: dass eine Umfassung des gegenüberstehenden, wie es schien, äussersten linken Flügels des Gegners durch eine Vorrückung des, unseren rechten Flügel bildenden, weder angegriffenen noch bedrohten 2. Corps und der hinter demselben aufgestellten 2. leichten Kavallerie-Division am Platze wäre, und leicht den günstigsten Erfolg haben könnte?

Wäre es mir bekannt gewesen, dass die preussische II. Armee die letzte Nacht in der Gegend von Königinhof-Kukus an der Elbe gestanden, so hätte es meinerseits keiner grossen Voraussicht zu der Annahme bedurft, dass diese Armee heute, den 3., morgens zum Anschlusse an die eigene I. Armee vorrücken und auf unseren rechten Flügel stossen würde. Es würden mir nicht nur in betreff der Ausführbarkeit der von mir geplanten Offensive Bedenken gekommen sein, sondern ich hätte, angesichts der grossen Überlegenheit genannten Gegners über die auf unserem rechten Flügel verfügbaren Kräfte, gewiss auf die ganze Idee verzichtet.

So aber, über die Situation vor- und seitwärts unseres rechten Flügels nur so weit informiert, als ich es durch persönliche Wahrnehmungen unmittelbar in meiner Front sein konnte, zauderte ich nicht mit der Ausführung, sondern richtete an das 2. Corps das Ersuchen: es möge den Kampf meines Corps im Swiepwalde unterstützen und gegen die linke Flanke der vor Maslowěd fechtenden Preussen vorgehen.

Gleichzeitig liess ich vom 4. Corps eine dritte Brigade, Pöckh, in die Gefechtslinie vorrücken, um im Swiepwalde, zwischen der rechts befindlichen Brigade Brandenstein und der links, beim Orte Čistowes, engagierten Brigade Fleischhacker in den lebhaft entbrannten Kampf einzutreten.

Eben während dieser Befehl ausgeführt wurde — es war nach 11 Uhr — überbrachte mir ein Major des Hauptquartiers, Graf Falkenhayn (?), im Auftrage des Armeekommandanten den mündlichen Befehl: das 4. Corps habe in die Stellung Chlum-Nedělischt zurückzugehen und mit dem 3. und 2. Corps Verbindung zu halten.

So wie er war, ohne jede beigefügte Begründung, erschien mir dieser Rückzugsbefehl unverständlich. Er forderte das Verlassen einer guten, auf der Höhe befindlichen, leicht haltbaren, überdies, wie ich meinte, im Sinne der Disposition bezogenen Stellung, um sie mit einer, wenn auch durch flüchtige Befestigungen verstärkten, doch schwächeren, schwer haltbareren zu vertauschen; er forderte das Aufgeben des, in heftigem Kampfe bisher gut behaupteten Vorterrains; also die Verzichtleistung auf zwei Faktoren, die beim Ergreifen einer Offensive, auch wenn sie nicht vom rechten Flügel, sondern vom linken oder von der Mitte ausgehen sollte, von grossem Nutzen sein mussten; während durch das Zurückziehen des rechten Flügels dem daselbst vordringenden Gegner Tür und Tor geöffnet war, und eine Offensive aus der Mitte oder vom linken Flügel aussichtslos wurde. Dass aber die Armeeleitung nach anfänglicher Defensive eine Offensive anstrebte, war doch anzunehmen, denn eine solche war zum Siege notwendig; und dass man zu siegen hoffte, dafür sprach der Entschluss, den Kampf vor Königgrätz überhaupt anzunehmen.

Ich hielt es daher für meine Pflicht, den Armeekommandanten auf alle diese Umstände aufmerksam zu machen, und tat es durch jenen Major, der mir den betreffenden Befehl überbracht hatte. Derselbe sollte auch berichten, dass jene Verbindung mit den Nachbarcorps, auf die Benedeks Botschaft solch eine Betonung legte, aufrecht bestehe.

Der Major ritt ab. Als nach längerer Zeit von seiten des Armeekommandos keine Erwiderung gekommen war, durfte ich annehmen, dass meine Vorstellungen für stichhaltig befunden worden.

Erst als im Hauptquartier ein Telegramm aus Josefstadt eintraf, des Inhalts, das preussische 5. Armeecorps rücke von Gradlitz her über Salnai, mit einem Teile seiner Truppen nahe bei Josefstadt, vor, um, wie es scheine, gegen die rechte Flanke unserer Armee zu wirken, wurde abermals ein Stabsoffizier, Major Baron Sacken des Generalstabes, entsendet, der dies dem 4. und 2. Corps mitzuteilen und den Befehl zu wiederholen hatte, in die Stellung Chlum-Nedělischt-Trotina zurückzugehen.

Diesmal war dem Befehl wohl eine Begründung beigefügt. Aber wenn nur ein Armeecorps aus Norden gegen unseren äussersten rechten Flügel anrückte, so konnte dasselbe an der Trotina wohl auch durch ein einziges der unseren in dieser, das Vorterrain dominierenden und wegen des unmittelbar vorliegenden, überfluteten Tales schwer zugänglichen Stellung aufgehalten werden. Da überdies laut der betreffenden Drahtnachricht das feindliche Corps erst bei Josefstadt eingetroffen, also noch bei sieben Kilometer von der Trotina entfernt war, so schien auch hinreichende Zeit vorhanden, um ein Corps aus der Reserve an die Trotina vorzudisponieren.

Der Kampf im Swiepwalde hatte stark nachgelassen; der Gegner war aus dem Walde fast ganz verdrängt worden. Der Feldzeugmeister befand sich auf der Höhe vor Chlum, also in unmittelbarer Nähe des linken Flügels meines Corps. So erachtete ich es denn für geboten, zu ihm zu eilen, um ihm persönlich meine Bedenken vorzutragen und endlich von seinen eigentlichen Absichten dasjenige zu erfahren, was mir als Kommandanten des vierten Corps zu wissen unbedingt notwendig war.

Ich fand den Feldherrn, umgeben von seinem Stabe, vor dem Nordende von Chlum. Alle waren von den Pferden gestiegen. Bei meinem Anlangen öffnete sich die Gruppe, und Benedek kam mir entgegen.

Nach kurzem Berichte über die Gefechtslage am rechten Flügel und einem Hinweise auf die Nachteile der Stellung Chlum-Nedělischt begann ich von der vorausgesetzten Offensive zu sprechen, wurde aber im Reden durch eine Hand unterbrochen, die sich auf meinen, dem Feldzeugmeister abgewandten Arm legte. Überrascht mich umwendend, erblicke ich den GM. Baumgarten, der mir den Inhalt des eben erwähnten Telegramms aus Josefstadt mitzuteilen beginnt.

Ich wusste nicht, dass Baumgarten seit ein paar Stunden als Chef des Generalstabs der Armee fungierte, und glaubte ihn noch in seiner bisherigen Stellung als zugeteilt dem 3. Corps, bei welchem der Armeekommandant seinen Standpunkt genommen hatte.

Ihn hier zu sehen, konnte mich daher nicht überraschen; aber dass er sich herausnahm, mich mitten in meiner Berichterstattung an den Armeekommandanten zu unterbrechen, musste mich mehr als befremden. Unwillig wandte ich mich von ihm ab und wieder Benedek zu.

Ohne mich über Baumgartens neue Stellung und damit über die Berechtigung seiner Einmischung aufzuklären, begnügte sich letzterer damit, mich durch ein «Seien Sie nur nicht nervös!» zum ruhigen Zuhören aufzufordern.

Er tat mir mit dieser Mahnung unrecht. Ich erfreute mich an jenem Unglückstage eines geistigen und physischen Wohlbefindens, einer ruhigen, normalen Stimmung, wie ich sie mir besser nicht hätte wünschen können. Ich durfte daher erwidern: «Ich bin nicht nervös, aber» ..... Das, was ich hinzufügen wollte, schnitt Baumgarten durch Wiederaufnahme seiner früher begonnenen Rede ab, die ich jetzt anhören musste. Er erklärte eine Offensive gegen die linke Flanke des uns im Nordwesten gegenüberstehenden Gegners für nicht mehr zulässig, seit man durch jene Depesche wisse, dass ein feindliches Corps von Nordosten her längs der Elbe gegen unsere rechte Flanke anrücke.

Hierauf stellte ich an Baumgarten die Frage: «Ob denn nicht der Feldzeugmeister noch zwei Corps und drei Kavallerie-Divisionen in Reserve stehen habe, von denen ein Teil diesem preussischen Corps entgegengestellt werden könnte?»

«Das habe ich immer gesagt!» rief hier eine Stimme aus einer etwas entfernten Gruppe herüber. Es war GM. Krismanič, der bisherige Chef des Generalstabs, der dort zwischen anderen Herren des Stabes stand, und den ich noch immer für den eigentlichen Leiter der Operationen halten musste.

Benedek, der bisher zur Sache nicht gesprochen hatte, wandte sich jetzt an seinen Artilleriechef, FZM. Erzherzog Wilhelm, mit der Frage: «Kaiserliche Hoheit, ist der Moment zum Offensivstoss schon gekommen?»

Mir war es wie ein böser Traum, was ich da hörte und sah! Erst meinte ich, meinen Sinnen nicht trauen zu sollen; dann aber überkam mich tiefste Niedergeschlagenheit über die Rat- und Hülflosigkeit, in welcher ich in einem so ernsten, folgenschweren Momente den Mann sehen musste, der die Geschicke Österreichs in seiner Hand hielt.

Was der Erzherzog antwortete, konnte ich nicht verstehen, denn er stand etwas entfernt und sprach leise. Benedeks Unentschlossenheit schien jedoch durch die erhaltene Antwort nicht beseitigt, denn er kehrte in Gedanken versunken zu mir zurück.

Bei solch einer Geistesverfassung seinerseits musste ich jede Hoffnung aufgeben, dass für die Fortsetzung des bereits über vier Stunden dauernden, heissen, verlustreichen Kampfes noch irgendwelche zweckmässige Dispositionen ergehen könnten; und es wurde mir klar, dass nur mehr ein Manöver zulässig, ja absolut geboten war: der unverweilte Rückzug.

Da Benedek, wieder zu mir zurückgekehrt, immer noch keine Weisung erteilte, drängte ich zu einer Entscheidung mit der Frage: «Bitte, Excellenz: was hat das 4. Corps zu tun? In die Stellung Chlum-Nedělischt zurückzugehen?»

«Ich kann nicht helfen; Sie müssen dahin zurückgehen», lautete die Antwort, die ihm offenbar überaus schwer fiel.

Als ich hierauf zum Abgehen salutierte, grüsste er mich, gütig mit der Hand winkend und die meine berührend. Ich wurde nicht «mit scharfer Abweisung» fortgeschickt, wie Heinrich von Sybel in seiner «Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.» (Ausgabe von 1889, 5. Band, S. 190) zu behaupten beliebte, sondern freundlichst verabschiedet, genau so, wie ich es hier geschildert habe.

Zur Zeit, als ich mich im Hauptquartier befand, wusste man dort noch nicht, dass nicht bloss ein Corps, sondern deren drei, die ganze II. Armee, gegen unseren rechten Flügel vorrückte. Tatsächlich waren zu jenem Zeitpunkte schon drei Divisionen in Žiželowes, Račic und östlich davon eingetroffen, und Batterien der beiden ersteren hatten das Feuer gegen die auf der Höhe von Hořenowes stehenden Truppen unseres 2. Corps begonnen.

Im Zentrum der Armee beschränkte sich der Kampf bisher hauptsächlich auf die beiderseitigen Artillerien. Der gegenüberstehenden preussischen I. Armee gelang es zwar, über die Bistritz zu dringen, weitere Bestrebungen scheiterten jedoch zunächst an unserem Geschützfeuer, während einzelne, von unserer Seite versuchte Offensivstösse durch das Schnellfeuer des Gegners vereitelt wurden.

Auf unserem linken Flügel trug der Kampf mit der Elbe-Armee bis gegen Mittag bloss den Charakter von Vortruppengefechten, weil die Preussen den Bistritzbach auf einer einzigen Brücke übersetzen konnten.

Indessen genügte diesen beiden Armeen die Behauptung des Abschnittes an der Bistritz, bis zum Eintreffen der II. Armee.

Das Manöver, welches das 4. Corps nach meiner Rückkehr vom Armeekommandanten ausführen musste, um in die Linie Chlum-

Nedělischt zu gelangen, war eine Frontveränderung vom rechten Flügel rückwärts, mit gleichzeitigem Wechsel der Treffen.

Die Brigade Erzherzog Joseph, bisher im zweiten Treffen auf dem Wege Maslowěd-Chlum befindlich, kam ins erste Treffen und hatte bis in ihre neue Aufstellung eine Strecke, der linke Flügel von ungefähr 300, der rechte von 2000 Schritten zurückzulegen. Vier Bataillone der Brigade waren an diesem Tage noch intakt, drei Bataillone hatten sich, aber nur vorübergehend und kurze Zeit hindurch, am Gefechte im Swiepwalde beteiligt.

Zwischen der Infanterie wurden im ersten Treffen fünf Batterien aufgestellt: drei in und neben dem aufgeworfenen Geschützstande Nr. 4, unmittelbar beim Nordausgange von Chlum, welcher Ort in den Bereich des 3. Corps gehörte, und zwei Batterien weiter rechts, in und neben dem Stande Nr. 3.

Ein Bataillon der Brigade und eine Batterie waren als Nachhut bei Maslowěd zurückgelassen worden und rückten später, mit dem vorstürmenden Gegner kämpfend, in die neue Frontlinie ein.

Die drei andern Brigaden und das Kavallerieregiment wurden in das zweite Treffen beordert. Die Brigade Brandenstein, die schon seit einiger Zeit aus dem Gefechte zurückgezogen war, kam südöstlich von Chlum zu stehen, und rechts von dieser die Brigade Poeckh.

Als diese Rückzugsbewegung begann, sah ich nach der Uhr; sie zeigte genau 1¼ Mittag.

Der Gegner vom Swiepwalde war uns nicht gefolgt, der aus nördlicher Richtung angesagte aber von Maslowěd aus nicht zu sehen. Die Höhe von Hořenowes war zwar von den Truppen unseres 2. Corps infolge des erhaltenen Rückzugsbefehles bereits geräumt, die preussischen Garden aber waren von Žiželowes und Račic noch nicht auf diese Höhe gelangt. So konnte der grösste Teil des 4. Corps, vom Gegner ungestört, die neue Aufstellung beziehen. Nur die vierte Brigade des 4. Corps, Fleischhacker, die vorne in Čistowes stand, trat nicht gleich den Rückzug an, sondern erst als sie sich durch das Vordringen der Garden bedroht sah, und musste dann den Weg südlich von Chlum einschlagen. Auch das hinter der Brigade Fleischhacker aufgestellte 7. Husaren-Regiment trat den Rückzug verspätet an und war gezwungen, sich durch die mittlerweile über Maslowěd vorgedrungene Garde-Division durchzuschlagen, wobei es bedeutende Verluste erlitt.

Nach dem Einrücken in die neue Stellung begab ich mich auf den rechten Flügel neben Schanze Nr. 2, weil ich ihn für den gefährdeteren hielt, und sorgte für die Verbindung mit dem 2. Corps. Den Generalstabschef Oberstlieutenant Gareis beorderte ich auf den linken Flügel, mit dem Auftrage, die Verbindung mit dem in und bei Chlum stehenden 3. Corps herzustellen und zu erhalten.

Dass die Nachteile und Gefahren der Stellung Chlum-Nedělischt richtig beurteilt worden, beweist klar und unwiderleglich der Ausgang des Kampfes daselbst.

Nachdem das als Nachhut bei Maslowěd gelassene Bataillon nebst der Batterie durch die Spitze der preussischen I. Garde-Division zum Rückzuge gezwungen worden, und die preussische Artillerie, die bald die Zahl von 48 Geschützen erreichte, sich bei genanntem Orte um $2^1/_2$ Uhr ins Feuer gesetzt hatte, gingen von dort dreizehn Garde-Bataillone in der «Direktion Kirchturm Chlum», also einer Richtung zum Angriffe vor, die senkrecht auf den linken Flügel der nunmehrigen Aufstellung des 4. Corps führte. Gedeckt durch Terrainwellen, Hohlwege und hohes Getreide, gelangten die preussischen Garden fast unbemerkt und ohne grössere Verluste in unsere Nähe, eröffneten auf unsere Batterien und unsere Infanterie ein verheerendes Schnellfeuer, das jeden längeren Widerstand unmöglich machte und gelangten, nachdem sie unsere weichenden Truppen eine kurze Strecke weit verfolgt, an den südlichen Teil der Ostseite von Chlum. In den Ort eingedrungen, befanden sie sich im Rücken des rechten Flügels des österreichischen Zentrums, wodurch die Katastrophe eingeleitet war.

Beim 4. Corps gingen von den 32 am linken Flügel und im Zentrum placierten Geschützen 22 verloren, nachdem der grösste Teil der pflichttreuen heldenmütigen Artilleristen und fast alle Pferde gefallen waren. Von fünf Bataillonen des 67. und 68. Infanterie-Regimentes, die den Batterien zunächst standen, fielen 20 Offiziere, darunter die beiden Oberste und Regiments-Kommandanten (Müller und Graf Bissingen), dann 878 Mann. Ihr Brigadier, Erzherzog Joseph, wurde leicht verwundet; zwei Pferde wurden ihm unterm Leibe erschossen und zwei blessiert. Der Generalstabschef Oberlieutenant Gareis fiel schwer verwundet am Südostende von Chlum bei Gelegenheit eines Offensivstosses, den die Brigade Brandenstein gegen die in den Ort eingedrungenen Preussen ausführte.

Gegen diese letztern, als sie von Chlum bis Rosběritz vor-

drangen, wurden unsere beiden Reservecorps (Nr. 1 und 6) vorgesendet. Es gelang ihnen zwar unter enormen Verlusten, den Gegner aus Rosběritz zu verdrängen, aber das Eingreifen eines Teils der preussischen II. Armee nötigte sie zum Rückzuge.

Diesen musste gegen 4 Uhr auch der linke Flügel unserer Armee unter dem Ansturm feindlicher Kavalleriemassen antreten. Unsere Reservekavallerie-Divisionen warfen sich zwar mit Erfolg der feindlichen Reiterei entgegen; aber in die Nähe der feindlichen Infanterie gekommen, erlitten sie durch Schnellfeuer so ausserordentliche Verluste, dass sie sich zum Umkehren gezwungen sahen.

Der rechte Flügel des 4. Corps hatte in der Stellung Chlum-Nedělischt bloss eine wenig kräftige Kavallerie-Attake auszuhalten. Da aber das rechts stehende 2. Corps, sich in Gefahr sehend, durch den über den Ort Trotina vorgedrungenen Gegner von der Rückzugslinie über die Elbe abgedrängt zu werden, die Stellung Nedělischt-Sendrašic verlassen hatte, musste auch ich den noch vorne stehenden rechten Flügel des 4. Corps in eine Zwischenstellung bei Swěty, auf der Linie zu den Elbebrücken, zurücknehmen, in welche Stellung die andern Truppen des Corps bereits disponiert waren.[1]

Die Aufstellung des vierten Corps bei Swěty war dadurch bedingt, dass westlich dieses Dorfes die Armee-Geschützreserve sich aufgestellt, die nur Kavallerie als Bedeckung hatte. Indessen erfolgte hier auf uns kein Angriff, und als unsere Artillerie den Platz verliess, wurde der weitere Rückzug gegen fünf Uhr angetreten. Zur Deckung desselben ordnete ich die Besetzung des Ortes Swěty an; nachdem ein übermächtiger preussischer Angriff unsere Truppen zum Verlassen des Ortes gezwungen, wurde noch der Ort Plotischt besetzt.

Nach sieben Uhr passierten die letzten hieher gelangten Abteilungen die Elbebrücken bei Placka; um acht und neun Uhr waren die beiden Brücken des vierten Corps abgebrochen, und der grösste Teil dieses letzteren bei Pouchow, fünfzehnhundert Schritte von der Elbe und zweitausend nördlich von Königgrätz, versammelt.

Die preussische Armee rückte in der Verfolgung nicht über die Linie Placka-Charbusic vor. Das kaiserliche Heer hatte sonach auf dem Raume von dieser Linie bis zur Elbe vom Gegner nicht zu

---

[1]) Das hier über das 4. Corps in Kürze Gesagte findet sich ausführlicher im «Kamerad», Jahrgang 1868, Nr. 16, als Erwiderung auf damals erhobene, unbegründete Angriffe über das Verhalten des 4. Corps in dieser Gefechtsperiode.

leiden. Aber im Gedränge, welches unterhalb der Festung auf den, durch die inundierte sumpfige Niederung zu den Elbebrücken führenden, teils dammartigen, teils von Wassergräben begrenzten Wegen entstand, lösten sich teilweise die Bande taktischer Ordnung. «Bedeutende Teile der Armee,» sagt das Generalstabswerk, «wandten sich, die Verwirrung vor sich erblickend, südwärts gegen Opatowitz und Pardubitz». Vom vierten Corps gerieten in diesen Strom der Zurückdrängenden das im Swieperwalde dezimierte Regiment Nr. 51, dann ein Teil der Brigade Fleischhacker und das Kavallerieregiment, die erst unterhalb Königgrätz über die Elbe gehen konnten.

Die Verluste unserer Armee am 3. Juli betrugen wieder, wie in den früheren Gefechten, ein Vielfaches von jenen der Preussen.

Es hatten: 215,000 Österreicher und Sachsen 31,434 Mann
dagegen 221,000 Preussen... ... ... 9,172 »
an Toten, Vermissten und Verwundeten verloren, zu welchen bei den Österreichern noch 12,879 unverwundet in Gefangenschaft Geratene zu zählen sind.

Sehr gross war auch der Unterschied des Verlustes an Pferden. Bei den Österreichern betrug der letztere 5905, bei den Preussen nur 939!

Die grössten Einbussen, und zwar innerhalb des kürzesten Zeitraumes, erlitt unser erstes Corps, als es aus der Reserve gegen die in Chlum und Rosběritz eingedrungene Garde vorging. In diesem, etwa zwanzig Minuten dauernden Kampfe, sowie während des darauffolgenden Rückzuges fielen von 20,000 Mann 6370; 3500 wurden unverwundet gefangen.

Die nächstgrössten Verluste trafen das vierte Corps, das von einem streitbaren Stande von 26,500 Mann, allerdings in mehr als sechsstündigem Kampfe, 6446 an Toten, Vermissten und Blessierten, dann 2270 an unverwundet Gefangenen einbüsste.

C. Nach der Schlacht bei Königgrätz.

Ursachen der Niederlage. — Aus Sybels „Begründung des Deutschen Reiches“. — Verwundet. — Nach Wien. — Besuch des Kaisers. — Urlaub. — Familie.

Über die Ursachen unserer grossen Niederlage bei Königgrätz war man in der Öffentlichkeit längere Zeit nicht im klaren. Viele sahen sie hauptsächlich im offensiven Vorgehen des vierten Corps;

viele wieder fanden den dieser Offensive zugrunde liegenden Gedanken richtig.

Mein alter Gönner, FM. Hess, stellte, als ich ein paar Tage nach der Schlacht verwundet nach Wien kam, die Frage an mich: «Können Sie mir sagen, warum Benedek am Vormittag, bevor der Kronprinz von Preussen in die Nähe gekommen war, seinen rechten Flügel nicht vorgenommen hat?»

FZM. Kuhn, der Kriegsminister der Jahre 1868 bis 1874, damals nach Hess wohl unser bester Stratege, sprach sich wiederholt dahin aus, dass wir bei Königgrätz hätten siegen können, wenn wir rechtzeitig offensiv vorgegangen wären, und billigte auch die Art, wie ich dies letztere angestrebt hatte.

Solche Zustimmung von seiten unserer massgebendsten Fachmänner war mir überaus wertvoll, gegenüber den vielen ungerechtfertigten Beschuldigungen, die in Zeitungen und Broschüren gegen mein Vorgehen vorgebracht wurden.

Nach erlangter genauer Kenntnis der Situation, in der wir uns am 3. Juli den Preussen gegenüber befanden, und eingehenderer Berücksichtigung der unverhältnismässigen Überlegenheit ihrer Infanterie bin jedoch auch ich zur Ansicht gelangt, dass selbst eine, bald nach Beginn der Schlacht, mit einem Teile der Reserve ausgeführte Offensive von unserem rechten Flügel aus schwerlich gelungen wäre; wenn dies aber doch der Fall gewesen, das Eintreffen der preussischen II. Armee um Mittag unsere vorgedrungenen Abteilungen in die grösste Gefahr gebracht hätte.

Eine Rechtfertigung meines offensiven Strebens liegt jedoch in dem Umstande, dass ich, wie schon oben erwähnt, bei Beginn der Schlacht von der Anwesenheit der preussischen II. Armee an der Elbe oberhalb Josefstadt und dem Anrücken derselben gegen unseren rechten Flügel keine Kenntnis hatte, und auch zur Zeit, als diese Armee schon in die Nähe unseres äussersten rechten Flügels gelangt war, nur dahin informiert wurde, dass *ein* Corps bei Josefstadt im Marsche gegen unsere rechte Flanke gesehen worden.

Sieht man von früheren Unterlassungen und Missgriffen bei der Organisierung und Ausbildung des Heeres, dann von der Inferiorität unseres Kleingewehres, sowie von der minderen taktischen Ausbildung unserer Infanterie ab, so ergeben sich als unmittelbare Ursachen unserer blutigen Niederlagen bei Königgrätz: die Wahl des

Schlachtfeldes vor der Elbe, die zum Teil unzweckmässige, nebstdem in ihrem Wortlaute nicht ganz klare Disposition für den Aufmarsch, endlich der Umstand, dass man sich über die Aufstellung und die Bewegungen der II. preussischen Armee keine rechtzeitige Kenntnis zu verschaffen gewusst.

In seinem bereits zitierten Werke «Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I.» hat Sybel, unter Bismarcks Einfluss, von Österreich nicht mehr mit so feindlicher Tendenz und in so gehässiger Weise gesprochen, wie in früheren Werken, ja hie und da sogar so etwas wie Wohlwollen gezeigt; aber im fünften Bande, der vom Kriege in Böhmen handelt, hat er es doch nicht unterlassen können, einzelne Ereignisse und Zustände zu entstellen, und insbesondere gegen gewisse Personen ungerechtfertigte Beschuldigungen vorzubringen.

Es scheint, als hätte sich Sybel in seinem Sensationsbedürfnis absichtlich an Publikationen und Mitteilungen gehalten, welche die Vorgänge aus Parteileidenschaft entstellt wiedergaben, um mehrere unserer Generale nicht bloss feindlicher Gesinnungen gegen ihren Oberkommandanten Benedek, sondern geradezu vorbedachten Ungehorsams gegen ihn anzuklagen. Einige dieser Angriffe lassen sogar vermuten, dass Sybel sie eigens konstruiert habe, um Benedek zu entlasten, den er im allgemeinen unbefangen und nicht ungünstig beurteilt.

Wie er ihn, Seite 4 und 5, zeichnet: «soldatisch tüchtig, glänzend in untergeordneten Stellungen, gewissenhaft, verständig und gebildet, von unbedingter Kühnheit und zu jedem Wagnisse bereit, mit eisernem Willen jeder Gefahr trotzend, im Erfolge bescheiden, nur sein Soldatenglück preisend, zum leitenden Feldherrn aber der Schnelligkeit des Entschlusses entbehrend, ein fester, aber langsamer Geist, zu Zweifeln geneigt und erlassene Befehle gerne verbessernd oder widerrufend», so war Benedek wirklich, und jeder, der ihn kannte, wird diese Charakteristik als vollkommen zutreffend erklären. Er wird auch beim Lesen des Sybelschen Werkes wohltuend empfinden, dass es jede Verhöhnung des unglücklichen Feldherrn vermeidet, auch sich in bezug auf ihn jener ungerechtfertigten Beschuldigungen enthält, mit denen es andern Generalen gegenüber nicht kargt.

Nur ist diese Schilderung Benedeks nicht vollständig; denn sie übergeht einen seiner grössten Fehler: den, Mannschaft und Offiziere in anderer Weise zu behandeln, als Generale. Der ersteren wandte er das grösste Wohlwollen zu, sorgte unablässig für sie, wusste

sie zu enthusiasmieren, und erlangte auch wirklich bei ihr eine Popularität, die jener Radetzkys nahe kam. Die untergeordneten Offiziersgrade behandelte er ebenfalls mit Güte, wenn auch nicht in dem Grade, wie die gemeinen Soldaten. Doch sein Wohlwollen schien in dem Masse abzunehmen, als man im Range aufstieg, sich dem seinen näherte. Die Generale aber hielt er geradezu mit einer gewissen Kälte ferne, nicht aus Hochmut oder Missgunst, sondern, weil er sich in wichtigen Dingen nicht sicher, ihnen nicht überlegen fühlte. Vielleicht hatte er auch gegen mich keinen persönlichen Groll .... Wer kann es wissen?

Jedenfalls mass er in mancher Beziehung mit ungleichem Mass, was nicht verfehlen konnte, ihm Feinde zu machen und auch manchen seiner aufrichtigen Verehrer zu verstimmen.

Dennoch bedauerte man allgemein die Behandlung, die dem unglücklichen Feldherrn nach seiner Enthebung vom Kommando zuteil wurde. Was hatte er verbrochen, um vor eine regelrechte Untersuchungskommission gestellt zu werden?

Es war nur eingetreten, was er selbst besorgt und sogar vorhergesagt hatte, als man an seine Hingebung appellierte, damit er ein Kommando übernehme, gegen welches er sich, im klaren Gefühl seiner Unzulänglichkeit, aus allen Kräften sträubte.

Strafbar sind doch nur selbstverschuldete Unterlassungen oder bewussse Pflichtverletzungen. So soll denn auch die Motivierung des Freispruches gelautet haben: «Es gibt kein Gesetzbuch, das den Mangel an höchster geistiger Begabung für strafbar erklärt!»

Nach dem Erscheinen des Sybelschen Werkes war es meine Absicht, eine Widerlegung seiner Angriffe gegen die Führer des vierten Corps zu schreiben; ich hatte auch bereits eine solche zusammengestellt, unterliess aber ihre Veröffentlichung; einmal, weil die vorstehende Schilderung der Vorgänge beim vierten Corps eine genügende Rechtfertigung sein dürfte; und zweitens, weil, wer sich über einzelne Personen und Vorkommnisse im Kriege 1866 in Böhmen informieren will, auch wenn er mein Buch nicht in die Hand bekäme, durch die immer unbefangener und wahrheitsgemässer sich gestaltende einschlägige Literatur zur Einsicht gelangen muss, dass manche, in Sensation machende Stellen des Sybelschen Werkes nicht für bare Münze genommen werden können.

Die Ehre, zu den Verwundeten zu zählen, war gegen das Ende der Schlacht auch mir zuteil geworden.

Nach Antritt des Rückzuges von Swěty begab ich mich rechts in der Richtung zur Elbe, um bei einem Bataillon des 56. Regiments nachzusehen, welches als Nachhut unseren rechten Flügel gegen die aus Nedělischt nachrückenden feindlichen Kolonnen zu decken hatte. Ich fand alles in Ordnung und ritt im Schritte weiter, zu den für das vierte Corps bei Placka geschlagenen Kriegsbrücken. Der Feind drängte nicht, und nur zeitweise fielen noch einzelne Schüsse. Plötzlich, es war 5¹/₄ Uhr, verspürte ich einen Schlag, wie von flacher Hand, auf dem linken Schulterblatte. Weil damit kein Schmerz verbunden, meinte ich, nur oberflächlich gestreift worden und gar nicht verwundet zu sein. Als ich aber, da das Pfeifen der Kugeln immer zunahm, in Trab übergehen wollte, rief die Erschütterung des schnelleren Tempos gleich so starke Schmerzen im Oberarme und in der Schulter hervor, dass ich wieder in Schritt fallen musste. Ich bedauerte dies hauptsächlich meiner Begleitung wegen, die sich von mir nicht trennen wollte. Zum Glücke hörte das Gewehrfeuer bald wieder auf, und nur mein Personaladjutant [1]) wurde noch leicht an der Hand blessiert.

Beim Schrittreiten fühlte ich keine Beschwerden, nur musste ich die Zügel in die rechte Hand nehmen und den linken Arm dadurch unterstützen, dass ich die Hand in den Oberrock über der Brust einschob.

In dieser Weise war ich noch imstande, meine auf dem rechten Elbeufer befindlichen Truppen zu besichtigen und die nötigen Befehle zur Konzentrierung dieser, sowie der bereits auf das linke Ufer übergegangenen Teile des Armeecorps, dann zum Abbrechen der Brücken zu erteilen.

In Pouchow, wo der Corpsstab sich etablierte, liess mich der Arzt, welcher mich untersuchte und mir einen leichten Verband anlegte, im Glauben an die Unerheblichkeit meiner Verwundung. Wenn ich auch, meinte er, das Kommando augenblicklich nicht weiterführen könne, so werde ich doch bald wieder dienstfähig sein. Nachdem ich mich jedoch entfernt hatte, äusserte er sich dahin, ich gebe mich Illusionen hin. Die Wunde sei sehr bedenklich, die Heilung werde viel Zeit in Anspruch nehmen; ja wenn der Schusskanal, der durch Schulterblatt und Schlüsselbein gehe, mit dem Brustkorbe kommuniziere — was er nicht habe feststellen können — oder wenn Eiter in denselben dringen sollte, so sei an eine solche

[1]) Oberleutnant Baron Thienfeld des 19. Infanterieregiments, ein braver, mir sehr werter Offizier, der einige Jahre darnach als Hauptmann starb.

überhaupt nicht zu denken. (Das Desinfektionsverfahren war damals bekanntlich noch nicht erfunden.)

Von den vier Brigadieren des Corps war Erzherzog Josef der einzig Anwesende. Poeckh war im Swiepwalde gefallen, Brandenstein ebendort verwundet, Fleischhacker aber mit seiner Truppe, wie schon gesagt, von der Rückzugslinie des Corps abgedrängt worden. Das Kommando ging daher an den Erzherzog über. Nachdem ich ihm dasselbe übergeben und meinen Offizieren noch eine kurze Meldung über die Vorfälle des Tages diktiert — zu einem ausführlichen Berichte kam ich erst mehrere Wochen später, Ende Juli in Wien — stieg ich wieder zu Pferde und begab mich, der uns vorgeschriebenen Rückzugslinie folgend, auf die Suche nach meiner Feldkalesche, die mit der Bagage des Corps nach Holic geschickt worden war.

Der Abschied vom Corps fiel mir begreiflicherweise nicht leicht. So kurz unser gegenseitiger Kontakt gewesen, — der gemeinschaftlich mit aller Hingebung geführte, wenn auch erfolglose Kampf, die gemeinschaftlich erduldeten Leiden hatten uns nahe gebracht und knüpften Bande, welche heute noch zwischen Angehörigen des tapferen und unglücklichen 4. Corps und mir bestehen.

Im Begriffe abzureiten, wurde ich vom Erzherzog angehalten und in vertraulicher Weise gefragt, was ich meine, dass jetzt geschehen werde?

«Es wird Frieden geschlossen werden müssen», antwortete ich ohne Bedenken.

«Und dann?»

«Dann — dann —» . . . Ich dachte daran, dass das Schicksal der Monarchie von Bismarck abhänge, und an dessen ausgesprochenes Interesse an der Abtrennung Österreichs von Deutschland. «Dann», sagte ich, «geht eben der Schwerpunkt der Monarchie nach Ungarn über!»

Der Erzherzog, der sich bekanntlich immer als Ungar gefühlt, zuckte auf, von meiner Antwort sichtlich innerlichst berührt.

Als ich Pouchow verliess, war die Nacht hereingebrochen. Es ging über Swinarek an der Adler durch den Wald von Königgrätz bis Holic (20 Kilometer weit). Am hellen Morgen traf ich dort ein. Es war eine sehr beschwerliche Tour gewesen; die erste Strecke auf durchweichten Wald- und Feldwegen, durch Haufen zurückweichender Soldaten hindurch, die nur allmählig durch Offiziere zum

Stehen gebracht, gesammelt und nach Truppenkörpern geordnet werden konnten. Ausser zeitweisem Schreien und Singen aber, sowie, bei beginnender Tageshelle, einzelnen in die Luft abgegebenen Schüssen sind dabei keine gröberen Exzesse vorgekommen.

Bei den erwähnten Ralliierungsbemühungen zeigte sich wieder in erfreulicher Weise das leicht lenkbare Wesen unserer braven Soldaten. Auch die Wiederherstellung der grossen Truppenverbände gelang in den nächsten Tagen schneller und leichter als man hoffte. Die Armee erlangte auf dem Rückzuge, der mit dem grössten Teile der Truppen auf Olmütz, mit einem geringeren direkt auf Wien ging, einen Vorsprung, weil die Preussen den 4. Juli benützt hatten, um sich zu sammeln und zu erholen, und erst am 5. die ersten Abteilungen über die Elbe gehen liessen.

Auf dem Ritte nach Holič befand ich mich einige Zeit hindurch an der Seite des Erzherzogs Ernst, Kommandanten des 3. Corps Von ihm erst erfuhr ich die wichtigen Personalveränderungen im Stabe Benedeks, und dass sie unmittelbar vor dem Beginne der Schlacht stattgefunden. Nun erst wusste ich, dass GM. Baumgarten sein Recht als Chef des Generalstabs der Armee ausgeübt, als er sich in meine Auseinandersetzung mit dem Armeekommandanten mengte und mich dadurch so sehr befremdete.

In Holič fand ich meinen Wagen. Nach kurzer Rast liess ich mich zur nächsten Station der Prag-Wienerbahn, Chotzen, bringen. Es gelang mir, den letzten Zug zu erreichen, der mit Verwundeten von hier nach Wien ging, und zwischen blessierten Offizieren in einem Coupé noch einen Platz zu finden. Die Fahrt ging sehr langsam vor sich und schien endlos. Die drückende Hitze erzeugte Schmerzen in der Wunde. Ärztliche Hülfe war nicht vorhanden. Doch auch an diese langen schweren Stunden knüpfen sich freundliche Erinnerungen an Beweise kameradschaftlicher Herzlichkeit, an zarte Rücksichten, die mir von seiten meiner in der Mehrzahl jugendlichen Leidensgefährten zu teil wurden.

Erst am nächsten Morgen, 5. Juli, wurde uns während eines kurzen Aufenthaltes in Brünn in den als Sanitäts-Hülfsplatz eingerichteten Wartsälen der Station ärztlicher Beistand zu teil, wobei unsere Wunden gereinigt und verbunden wurden.

Die Statthalterin, Baronin Poche, war persönlich zugegen und beim Samariterwerk tätig. Sie neigte sich über mich mit der teilnahmsvollen Frage, womit mir Linderung verschafft werden könnte,

und ob ich irgend einen Wunsch hege. Mein Gepäck war nicht zur Hand, so bat ich sie um das, was mir nach der beschwerlichen, heissen, ohne Pflege zurückgelegten Reise besonders wünschenswert erschien: «Ein frisches Hemd!»

Endlich am 6. Juli, nach fast 48-stündiger Eisenbahnfahrt, kam ich müde und schwach in Wien an.

Unser Unglück hatte besonders in der Hauptstadt einen regen Patriotismus entfacht. In edlem Wettstreit suchte man wenigstens die Leiden der Einzelnen zu lindern. Mir stellte sich gleich der Miteigentümer des Gasthofs zum goldenen Lamm in der Leopoldstadt, Herr Hauptmann, vor, und trug mir ein Zimmer in jenem schönen, grossen Hotel bis zu meiner Genesung an.

Gerne nahm ich sein patriotisches Anerbieten an und fand mich, dank der seltenen Aufmerksamkeit des Hausherrn, durch 6 Wochen auf das allerbeste versorgt.

Meine ärztliche Behandlung leitete der damals noch junge, seitdem zur Berühmtheit gelangte Mediziner und Chirurg, Dr. Joseph Weinlechner. Er musste den Schusskanal nach oben öffnen und frei legen.

Die sehr gut gelungene Operation zeigte, dass die Wunde nicht bis in den Brustkorb reichte, und die Heilung ging schnell von statten. Nachteilige Folgen sind mir nicht geblieben, nur musste ich den Arm ein paar Monate lang in der Schlinge tragen, bis die Muskeln, die ihn mit der Schulter verbinden und bei Freilegung der Wunde durchschnitten worden, sich wieder gefunden und zusammengefügt hatten.

Noch am Tage meiner Ankunft in Wien wurde ich durch einen Besuch Seiner Majestät ausgezeichnet. Der Monarch war, wie begreiflich, tief ernst gestimmt. Auf die Frage nach der Ursache so vieler und so grosser Niederlagen war es schwer, zu antworten. Auch hinderte mich mein leidender Zustand an der gründlichen Erörterung der Frage. Ich brachte nur den fatalistischen Spruch hervor: «Majestät, Einer musste eben unterliegen!»

Wenig befriedigt erwiderte der Monarch: «Ja, aber warum gerade wir?» stellte jedoch keine weiteren Fragen und verliess mich mit Hinweis auf die mir notwendige Ruhe, mir noch in gütigster, teilnehmendster Weise baldige Genesung wünschend.

Den Nachrichten über den weiteren Verlauf des Krieges mit Preussen, zu dessen Fortsetzung ein grosser Teil unserer siegreichen italienischen Armee an die Donau gezogen, und deren Feldherrn, Erzherzog Albrecht, das Oberkommando übertragen worden war, sah man allenthalben in grosser Aufregung entgegen, ganz besonders aber in der Residenz, in deren unmittelbarer Nähe die Entscheidung zu erwarten stand.

Zu einer Schlacht im Zentrum des Reiches kam es jedoch bekanntlich nicht. Zwischen den aus Böhmen an die Donau retirierenden k. k. Truppen und den nachrückenden Preussen fanden, ausser zahlreichen Vor-, Nachhut- und Patrouillen-Gefechten, grössere Kämpfe nur am 15. Juli bei Dub-Tobitschau und bei Roketnitz-Dluhonitz, dann am 22. Juli bei Blumenau nächst Pressburg statt. Schon an diesem Tage wurde eine fünftägige Waffenruhe vereinbart, dieser folgte ein Waffenstillstand, welcher aber nur drei Wochen währte, da der Friede mit Preussen schon am 23. August, jener mit Italien aber am 3. Oktober zum Abschluss gelangte.

Ein letzter Freudenstrahl blitzte nach all dem Jammer für Österreich am 20. Juli auf, dem Tage, an welchem unsere Flotte den Sieg von Lissa errang. Trübte uns unglücklichen Kämpfern der Nordarmee auch die Erinnerung an das eigene Missgeschick die Freude an diesem herrlichen Erfolge, wie sie uns jene an den von der Südarmee errungenen Lorbeeren verkümmert hatte, so fühlten wir doch zu österreichisch, um uns in egoistisches Schmollen zu hüllen, und jeder von uns nannte mit Stolz die Namen Albrecht, John, Kuhn, Tegetthoff.

Kaum dass es mein physischer Zustand zuliess, verfasste ich die Gefechtsrelation über die Teilnahme des 4. Corps an der Schlacht von Königgrätz und stellte, im Anschlusse an die betreffenden Eingaben der Unterkommandanten, meine Belohnungsanträge.

Es wurde mir bald die Freude, zu erfahren, dass nahezu alle von mir Empfohlenen ausgezeichnet wurden, wenn auch teilweise in einem minderen Grade, als beantragt gewesen. Es erhielten vom Corps 85 Offiziere, Ärzte und Kapläne teils Orden, teils Verdienstkreuze, 46 die kaiserliche Belobung. An die Mannschaft wurden 491 Tapferkeitsmedaillen verteilt.

Trotz glücklich ausgeführter Operation und ganz normalem Verlauf der Heilung bedurfte ich zur vollkommenen Wiederherstellung

noch längerer Ruhe und Schonung, sowie des Aufenthaltes in reiner Landluft. Ich erhielt Urlaub, ging nach Ischl, und konnte Ende September wieder als dienstfähig in Wien einrücken.

Während des Krieges hatte sich meine Frau mit unseren Töchtern auf neutralem Schweizergebiete, in einem Landhause ihrer Eltern bei Mendrisio an der Gotthardstrasse, aufgehalten. Auf die telegraphische Nachricht [1]) meiner Verwundung hin eilte sie nach Wien und machte sich zu meiner treuen Pflegerin. Mein Sohn Franz befand sich in Meran, wo er am Gymnasium studierte. Mein älterer Sohn Carl Torresani, seit kurzem Oberleutnant im 13. Ulanen-Regimente, hatte in Südtirol, wo er mit seiner Eskadron den Feldzug mitmachte, Gelegenheit gehabt, sich als tapferer Soldat auszuzeichnen. [2])

---

[1]) Le Général de Mollinary légèrement blessé se trouve à Vienne.

Ambassadeur de France.

[2]) Carl Baron Torresani befand sich bei der Brigade GM. Kaim in den Giudicarien, als diese am 21. Juli den Auftrag erhielt, Montluisants Aktion im Ledrotale dadurch zu unterstützen, dass sie von Roncone aus gegen Condino vorging und dadurch bedeutende garibaldinische Streitkräfte festhielt, welche sonst von jenem Zentralpunkte aus zur Verstärkung der Gegner Montluisants verfügbar gewesen wären.

Ein Bataillon des 59. Infanterie-Regiments stand nördlich von Cimego in Gefechtslinie und unterhielt ein schwaches Plänklergefecht, während es einem, jedoch wenig wirksamen Geschützfeuer aus der befestigten Stellung bei Condino ausgesetzt war. Rechts und links waren an den Hängen Kompagnien von Kaiserjägern und Tiroler Landesschützen vorgeschoben, die mit den feindlichen Seitendeckungen scharmützelten.

Torresani befand sich als Kommandant einer Patrouille von acht Ulanen nahe beim Brigadestab in gedeckter Stellung. Als General Kaim die Meldung erhielt, dass ein feindliches Bataillon auf der Strasse offensiv vorrücke, beorderte er die Ulanen zu einer Rekognoszierung vor. Wie er den Befehl ausgeführt, hat Torresani in einem Briefe so richtig und anziehend geschildert, dass ich die betreffenden Stellen wörtlich wiedergebe:

««Aber dass Sie uns keinen tollen Streich machen!» rief mir der Brigade-Generalstabsoffizier *) zu.

Ich aber, der schon lange nach der Gelegenheit zu einem solchen «Streich» gelechzt, war gleich fest entschlossen, sie zu benützen. Im Trab und dann im Galopp ging's durch unsere Truppen, die mir brausende «Hochs» nachriefen. Die Strasse zog in Windungen zwischen hohen Mauern, so dass wir vom Feinde erst bemerkt wurden, als wir an die Tête der ohne Avantgarde marschierenden Kolonne gelangten. Schon aber hatte ich mich unter lautem «Hurrah!» in dieselbe gestürzt. Da auch meine paar Leute wie besessen schrieen, der Trompeter unausgesetzt «Marsch Marsch!» blies und wir, in einem einzigen Glied, die ganze Strassenbreite ein-

*) Hauptmann v. Bolfras, heute FZM. und Vorstand der Militärkanzlei des Kaisers.

nahmen, konnte der Gegner unsere kleine Zahl nicht erkennen, hielt uns für weit stärker als wir waren, und geriet in Unordnung.

Der Kommandant mit seinem Adjutanten zu Pferde hatte Kehrt gemacht und suchte durch die eigene Kolonne hindurch auf der Strasse zu entkommen. Nun hatte ich mir's in den Kopf gesetzt, den ersteren zu fangen, und jagte ihm durch die ganze Tiefe der Kolonne nach. Es gelang uns jedoch nicht, ihn zu erreichen, da er einen zu grossen Vorsprung hatte. Währenddem hieben und stachen wir, so viel wir konnten, nach allen Seiten. Viele der Gegner hatten sich auf die Seitenmauern gerettet und richteten von dort ihr Feuer auf uns, zielten aber in der Aufregung schlecht, so dass nur zwei unserer Pferde leicht blessiert wurden.

Als ich über das Ende der Kolonne hinausgekommen war, ohne den Kommandanten zu erreichen, und sah, dass sich die Truppe hinter mir von ihrem Schrecken zu erholen begann und sammelte, bekam ich Angst, mich zu weit vorgewagt zu haben und abgeschnitten zu werden. Ich kommandierte also: «Kehrt Euch!» und attakierte nunmehr zum zweitenmal, diesmal von rückwärts, mit so gutem Erfolge, dass wir alle wieder wohlbehalten durch die Kolonne gelangten. Bei einiger Geistesgegenwart der Garibaldiner wäre von uns weder ein Mann noch ein Pferd zurückgekommen.

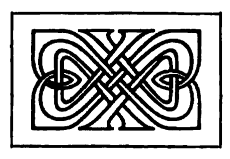
Sobald wir aus der Mêlée heraus waren, begannen die Kanonen von Condino ein lebhaftes Feuer auf unser zurückjagendes kleines Häuflein, aber es traf uns kein Geschoss.

Ausser Atem langten wir beim Brigadestab an, wo ich Meldung erstattete. Der General umarmte mich freudenvoll, und auch seitens der andern Anwesenden war ich Gegenstand nicht enden wollender Ovationen.

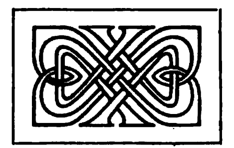
Es wurde sofort ein Bataillon vorgeschickt, welches das Terrain durchstreifte und von dem en débandade geratenen Feinde viele Gefangene einbrachte. Auf dem Strassengrunde sollen bei 50 Verwundete und Tote gefunden worden sein.

Die Auszeichnungen für meine Leute betrugen: eine grosse und vier kleine silberne Medaillen, dann drei Belobungen; es blieb also kein Mann ohne kaiserliche Anerkennung. Ich selbst war von Kuhn für die Eiserne Krone eingegeben worden, doch strich mir die Kommission in Wien einen Grad, und ich erhielt zu meinem grossen Kummer nur das Verdienstkreuz.»»





XI. Periode
1867



Divisionär in Wien

Neue Einteilung der Armee. — Wiedereinführung der Infanterie-Divisionen. — Neue Reglements. Hinterlader. Truppenübungen. — Divisionsschulen. — Inhaber des 38. Infanterie-Regiments. — Polemik über Vorgänge bei Königgrätz. — Wechsel des Kriegsministers. — Inhaberrechte und Beförderungsvorschrift.

GLEICH nach der Versetzung der Armee auf den Friedensfuss wurde unter der Ägide des Erzherzogs Albrecht und nach den Anträgen seines gewesenen Generalstabschefs im italienischen Kriege, FML. John, nunmehrigen Kriegsministers, mit einer Reihe von Armeereformen begonnen.

Eine der ersten war die Wiedereinführung der Divisions-Kommanden als nächsthöhere Stufe über den Infanterie-Brigaden.

Die Monarchie blieb, ungefähr wie es vor dem Kriege der Fall gewesen, in neun an Grösse sehr verschiedene «General-Kommanden» (Territorialbezirke) eingeteilt. Die 10 Corpskommanden wurden aufgehoben und unter Beibehalt von 4 Kavallerie-Divisionen 22 Infanterie-Divisionen errichtet, die richtiger als gemischte Divisionen zu bezeichnen gewesen wären, da sie ausser 51 Linien- und Grenz-Infanterie-Brigaden auch acht Kavallerie- und mehrere Lokal-Truppen-Brigaden in sich begriffen.

Diese Divisionen erhielten fortlaufende Nummern. Auf die Einteilung der Generale in die neue Ordre de Bataille hatte der Armee-Oberkommandant Erzherzog Albrecht den wesentlichsten Einfluss

genommen. Ich konnte es demnach als einen Beweis seines Wohlwollens betrachten, dass mir das Kommando über die 2. Division in Wien verliehen wurde.

Meine Existenz in dieser Stellung war, die eineinhalb Jahre (Oktober 1866 bis März 1868) hindurch, die ich sie bekleidete, nicht eben eine angenehme. Noch war man nicht dahin gelangt, die Verhältnisse, unter denen die Nordarmee gekämpft, unbefangen zu beurteilen; ja es dauerte noch mehrere Jahre, bis eine richtige Würdigung derselben platzzugreifen begann. Mittlerweile sahen die meisten jener, die ihr Glück, anstatt nach Böhmen, nach Italien geworfen und zu Teilnehmern der dortigen Erfolge gemacht hatte, auf die minder glücklichen Kameraden von der Nordarmee mit einer gewissen verschleierten Geringschätzung herab. Ihnen war auch die Leitung der Armee zugefallen. Sie entschieden in allem und jedem, auch auf taktischem Gebiete, obwohl sie sich nicht dem Hinterlader gegenüber befunden und mit einem Gegner gekämpft hatten, der an Schulung den Preussen sehr weit, und auch uns nicht wenig nachstand.

Die Infanterie erhielt zwar bald ein neues Abrichtungs- und Exerzier-Reglement, in welchem auf die Wirkung der neuen Gewehre Rücksicht genommen war; auch gelangten zu Hinterladern umgestaltete Vorderlader zur Verteilung; aber immer noch wurde die Entscheidung auf dem Gefechtsfelde hauptsächlich in taktischen Bewegungen gesucht, und der Bedeutung des Feuergefechts die gebührende Würdigung vorenthalten. Bei den Manövern in der Umgebung von Wien und im Brucker Lager — (welches letztere 1867 zum ersten Male in permanentem Stile eingerichtet wurde) — durften wir unglücklichen Nordarmeeangehörigen unsere Ansichten nicht äussern, und beinahe alles, was wir taten, wurde abfällig beurteilt.

Mit Freude begrüsste ich die Verfügung, dass von nun an, abgesehen von den in Militär-Akademien ausgebildeten jungen Leuten, auch bei der Infanterie und Kavallerie nur solche zu Offizieren vorrücken sollten, die eine der neuen Divisions-Schulen gut absolviert oder die gleichwertigen Prüfungen abgelegt haben würden.

Bei meiner Division wurde die erste solche Schule Ende Oktober 1867 eröffnet.

Der Organisation dieser, trotz ihrer nur provisorischen Bestimmung doch überaus wichtigen Anstalt widmete ich alle Sorgfalt, und ward in meinen Bestrebungen vom Kommandanten und den Professoren bestens unterstützt. Sie bemühten sich, die den Regimentern entnommenen jungen Leute, welche grösstenteils den letzten Krieg mitgemacht hatten und grossen Eifer entwickelten, nicht bloss gut zu unterrichten, sondern auch ebenso gründlich zu erziehen.

Im Dezember 1867 wurde ich zum Inhaber des 38. Linien-Infanterie-Regiments ernannt. Diese Auszeichnung war mir um so wertvoller, als ich seit dem Kriege das Gefühl nicht hatte los werden können, dass der Kaiser mir einen Teil seines alten Wohlwollens entzogen. Später erfuhr ich, dass dies einige Zeit hindurch wirklich der Fall gewesen, bis massgebende Stimmen im Rate der Krone für die Berechtigung der Idee eintraten, welche mich bei meinem Vorgehen bei Königgrätz geleitet hatte.

Das 38. Regiment besteht in der kaiserlichen Armee seit dem Jahre 1725. Es war ursprünglich aus niederländischen Nationaltruppen gebildet worden. Die grossen Länderverluste der Monarchie nach dem Kriege von 1809 machte eine Verminderung der Armee notwendig, und unter den bei dieser Gelegenheit aufgelösten Truppen befand sich auch das 38. Regiment. Im Jahre 1814 wurde es wieder neu errichtet, und zwar aus Mannschaften der Umgebung von Brescia in der Lombardei. Nach 1859 wurde Monselice im Venetianischen, und nach 1866 Kecskemet in Ungarn Ergänzungsbezirksstation.

Die Geschichte des Regiments ist reich und ruhmvoll.[1])

---

[1]) Ein Kompendium derselben, vom Obersten und Regimentskommandanten Freiherrn von Spiegelfeld verfasst, ist 1892 im Verlage des Regiments erschienen.

Aus der Zeit, in der das Regiment noch ein italienisches war, verdient hervorgehoben zu werden, dass es in den Feldzügen von 1848 und 1849 in Italien, allen Verleitungsversuchen von Seite seiner Landsleute zum Trotz, treu und tapfer seiner Fahne gefolgt ist. Das gleiche war auch im sechsundsechziger Kriege der Fall, den das Regiment im I. Corps in Böhmen mitmachte. An der Iser, bei Jičin, bei Horič, bei Königgrätz und bei Roketnitz betrugen seine Verluste an Toten und Verwundeten 29 Offiziere und 754 Mann. Die reichsten Lorberen aber hat ihm als ungarischem Regimente der bosnische Feldzug 1878 eingetragen, in welchem es seinem tapferen Oberst Pittel das Theresienkreuz erwarb. Das Regiment ist in Ungarn ausserordentlich populär, und zahlreiche Volkslieder feiern den «Mollináry baka» (Soldaten des Regiments Mollinary)



Fahne und Fahnenführer
des k. u. k. Infanterie-Regiments Freiherr v. Mollinary.

Zur Zeit meiner Ernennung besassen die Inhaber noch das Beförderungsrecht in den Offiziersgraden bis zum Hauptmann. Es auszuüben, hatte ich jedoch keine Gelegenheit, weil damals infolge der zahlreichen Überzähligen alle Beförderungen eingestellt waren, im nächsten Jahre aber die betreffenden Rechte aufgehoben wurden.

Trotzdem kam ich wenigstens in die Lage, ein früher an einem Oberleutnant begangenes Unrecht gut zu machen. Der betreffende Offizier war bei der letzten Beförderung zum Hauptmann durch fünf jüngere Kameraden übersprungen worden, die keine grösseren Ansprüche besassen als er, und trotzdem er den Krieg, wenn auch nicht bei den eigentlichen Feldbataillonen, so doch beim 4. Bataillon in der Festung Josephstadt mitgemacht hatte.

Die auf sein bezügliches Einschreiten von mir anbefohlene Untersuchung ergab die Richtigkeit seiner Angaben und die Verpflichtung meinerseits, ein Versehen gut zu machen, das mein Vorgänger in der Inhaberschaft, ein Mann in vorgerücktem Greisenalter, infolge unrichtiger Informationen begangen hatte. Es gelang mir, den Kriegsminister John von der Berechtigung meines Standpunktes zu überzeugen, und durch seine Mitwirkung von Seiner Majestät die nachträgliche Beförderung des tief gekränkten Offiziers zum Hauptmann unter Einsetzung in sein früheres Rangverhältnis zu erlangen.

Ein intelligenter, in unserer Kriegsbibliothek verwendeter Offizier, Major Nossinić, veröffentlichte im August 1867 in der Militärzeitung «Der Kamerad» einen Aufsatz: «Rückblicke auf den Krieg 1866 in Böhmen». Seine objektive Darstellungsweise gefiel mir, und so entsprach ich gerne seinem Ansuchen, ihm Daten aus den Kämpfen des 4. Corps bei Schweinschädl und bei Königgrätz zu liefern.

In einer Besprechung dieser Rückblicke liess sich ein Kritiker zu abträglichen Bemerkungen über das Verhalten des 2. Corps verleiten, welches bei Königgrätz rechts vom 4. Corps gestanden war.

Dies veranlasste den Oberstleutnant Pollatschek, welcher während des Krieges als Sous-Chef des Generalstabes bei genanntem Corps fungiert hatte, zu einer Entgegnung, die, vielleicht von der irrtümlichen Annahme ausgehend, dass die Kritik über das 2. Corps von mir stamme oder doch durch mich veranlasst worden sei, die heftigsten Angriffe gegen das 4. Corps vorbrachte.

Nun durfte ich nicht länger schweigen und erwiderte darauf im «Kamerad» Nr. 15 u. f. vom Februar 1868 unter meinem vollen Namen.

Diese, *mir* wenigstens, aufgedrungene Polemik missfiel hohen Orts; Pollatschek und ich wurden zum Armee-Oberkommandanten Erzherzog Albrecht zitiert. Zuerst wurde mein Gegner vorgelassen und wahrscheinlich hart hergenommen, denn er trat mit stark gesenktem Haupte aus dem Rapportzimmer. Dann kam ich an die Reihe. Der Erzherzog empfing mich sehr ernst und tadelte es in allgemein gehaltenen Worten, dass ich mich als General in einen Zeitungsstreit eingelassen. Ich rechtfertigte mich durch den Hinweis auf die vielen ganz ungerechtfertigten Vorwürfe gegen das 4. Corps und seine Führer, Vorwürfe, die nachgerade unerträglich geworden seien. Da von offizieller Seite die unrichtigen Darstellungen nicht widerlegt worden, sei mir nichts übrig geblieben, als selbst in die Schranken zu treten, umsomehr, als der Urheber der Herausforderungen eine in der Sache massgebende Persönlichkeit, der Sous-Chef des Generalstabes meines Nachbarkorps gewesen sei.

Erregt wie ich war, und im Bewusstsein, mein volles Recht zu vertreten, sprach ich lebhaft, in entschiedener Weise. Weit entfernt, dadurch das Missfallen des Erzherzogs hervorzurufen, dürfte ich ihn durch die Art meiner Rechtfertigung überzeugt haben; denn seine Haltung wurde allmählich freundlich, ganz wie sie es in früheren Zeiten immer gewesen, und er entliess mich mit der Weisung, «ich möge nur beruhigt sein; höchsten Orts habe man die beste Meinung von mir, und warte nur auf eine Gelegenheit, diese zu betätigen».

In der Tat wurde ich schon einige Wochen später in die um vieles selbständigere, mit einem aussergewöhnlichen Wirkungskreise verbundene Stellung eines Kommandanten der 8. Truppendivision zu Innsbruck und zugleich Landesverteidigungs-Oberkommandanten für Tirol und Vorarlberg versetzt.

Im Monate Januar 1868 wurde der bisherige Kriegsminister und zugleich Chef des Generalstabscorps FML. John — über seine Bitte, wie das Verordnungsblatt sagte — von ersterer Stellung enthoben und FML. Kuhn, der glückliche Verteidiger von Südtirol im Kriege von 1866, an seine Stelle ernannt.

Mit Rücksicht auf die neuen Staatsgrundgesetze und die eingeführte Ministerverantwortlichkeit musste das nach dem Kriege errichtete, von Erzherzog Albrecht geleitete Armee-Oberkommando wieder aufgelöst werden. Der ihm eingeräumt gewesene grosse Wirkungskreis, die ausschliessliche Befugnis, alle den Geist, die Disziplin, die Schlagfertigkeit, sowie die Personalien der Armee betreffenden Angelegenheiten nach eingeholter Genehmigung des obersten Kriegsherrn zu regeln und die betreffenden Verordnungen an die Armee zu erlassen, ging an das Kriegsministerium über.

John war ein begabter, erfahrener, tatkräftiger General, ein charaktervoller Mann, der sich, wie schon erwähnt, 1866 in Italien als Generalstabschef der Armee vortrefflich bewährt, auch als Minister einige zweckmässige Neuerungen im Heere durchgeführt hatte, aber die nötigen höheren Kenntnisse nicht besass, um über alle Ressorts des Kriegsministeriums, und nun gar in einer ausgesprochenen Periode der Reformen, persönlich und erfolgreich die oberste Leitung führen zu können.

Seine Enthebung war dadurch genügend gerechtfertigt, dass er dem um vieles fähigeren, ja damals fähigsten General unserer Armee Platz zu machen hatte.

Den Misständen Schranken zu setzen, welche die Ausübung des Beförderungsrechtes durch die Inhaber mit sich brachte, war schon FML. John bald nach seiner Ernennung zum Kriegsminister bemüht gewesen. Vor allem erwirkte er im April 1867 eine Vorschrift, welche die Bedingungen zur Erlangung der Offizierscharge höher stellte, die Klasse der Offiziersaspiranten schuf und jede sich ergebende vierte Stelle für solche Anspruchhabende vorbehielt, welche als «vorzüglich» geschildert sein würden. Es war diess wohl ein erster, energischer Schritt zur Beseitigung des alten Übels, aber doch nur eine halbe Massregel. Wichtiger war eine Verordnung, welche der Beförderung, statt wie bisher die Rangliste jedes einzelnen Regiments, jene der ganzen betreffenden Waffe, den sogenannten Konkretualstatus, zur Unterlage gab, weil damit schreiende Ungerechtigkeiten unmöglich gemacht wurden, wie z. B. die, welche ich in der Periode «Verona» schon besprochen habe.[1])

[1]) Es waren beim 5. Corps in zwei Regimentern ganz junge Hauptleute zu Majoren ernannt worden, während in den übrigen Regimentern um vieles, ja selbst um zehn Jahre ältere Kameraden vergebens der Beförderung harrten.

Sobald FML. Kuhn Minister geworden, entschloss er sich gleich, das Übel mit der Wurzel zu beseitigen, und ernannte eine Kommission, welche auf Grund der Aufhebung aller noch bestehenden Inhaberrechte, insofern selbe nicht lediglich Ehrenrechte waren, eine neue Beförderungsvorschrift ausarbeiten sollte.

In dieselbe wurden berufen: als Präses FML. Maroičić; als Mitglieder FML. Mollinary, die Generalmajore Ringelsheim und Appel, die Oberste Gallina vom Generalstabe, Hoffmann von der Artillerie, Ebner vom Geniestabe und Huber vom Kriegsministerium. Diese Kommandierung verzögerte meine Abreise an meinen neuen Bestimmungsort Innsbruck um mehrere Wochen, bis zur Beendigung der kommissionellen Arbeiten.

Einen Entwurf, oder auch nur nähere Weisungen, die uns als Leitfaden hätten dienen können, erhielten wir nicht.

Die Herren der Kommission waren alle von der Berechtigung der angestrebten Reformen überzeugt, ja hielten sie für unbedingt notwendig, nicht nur um einen brauchbaren Nachwuchs an Offizieren zu erzielen und grösserem Wissen und Talente eine Bevorzugung durch schnelleres Fortkommen angedeihen zu lassen, sondern auch vom moralischen Standpunkte aus, um dem Rechtsgefühle in der Armee Rechnung zu tragen.

Aber mit dem Gegenstande selbst hatte sich bisher keiner der Betreffenden eingehend beschäftigt, ausser ich. Da mir überdies auch die einschlägigen Einrichtungen der andern grossen Armeen, insbesondere der französischen (die das rationellste Avancementsgesetz hatte) bekannt waren, fiel mir bei den Beratungen die Rolle des Referenten wie von selbst zu. Meine Anträge fanden überwiegend die Zustimmung der Kommission, bildeten sonach das wesentlichste Substrat des schliesslich zustande gekommenen und dem Ministerium überreichten Gesetzentwurfes.

Wohl dauerte es noch drei Jahre, bis (im April 1871) die erste «Beförderungsvorschrift» sanktioniert wurde und in Wirksamkeit trat. Auch war in derselben den Kommissionsanträgen nur in den Hauptpunkten, und auch da unter Abänderung und selbst Weglassung einiger nicht unwesentlicher Bestimmungen Rechnung getragen worden; aber die Armee konnte doch mit dem Erhaltenen zufrieden sein, und war es auch.

Jeder Kenner der Verhältnisse in unseren oberen militärischen Kreisen konnte voraussehen, dass eine mit alten eingelebten Ein-

richtungen so gründlich brechende, die Willkür der höheren Generale und hinter ihnen stehenden Adjutanten und Referenten beschränkende Neuerung nicht ohne weiteres angenommen, sondern vorerst längere Zeit hindurch allen möglichen Prüfungen und Erwägungen unterzogen werden würde.

Unaufschiebbar aber erschien es, dass den Inhabern wenigstens ihre Beförderungs- und Jurisdiktionsrechte entzogen und erstere von Seiner Majestät an sich genommen, letztere aber auf die Landes-Militärbehörden übertragen würden.

Ich machte den Kriegsminister auf diese Notwendigkeiten aufmerksam, und musste mich auf seinen Befehl, bevor ich nach Innsbruck abreiste, noch an der Ausarbeitung des betreffenden Vortrages an den Kaiser beteiligen. Wenige Wochen später hatte ich die Freude, die Sache durch eine kaiserliche Verordnung ganz in der von mir gedachten Weise geregelt zu sehen. Gleichzeitig erfolgte, ebenfalls dem gestellten Antrage entsprechend, die Anberaumung zweier bestimmter Beförderungstermine im Jahre, und kurz darauf auch die Aufstellung eines ersten «Konkretualstatus», und zwar für die Offiziersaspiranten, die Unter- und Oberleutnants der Infanterie, der Jäger und der Kavallerietruppen.

Anmerkung. Zwischen den Blättern des Manuskripts Periode XI fand sich eine aus Versehen dahin geratene Fussnote, welche zu der früheren, aber bereits gedruckten Periode III gehört. Sie wird, obgleich hier nicht in den Text passend, beigefügt, weil der Verfasser sie offenbar mitzuteilen beabsichtigte, und er die ergötzliche Szene mit Vorliebe erzählte:

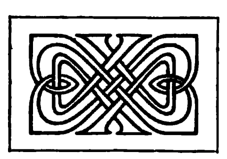
«Bei einem Diner, das der Divisionär Baron N... gab, waren auch Prinz Alexander Solms und ich zugegen. Die Baronin N... war eine ungewöhnlich neugierige Dame, welche jeden, der in ihrem Gesichtskreis erschien, einer gründlichen Ausforschung zu unterziehen pflegte.

Diesmal traf die Reihe den Prinzen Solms. Bald nachdem wir uns zu Tische gesetzt, begann das Verhör. Nach einigen, seine eigene Person, Laufbahn und Stellung betreffenden Fragen ging die Hausfrau auf seine Familie über:

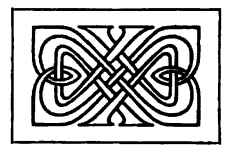
«Ihre Eltern leben noch?» — ««Mein Vater ist tot.»» — «Also lebt Ihre Frau Mutter noch. Wo das, wenn es erlaubt ist?» — ««In Hannover.»» — «In Hannover! Merkwürdig! Warum gerade in Hannover?» — ««Sie ist daselbst eine neue Ehe eingegangen.»» — «So, so! Eine neue Ehe! Und wenn ich fragen darf: wer ist denn der Herr Stiefvater?» — ««*Der König.*»»

(Ernst August, Herzog von Cumberland, König von Hannover, hatte 1815 Friederike, verwitwete Prinzessin von Preussen und verwitwet gewesene Prinzessin von Solms-Braunfels, geborene Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, geheiratet.)





XII. Periode
1868—1869



Militär- und Landesverteidigungs-Kommandant in Tirol und Vorarlberg

Umfang meiner Befugnisse. — Linientruppen. — Landesschützen. — Bereisung des Landes. — Reformen im Landesschützenwesen. — Das Schiesswesen in Tirol. — Die neue Bahn Riva-Rovereto. — Auf der Gemsjagd.

DIE mir in Tirol und Vorarlberg gewordene Stellung war eine zweifache. Als Kommandant der 8. Truppendivision war ich im Wege des Generalkommandos Graz vom Reichs-Kriegsministerium abhängig, als Oberkommandant der Landes-Verteidigung dem neu aufgestellten k. k. Ministerium für Landesverteidigung unterstellt.

Der Umstand, dass sich mein Wirkungskreis auch auf das eigenartige, alte, in allen Kriegen wohlbewährte Institut der autonomen Tiroler Landesverteidigung erstreckte, machte mir meinen neuen Dienst besonders willkommen. Ich trat denselben mit um so grösserer Lust und Freude an, als er nicht nur ein ziemlich selbständiges Vorgehen meinerseits zuliess, sondern auch gewisse, durch die Erfahrungen im letzten Kriege und die neuen politischen Einrichtungen bedingte organisatorische Arbeiten in Aussicht stellte, ein Tätigkeitszweig, der mich seit jeher besonders angezogen hatte.

Im nächsten Jahre (Januar 1869) wurde meine Unabhängigkeit noch erweitert, als eine abermalige Änderung der Territorial-Bezirks-

einteilung der Monarchie für Tirol und Vorarlberg ein selbständiges Militärkommando systemisierte, welches direkt dem Kriegsministerium unterstand.

Die Bildung von Armeecorpsbezirken von annähernd gleicher Grösse erschien damals, mit Rücksicht auf die neuen Verhältnisse in Ungarn und die Zweiteilung des Reiches, vorläufig undurchführbar; und so wurden die bestehenden neun Generalkommanden in elf selbständige Bezirke von verschiedener Ausdehnung und Grösse umgewandelt. Es waren dies:

4 Generalate: Wien, Graz, Lemberg und Ofen;
3 General-Kommanden: Brünn, Prag und Agram, und
4 Militär-, zugleich Divisions-Kommanden: Innsbruck, Hermannstadt, Peterwardein und Zara.

Den vier Generalaten unterstanden gewisse halbselbständige Unterbezirke (Militär-Kommanden), im ganzen sechs: Linz, Triest, Krakau, Pressburg, Kaschau und Temesvár.[1])

An Linientruppen befanden sich in Tirol und Vorarlberg nur zwei Infanterie-Brigaden, ein Festungsartillerie-Bataillon und einige Gebirgsbatterien.

Die eine Brigade lag in Deutschtirol und Vorarlberg, die zweite in Welschtirol. Die Festungsartillerie war in der alten Innfestung Kufstein, dann in Franzensfeste, der grossen, damals ganz modernen Tal- und Strassensperre südlich vom Brenner, endlich den vielen Forts verteilt, die seit 1859 an der Südwestgrenze gegen die Lombardei zu erbaut worden waren.

Nunmehr, nach der Abtretung Venetiens, waren solche Befestigungen auch an der Südostgrenze von Tirol notwendig geworden, und die Vorarbeiten zu deren Herstellung eben im Zuge.[2])

In Deutsch-Tirol und Vorarlberg hatte sich die aus verschiedenen Stämmen zusammengesetzte Bevölkerung im Laufe der Zeiten zu einer Einheitlichkeit verschmolzen, die in diesem Maße kein anderes Land der Monarchie aufweist.

---

[1]) Gegenwärtig erstreckt sich das Territorium des 14. Corps über Tirol, Vorarlberg, Salzburg und Oberösterreich.

[2]) Diese Arbeiten waren einer Befestigungsbaudirektion übertragen, deren Leitung Oberst Freiherr von Salis, einer unserer ausgezeichnetsten Genieoffiziere, besorgte, derselbe, welcher später (von 1880 bis 1892) General-Genie-Inspektor war.

Es wird dies von der Geschichtsforschung hauptsächlich als eine Wirkung der vielen Durchzüge und Einbrüche von Völkern und Heeren erklärt, die, bald aus Norden, bald aus Süden, zeitweise auch aus Westen kommend, das Land verwüsteten und dadurch die stark gemischte Einwohnerschaft zu engem gegenseitigem Anschlusse zwangen. Die zahlreichen, im Drange der Selbsterhaltung von ihr geführten Kämpfe begünstigten kriegerische Neigungen und Gewohnheiten, und so wurde es schon Maximilian dem Ersten möglich, zu Beginn des 16. Jahrhunderts eine geregelte Landesverteidigung unter Heranziehung aller waffenfähigen Männer vom 18. bis zum 60. Lebensjahre einzuführen.

Diese bis in die Gegenwart fortbestehende Einrichtung hat sich in allen Kriegen wohl bewährt und viel zur Erhaltung, sowohl der Einheitlichkeit des Landes, als auch des dynastischen Gefühles und des österreichischen Bewusstseins beigetragen.

Auch in Welschtirol hat sich die einst gemischte Bevölkerung einheitlich gestaltet, aber nicht im deutschen, sondern infolge Vorwiegens des südlichen Elementes im romanischen Sinne. Dagegen trat eine politische Spaltung ein, seit die Städter, der Adel und die Geistlichkeit in ihrer Mehrzahl nach Italien zu gravitieren begannen, während die Landbevölkerung fast durchgängig kaiserlich gesinnt blieb. Sie hat dies noch im Kriege 1866 bewiesen, als trotz der heftigsten Bearbeitung durch Zeitungen und Emissäre auf General Kuhns Aufruf hin schon in den ersten 48 Stunden über 2000 Freiwillige herbeieilten, um sich in die Landesschützenkompagnien einreihen zu lassen. Als dann der italienische General Medici, welcher kurz vor Abschluss des Waffenstillstandes von Bassano aus durch die Valsugana eingedrungen war, Landleute zur Zerstörung der Eisenbahnlinie durch das Etschtal anwerben wollte, meldete sich, trotz der versprochenen hohen Entlohnung, kein einziger dazu, ja nicht einmal zu Führerdiensten liessen sich die Leute bewegen.[1])

Um mit Schützen und Schützenwesen in persönliche Berührung zu treten, zugleich auch Land und Leute eingehend kennen zu lernen, plante ich eine spezielle Bereisung des mir unterstehenden Gebietes.

Bisher war ich nur mit dem südlichsten Teile Tirols näher be-

[1]) Auch im Sommer 1894 zeigte gelegentlich der Kaiserreise durch Welschtirol das Landvolk wieder durch seine ganze Haltung, dass seine dynastische Treue unverändert geblieben.

kannt geworden; jenem, welcher sich von der Etsch rechts bis zum Vintschgau, links bis zur Val Arsa erstreckt. Den nördlichen Landesteil hatte ich nur zweimal im Eilwagen durchquert, einmal von Salzburg über Innsbruck nach Verona, das anderemal in umgekehrter Richtung. Dennoch sollte meine erste Bereisung nicht neuen, sondern den mir wohlbekannten Bezirken des Südens gelten, nach welchen gerade damals von Italien aus verlangende Blicke geworfen wurden, und die bei einem etwaigen Ausbruch von Feindseligkeiten in erster Linie bedroht erschienen.

Ich nahm mir nach meinem Eintreffen in Innsbruck gerade nur die Zeit, um die Garnison zu besichtigen und den Statthalter, Baron Lasser,[1] kennen zu lernen, eine für mich besonders wichtige Persönlichkeit, denn er fungierte als Vorsitzender derselben Landesverteidigungs-Oberbehörde, welcher ich als militärischer Oberkommandant angehörte. Gleich die erste Begegnung mit dem begabten und liebenswürdigen Manne gab mir die erfreuliche Sicherheit, dass wir uns vorzüglich verstehen würden.

Dann trat ich unverweilt die erste Bereisung an.

In Begleitung meines Generalstabschefs, Oberstleutnant Moritz von Sterneck,[2] und des militärischen Referenten bei der Landesverteidigungs-Oberbehörde, Hauptmann Jakob Vincenz,[3] ging es von Mezzolombardo, bis wohin uns die Bahn gebracht, teils zu Wagen, teils zu Fuss durch das Nons- und Sulztal bis auf den Tonal, weiter in südlicher Richtung die Grenze entlang durch alle die Täler, welche zwei Jahre vorher (1866) der Schauplatz grösserer Operationen gewesen waren, bis nach der Valsugana, wo die erste Tour endete.

Die nächste, das nordwestliche Tirol nebst dem Schwesterlande Vorarlberg umfassend, ging durch die Scharnitz und das Lechtal an den Bodensee, dann zurück über den Arlberg und durchs Oberinntal nach Innsbruck.

Die dritte Reise führte durch das Unterinn-, das Ziller- und das Tauferertal in das Pustertal, dann, der Grenzlinie möglichst folgend, wieder nach der Valsugana, von wo die Rückkehr erfolgte.

---

[1]) Der nachmalige Minister des Innern und eigentliche Leiter des österreichischen Ministeriums 1870—1879.

[2]) Jetzt als FZM. im Ruhestande lebend. [3]) Des Tiroler Jäger-Regiments.

Beide blieben auch auf den späteren Bereisungen meine treuen und unermüdlichen Gefährten, wie sie mir auch in Innsbruck die eifrigsten Gehülfen in dienstlichen Arbeiten waren.

Diese Tour war auch mit zwei Abstechern über die Tiroler Gebietsgrenze hinaus verbunden. Der eine ging ins Salzburgische, nach Krimml und über die Zentralalpen, der zweite von Lienz nach Kärnthen, über Oberdrauburg und Mauthen auf den Plecken; sie machten mich mit den beiden Gebirgsübergängen bekannt, welche in der späten Römerzeit als Verbindungen von Aquileia nach dem unteren Inn benützt zu werden pflegten.

Es waren genussreiche Wanderungen, an die ich noch heute mit Freude zurückdenke. An sich schon interessant, sowohl von meinem fachmännisch-nulitärischen Standpunkte aus, wie durch die geschichtlichen Erinnerungen, die sie wachriefen, boten sie einen dritten, grössten Reiz durch die wechselnden, mitunter grossartigen Landschaftsbilder. Zwar war es durchaus Gebirgsland, durch welches wir zogen, aber dabei vom verschiedensten Charakter, den abwechslungsreichsten Formen; die Kulturarten, die Vegetation von einer Mannigfaltigkeit, wie sie nur in einem Lande möglich, das mit den Füssen wenige Meter über dem Meere in der warmen italienischen Niederung steht, während es mit dem Haupte hoch in die Schneeregionen taucht.

Den grössten Genuss aber gewährten mir die Fusstouren im Hochgebirge. Befand sich ein halbwegs wichtiger Jochübergang in der Nähe, so wurde er regelmässig in das Reiseprogramm mit einbezogen.

Diese Gebirgswanderungen hatten übrigens für mich, den Sohn der weiten Theissebene, auch den Nutzen, dass sie mich die Beschwerden und Entbehrungen beurteilen lehrten, welche ich vorkommenden Falles meinen Truppen zumuten oder nicht zumuten durfte. Die unseren waren nicht gering; denn Wege wie Unterkünfte waren noch von grösster Primitivität, und Touristenvereine, wie sie heutzutage dem Alpenwanderer sein Unternehmen erleichtern, in Tirol wenigstens ein unbekanntes Ding.

Die folgenden Reisen galten hauptsächlich den Herbstübungen der in ihren Bezirken kompagnieweise zusammengezogenen Landesschützen, sowie den Truppenmanövern, welch letztere in jenem Jahre (1868) nur in der Nähe der Garnisonen stattfanden. Drei derselben galten grösseren Übungen der Linientruppen, bei Kufstein, auf dem Brenner und bei Trient.

Im ganzen brachte ich innerhalb zweier Jahre über 150 Tage auf solchen Bereisungen zu, und gelangte auf diese Weise zu einer Kenntnis des Landes, welche mir für den Fall ernster Ereignisse von grösstem Nutzen sein musste.

Als durch die Einführung des Werndl-Gewehres in der Armee die Gewehre des vorhergehenden ersten Hinterlader-Systems «Wenzl» disponibel geworden, erklärte sich Kriegsminister Kuhn bereit, die Tiroler Schützen mit der nötigen Anzahl derselben zu beteilen.

Ausser dieser wichtigen Verbesserung in der Bewaffnung erfuhr das Landesschützenwesen noch eine zweite, organische dadurch, dass die gegen Ende des letzten Krieges provisorisch eingeführte Gruppierung der Kompagnien in Bataillone auch für den Frieden permanent erklärt wurde. Beide Länder wurden zusammen in zehn Bataillonsbezirke geteilt, und zu deren Kommandanten Stabsoffiziere oder Hauptleute der Armee ernannt, welchen neben der Führung der Personalstandeslisten und der Leitung der jährlichen Übungen auch die Verwaltung der Waffen, Monturen und Ausrüstungsgegenstände in den Bataillonsmagazinen übertragen wurde.[1])

An die Beseitigung des den Schützen der deutschen Bezirke bisher zustehenden Rechtes, ihre Offiziere selbst zu wählen, glaubte man damals noch nicht gehen zu sollen. Der gute Geist, den die Landesschützen von jeher, und auch im letzten Kriege bewiesen hatten, liess eine solche Massregel, so wünschenswert sie in mehrfacher Beziehung auch gewesen wäre, vorläufig noch nicht als dringend erscheinen.

Die dem italienischen Landvolke in Südtirol entstammenden Schützen besassen ein solches Privilegium nicht. Aber ihre gute Haltung im Kriege 1866 bestimmte mich, beim Kriegsministerium darauf hinzuwirken, dass auch sie Hinterlader erhielten, was ich auch erreichte. Als ich diese Schützen zum erstenmal nach der Verteilung der von ihnen sehr ersehnten Waffe musterte, strahlte den Leuten die Freude darüber und ihr Dank förmlich aus den Augen.

Wie schon ihre offizielle Bezeichnung als «Schützen» andeutet, verlangte und verlangt man von den Tiroler Landesverteidigern die für ihr Volk charakteristische Geschicklichkeit im Gebrauch der Feuerwaffe. Stets waren die Regierungen bemüht gewesen, diese Geschicklichkeit zu fördern, und wurden in diesem Streben durch den Um-

---

[1]) Später, in den Achtzigerjahren, wurden die zehn Landesschützenbataillone in 3 Regimenter gruppiert. Bei der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und der Errichtung von Landwehren in beiden Reichshälften, Ende 1868, hatten Tirol und Vorarlberg durch den Landsturm ein grösseres Mass von Kriegsleistungen auf sich genommen, als die anderen Länder. Mitte der Achtzigerjahre trat jedoch durch die allgemeine Einführung des Landsturms auch in dieser Beziehung Gleichheit ein.

stand unterstützt, dass das Schiessen nach der Scheibe von jeher das Lieblingsvergnügen der Tiroler bildet. An Sonn- und Feiertagen hört man es bei günstiger Witterung in der Nähe jedes grösseren Ortes knallen und krachen; an besonderen Festtagen sieht man die Schützen, darunter häufig Frauen in ihren malerischen Trachten, militärisch geordnet, unter Vortragung ihrer Fahnen und Musikbegleitung nach dem Schiessplatz ziehen, wo der Wettbewerb um die Meisterschaft losgeht.

Unsere kürzlich im Kriege 1866 erworbenen Erfahrungen machten Massregeln notwendig, um die waffenfähigen Tiroler, die ja alle, wenn nicht zu den Landesschützen eingereiht, den Landsturm zu bilden hatten, mit dem Hinterladegewehr bekannt zu machen und zur Anschaffung desselben anzueifern.

Dazu war aber das am Alt- und Langgewohnten zähe festhaltende Volk nicht so leicht zu bringen, so viel auch von den glänzenden Erfolgen des preussischen Hinterladers gesprochen wurde. Da kam ein Umstand dem Streben der Behörde zu Hilfe: die Niederlage, welche beim Wiener Bundesschiessen im Sommer 1868 die noch mit ihren alten Gewehren erschienenen Tiroler «Brettelbohrer» erlitten.

Von altersher sieggewohnte Schützen, waren sie in der Hoffnung nach Wien gezogen, auch diesmal, wie bisher, Triumphe zu feiern und, mit Bestgaben reich bedacht, stolz heimzukehren, erlitten jedoch die empfindlichste Enttäuschung. Die Schützen aus Österreich, Deutschland und der Schweiz waren meist schon mit den neuen, viel schärfer und weitertragenden Hinterladern versehen, mit welchen der alte, noch mit dem Ladestocke unter Zuhilfenahme eines Schlegels zu ladende Tiroler Stutzen nicht zu konkurrieren vermochte.

Das machte die Stimmung plötzlich umschlagen, und das Verlangen nach dem Besitz solcher neuartiger Gewehre trat im ganzen Lande lebhaft hervor.

Um nun die Leute vor Schaden zu bewahren, war es geboten, dass die Regierung vorerst ein gutes Modell im Lande verteile und so den Schützen Gelegenheit gebe, die moderne Waffe vor deren Anschaffung genau kennen zu lernen.

Der Landesverteidigungs-Oberbehörde standen nicht unbedeutende Geldmittel — für 1869 über zwanzigtausend Gulden — zur Verfügung, die bei den kaiserlichen Freischiessen und auf den

Haupt- und Gemeinde-Schiesständen — (255 in Tirol und 29 in Vorarlberg) — als Prämien und Beiträge verteilt werden sollten. Da lag nun der Gedanke nahe, diese Beträge lieber gleich zur Anschaffung von Hinterladern zu verwenden und letztere an Stelle des Geldes als Beste auszufolgen. Diese meine Idee wurde von der Oberbehörde, der ich, wie erwähnt, als Mitglied angehörte, beifällig aufgenommen und ich ersucht, bei deren Ausführung mitzuwirken.

Mit Hilfe einer Kommission von sachverständigen Herren war bald ein Mustergewehr hergestellt. Dasselbe hatte, um die Anwendung von Armeepatronen im Felde zu ermöglichen, gleiches Kaliber und denselben Verschluss wie das neue Armeegewehr. Absehen und Drücker waren jedoch feiner und empfindlicher gestaltet, auch die äussere Form mehr dem Geschmacke der Tiroler angepasst.

Nach erfolgter Erprobung des Musters wurden 490 Gewehre angeschafft und nebst Munition im Mai 1869 an die Schiesstände verteilt. Die Gewehre gefielen allgemein und ermunterten zu zahlreichen Ankäufen. Ein einziger Umstand, die verhältnismässige Kostspieligkeit der mit Metallhülsen versehenen Patronen, hielt noch, besonders die weniger bemittelten Schützen, von der Anschaffung ab.

Nun hatte dieser Kostenpunkt auch in anderen Ländern, besonders in der Schweiz, wo das Schützenwesen ähnlich wie in Tirol besteht, zu Klagen Veranlassung gegeben und es stand zu erwarten, dass bei dem bevorstehenden eidgenössischen Schiessen in Zug (Juli 1869) Winke und Ratschläge darüber zu erhalten sein würden, wie dem Übelstande abzuhelfen.

Ich wurde ermächtigt, dem Schützenfeste zu diesem Zwecke beizuwohnen.

Der schweizerische Gesandte in Wien, von Tschudy, versah mich in zuvorkommendster Weise mit Empfehlungsbriefen. Da ich auch mit ein paar Herren, Mousson-May und von Gonzenbach aus dem grossen Maschinenfabrikhause Escher, Wyss & Co. gut bekannt war, auch einen ehemaligen österreichischen Genie-Hauptmann, nunmehr eidgenössischen Oberst von Vögeli-Bodmer in Zürich traf, wurde nicht bloss der Zweck meiner Reise bestens erreicht, sondern mir auch Gelegenheit gegeben, einige zweckmässige, auch für das Tiroler Landesschützenwesen empfehlenswerte militärische

Einrichtungen kennen zu lernen; wie sich denn überhaupt dieser zweite Züricher Aufenthalt eben so lehrreich und angenehm gestaltete, wie mein erster im Jahre 1849.[1])

Unter den neuen Patronen für Hinterlader, die auf dem Schiessplatze in Zug zu sehen waren, befand sich eine, deren Hülse 50, 60mal und auch öfter benützt werden konnte, somit die Kosten eines Schusses, gegenüber denen aus Vorderladern, nur sehr wenig erhöhte. Es war dies eine Erfindung des Zündhütchen-Fabrikanten Uttendörfer in Nürnberg. Nachdem die in Innsbruck angestellten Versuche die Zweckmässigkeit der neuen Hülse erwiesen, wurde dieselbe von unserer Regierung im grossen angeschafft und den Schiessständen um den Kostenpreis ausgefolgt.

Die Herausgabe einer Anweisung über den Gebrauch der Uttendörfer-Hülse war meine letzte Arbeit als Oberkommandant der Landesverteidigung, da ich bald darauf Tirol verliess, um in Agram das Kommando über das kroatisch-slavonische Grenzland zu übernehmen.

Als einstiger Organisator und Kommandant der Flottille auf dem Gardasee war ich in den Jahren 1848 bis 1850 in der Lage gewesen, der Bevölkerung von Riva manches Gute insofern zu erweisen, als ich ihr Gelegenheit gab, aus den von mir getroffenen militärischen Einrichtungen Nutzen zu ziehen. Dafür bewahrten mir die Leute ein gutes Andenken und brachten dasselbe zum Ausdrucke, so oft ich auf meinen Dienstreisen nach Riva kam.

Im ungezwungenen Gedankenaustausch zwischen mir und einigen Persönlichkeiten der Stadt kam auch die Hebung des städtischen Wohlstandes zur Sprache, und da fragte ich einmal, warum sie das sicherste Mittel zur Erreichung dieses Zweckes, den Bau einer

[1]) 28 Jahre später, 1897, kam ich ein drittes Mal nach Zürich. Wieder führten mich Geschäfte, aber diesmal privater Natur, aus meinem Ruhestandsorte Como dahin. Es handelte sich um Verhandlungen mit dem bekannten Art. Institut Orell Füssli behufs seinerzeitigen Verlags dieser meiner Memoiren.

Von früheren Bekannten traf ich nur mehr den Obersten Vögeli-Bodmer am Leben; diesem hatte ich es, nebst Herrn Hardmeyer-Jenny von der genannten artistischen Anstalt, zu danken, dass auch dieser dritte Besuch Zürichs mir nur die angenehmsten Erinnerungen hinterlassen hat. Die Stadt war in vielen Teilen nicht wieder zu erkennen; ihr ganzes Aussehen, das intensiv rege Leben der Bevölkerung zeigte von dem mächtigen kulturellen Aufschwung, den sie in den letzten 30 Jahren genommen.

Eisenbahn, noch nicht angewendet hätten? Riva mit der grossen Brennerbahn, wenn auch nur durch eine Lokal- oder Strassenbahnlinie, verbunden, müsste viel gewinnen. Ihre Lage mit dem Gardasee im Süden, dem durch sein mildes Klima bekannten Sarcatal im Norden müsste der Stadt unbedingt einen massenhaften Touristenverkehr eintragen, von anderen rein handelsmässigen Vorteilen gar nicht zu reden.

Nun, der Wunsch nach einer solchen Bahn war bei den Herren wohl vorhanden, aber um ihn zu verwirklichen, fehlte ihnen der Unternehmungsgeist.

Um die Angelegenheit zu fördern, verschaffte ich ihnen die neuesten und besten Schriften über Sekundärbahnen von Bontoux, damals Direktor der österreichischen Südbahn und von Schüler, Generalinspektor dieser Bahn. Die Sache wurde hierauf in einer Magistratssitzung eingehend besprochen und einhellig der Beschluss gefasst, nach Einholung der Ansichten der anderen in der Sache interessierten Gemeinden den Bau anzustreben. Dennoch gelang es österreichfeindlichen Einflüssen, durch Erregung von Misstrauen die Ausführung der Bahn noch 20 Jahre lang zu vereiteln. Es handle sich ja, behauptete man in jenen Kreisen, dem Landeskommandirenden doch nur um die Förderung militärischer Zwecke; und der Schaden, welchen durch die neue Bahn die italienisch-nationalen Bestrebungen erleiden müssten, würde bei weitem den Vorteil des gesteigerten Verkehrs aufwiegen.

Auch nach 20 Jahren wäre diese Bahn vielleicht noch nicht zustande gekommen, hätte nicht Erzherzog Albrecht eine grosse Vorliebe für Arco gefasst, und durch den Bau einer Villa, sowie längere Aufenthalte daselbst mächtig zur Entstehung und Hebung des reizenden klimatischen Kurortes beigetragen.

Das Vergnügen der Jagd auf Gemsen wurde mir in Tirol wiederholt zuteil, doch ohne mir waidmännische Erfolge einzutragen, denn ich kehrte immer beute- und ruhmlos heim.

Mein Freund Franz Graf Thun, Brigadier in Innsbruck, ein leidenschaftlicher Jäger, hatte auf dem Salzberg bei Hall ein Revier gepachtet und lud mich «auf Gemsen» ein. Stets dienstlich vielbeschäftigt, hatte ich der Jagd nur wenig Zeit widmen können, aber doch in Laibach und Görz einige Birk- und Auerhähne erlegt.

Thuns Einladung entsprach ich gerne, schon um einmal Gemsen in Freiheit zu sehen.

Ich erhielt ober der Waldgrenze einen vorzüglichen Stand mit der Aussicht auf einen nahen Sattel, über welchen das Wild zu wechseln pflegte.

Nicht lange nach Beginn des Treibens erschien in meinem Gesichtskreise, vorsichtig spähend, ein starker Bock. Als er sich sicher wähnte, bewegte er sich in langsam gleichmässigen Schritten auf dem Sattel weiter. Ein paar Schritte hinter ihm folgte ein zweites, dann ein drittes Tier und so fort, in allem bei zehn Stück. Mit hoch erhobenen Köpfen defilierten sie, eines nach dem anderen, vor mir, in einer ungefähr hundert Schritte langen und eben so weit von meinem Standpunkte entfernten Reihe. Meine Pulse schlugen heftig. Dennoch wäre meine Hand sicher genug gewesen, um aus dem bereitgehaltenen, auf dem Schiesstande erprobten Stutzen einen treffenden Schuss abzugeben. Aber das über eine Minute währende Schauspiel war so anziehend und fesselnd, das schöne Wild so harmlos, so ruhig in seiner Ahnungslosigkeit, dass ich mich zum Abdrücken nicht entschliessen konnte.

Die Jagd war vorüber, und ich musste mir die liebenswürdigen Vorwürfe des Hausherrn gefallen lassen, der sich nicht darüber zu fassen vermochte, dass ich die so seltene Gelegenheit nicht ausgenützt.

Bald darauf hatte ich nochmals Gelegenheit, eine Jagd auf Gemsen, und zwar im romantischen Dolomitengebiete von Ampezzo mitzumachen. Die Einladung hiezu wurde mir von einem in Schluderbach ansässigen Landesschützenoffizier gelegentlich einer Inspizierungsreise, die mich nach genanntem Orte brachte. General Graf Thun, der mich auf der Reise begleitete, beteiligte sich auch an der Jagd.

Wir brachen um Mitternacht von Schluderbach auf und hatten fünf Stunden zu steigen, bis wir oberhalb des Dürrensees auf einer Alm unsere Standplätze erreichten. Der ziemlich ebene Rücken, auf dem wir uns befanden, verlief westwärts sanft gegen eine flache Talmulde, östlich aber endete er in einer senkrecht abfallenden Felsenwand, die, tief bis zur Rienz hinabreichend, mit ihrem Fusse in einer Schutthalde stand. Der obere Rand des Absturzes war so scharf, dass es grosser Vorsicht bedurfte, wenn man sich vorbeugte, um über denselben bis zum Fusse hinabzusehen. An unserer Haltestelle lag, wie eine vorgeschobene Bastion, ein halber Dolomitkegel, dessen uns zugewandte Seite gleichfalls eine senkrechte Wand bildete. Ein Grat, quer in



MOLLINARY

als Feldmarschalleutnant und Militärkommandant in Tirol 1870.



der dadurch gebildeten Schlucht liegend, verband den grossen Rücken mit dem vorliegenden Kegel, der sich offenbar durch eine Rutschung von ersterem getrennt hatte. Der Grat reichte bis zur Höhe beider, war aber dortselbst so schmal, dass nur ein verwegener Bergsteiger seine Überschreitung ohne Schutzseil wagen konnte.

Mein Freund, der General, hatte als erfahrener Waidmann mit dem Jagdherrn das Programm entworfen und die Verteilung der Schützen auf den Ständen vereinbart. Der beste und dem gewöhnlichen Wechsel des Wildes nächstliegende Platz wäre auf dem Dolomitkegel gewesen. Als man mir aber denselben unter Erklärung dieses Umstandes anweisen wollte, sah ich mir den schmalen Grat nochmals an, und frug, ob ein Schutzseil vorhanden? Auf die verneinende Antwort dankte ich schön: «Da geh' ich nicht hinüber!» — «Aber es hat ja für einen geübten Bergsteiger, wie Du, keine Gefahr», redete mir Thun eifrig zu. «Sieh doch den unvergleichlichen Platz da drüben!» — «Geh' selbst hinüber, ich cediere Dir ihn!» meinte ich lachend.

Aber er weigerte sich aufs bestimmteste, allerdings nur aus — — «mir schuldiger Rücksicht....»

Prächtige Ausrede!... Tatsache war, dass wir beide die Jahre der Tollkühnheit überschritten, und Thun noch mehr als ich die jugendliche Schlankheit eingebüsst hatte.

Der Platz blieb also unbesetzt. Die Jäger verteilten sich am Rande der Felsenwand, legten sich flach auf den Boden, die Gewehre schussbereit zur Seite und den Kopf nur soweit über die Kante vorgeschoben, um den Weg am Fusse der Wand zu sehen, auf dem die Gemsen erwartet wurden.

Die Treiber mussten weit ausholen, und so war vom Wilde lange Zeit nichts zu erblicken. Ich benützte die Ruhepause, um mich am Anblicke der mir bisher noch unbekannten, berühmten Dolomiten mit ihren bis 3000 Meter hohen, glatten, weithin leuchtenden Wänden und bizarren Zinnen: dem Monte Piano, Monte Cristallo und Höllenstein, zu erfreuen. Infolge der vorausgegangenen starken Fusstour übermannte mich jedoch allmählig die Müdigkeit. Geblendet von den Strahlen der eben über dem Horizont aufsteigenden Sonne schloss ich die Augen und — schlief ein!

Plötzlich weckte mich ein Geräusch rollender Steine. Auffahrend, rieb ich mir die Augen, sah in die Tiefe und erblickte in

der Richtung, aus welcher die Gemsen erwartet wurden, einen Rudel von fünf bis sechs Stücken in voller Flucht. An ein Schiessen war nicht zu denken, denn die Tiere waren schon zu weit.

Als ich mich nach den anderen Schützen umsah, hatte ich den Eindruck, als hätten auch sie die Zeit, wo das Wild in ihrem Schussbereiche gewesen, in einem dem meinen ähnlichen Zustand zugebracht — jedenfalls ein Glück für die flinken Tiere!

Gestanden hat es aber keiner....

Der Misserfolg der Jagd konnte die gute Laune nicht trüben, in die der Anblick der herrlichen Natur mich versetzt hatte; aber grosse Geduld war nötig, um die Wehklagen und Versicherungen schmerzlichen Bedauerns zu ertragen, in denen sich die Herren der Gesellschaft auf dem Rückwege unausgesetzt ergingen.

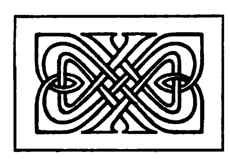
Mein Aufenthalt in Tirol sollte nicht lange dauern; schon nach nicht ganz zwei Jahren, zu Anfang 1870, wurde ich, wie bereits erwähnt, als Kommandierender nach Agram versetzt.

Der Abschied vom schönen Alpenlande fiel mir sehr schwer. Ich rechne die dort zugebrachte Zeit zu den angenehmsten meiner militärischen Laufbahn. Nicht nur, dass die ausgezeichnete Haltung der Linientruppen mir die Kommandoführung zu einem Vergnügen gestaltete, wurden auch meiner zweiten, heikleren Aufgabe, die da war das Einführen von Reformen im historischen, der Bevölkerung ans Herz gewachsenen Landesschützenwesen, durch das ungewöhnliche Entgegenkommen der Organe der politischen Verwaltung, der Landesvertretung und Landesverteidigung [1]) alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt. Endlich waren die Verhältnisse auch dadurch besonders günstige gewesen, dass die damals noch recht geringe Entwicklung des politischen Parteiwesens mir einen angenehmen, ungetrübten Verkehr mit allen Klassen der Bevölkerung ermöglichte.

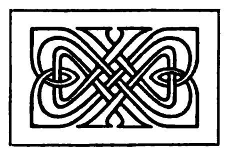
---

[1]) Es waren dies, ausser dem bereits genannten Statthalter Freiherrn von Lasser: Statthaltereirat Klingler, die Landes-Oberschützenmeister Dr. Schönherr von Tirol und Dr. Jussl von Vorarlberg, der Landesschützenhauptmann und Referent bei der Landesverteidigungs-Oberbehörde Dr. von An der Lan (nachmals Sektionschef im Wiener Landesverteidigungsministerium), dann Universitätsprofessor Pfaundler u. a. m.





XIII. Periode
1870—1877



Kommandierender General in Agram und Chef der Verwaltung im kroatisch-slavonischen Grenzland[1]

A. Vorbereitungen zur Entmilitarisierung der Militärgrenze.

Berufung nach Wien. — Programm. — Ernennung zum Kommandierenden. — Graf Andrássy. — Personale der Landesverwaltung. — Eine erste Vertrauensperson. — Antritt meiner neuen Stellung. — Statistisches über das Grenzland. — Erste Bereisung. — Stimmung im Lande. — Unruhen an der Reichsgrenze. — Räuberunwesen. — Zustände an der Küste. — Ministerkonferenzen. — Minister Kerkápoly. — Deutsch-französischer Krieg. — Erste Serie neuer Gesetze. — Behörden und Organe zur Durchführung der Reformen. — Auflösung der Grenzabteilung im Reichskriegsministerium.

IN den ersten Januartagen 1870 wurde ich durch kaiserlichen Befehl nach Wien berufen. Obwohl der Anlass nicht angedeutet war, meinte ich ihn doch zu erraten.

Einige Monate früher, bald nach der am 19. August 1869 erfolgten Veröffentlichung des k. und k. Manifestes, welches die Aufhebung des Militärgrenzsystems in den Ländern am Südrande der Monarchie in baldige Aussicht stellte, war durch die Zeitungen eine Notiz gegangen, der zufolge die Durchführung jener Massregel, so-

[1]) Viel von dem, was die Periode 13 enthält, ist Briefen entnommen, die ich in jener Zeit von Dienstreisen aus an meine Frau geschrieben habe. Es waren deren, als ich diese Periode verfasste, über 300 vorhanden.

weit sie die zu Kroatien-Slavonien gehörenden elf Regimenter betraf, mir bestimmt sein sollte.

Als ich mich, in Wien angekommen, beim Reichskriegsminister, meinem Freunde FML. Kuhn meldete, bestätigte mir dieser die Wahrheit der Nachricht und setzte hinzu, dass die Entmilitarisierung der beiden, nicht unmittelbar an der Reichsgrenze liegenden Warasdiner Regimenter und ihre Übergabe an die Banalregierung rascher durchgeführt werden müsse, während in den anderen neun kroatisch-slavonischen Regimentern, bevor ihre Übergabe an das Schwesterland erfolgen könne, erst die Zivilverwaltung vollkommen organisiert und zeitgemässe, zur Hebung der Kultur und Volkswirtschaft nötige Einrichtungen getroffen zu werden hätten. Den Zeitraum, innerhalb dessen die genannten Vorbereitungen vollendet sein sollten, bezifferte er mit sieben bis acht Jahren.

Die Distrikte der am linken Donauufer im Banate gelegenen drei Regimenter und des Titler Bataillons, die teils zur Bildung eines neuen ungarischen Komitates, teils zur Ergänzung der bestehenden benachbarten Komitate bestimmt sein würden, sollten ganz getrennt durch das Militärkommando in Temesvar entmilitarisiert und dann gleich der ungarischen Regierung übergeben werden.

In Kroatien-Slavonien, sagte er weiter, werde die Durchführung des Programmes, bei den politischen Zuständen im Lande und der feindlichen Stimmung, die in der Bevölkerung gegen Ungarn herrsche, möglicherweise auf Schwierigkeiten stossen. Zur Überwindung dieser und zur zweckmässigen Durchführung der ganzen Angelegenheit sei nach seiner Meinung unter allen Generalen ich der einzig richtige Mann. Die Aufgabe sei sehr wichtig, auch geeignet, meinen Ehrgeiz zu erregen, verdiene somit, dass ich meine ganze Kraft daran setze.

Kuhn hatte Eile und liess sich in eine nähere Besprechung nicht ein. Ich beschränkte mich daher darauf, ihm für seine gute Meinung zu danken, und begab mich in die Hofburg, um dem Kaiser mein Eintreffen melden zu lassen. Gleich nachdem dies geschehen war, wurde ich in Audienz empfangen.

Nach einigen Fragen persönlicher Natur: Wie es mir gehe? Ob ich von der 1866 bei Königgrätz erhaltenen Wunde ganz genesen? ging Se. Majestät auf den Gegenstand über. «Ich beabsichtige,» sagte er, «Sie zum kommandierenden General in Agram

zu ernennen. Da aber die dort zu lösenden Aufgaben keine leichten sind, so will ich die endgiltige Entscheidung nicht früher treffen, als bis Sie sich durch Einsicht in die vom Kriegsministerium im Einvernehmen mit den ungarischen Ministerien durchgeführten Vorarbeiten über deren Umfang und Wesen genau informiert haben.»

In kurzen, klaren, wirkliche Überzeugung verratenden Worten erklärte der A. H. Herr weiter: «Das Militärgrenzsystem habe, als überlebt, keinen Zweck mehr; die Aufhebung desselben werde vom Grenzvolke selbst gewünscht. Über die politische Zugehörigkeit der verschiedenen Distrikte könne kein Zweifel bestehen. An der dualistischen Gestaltung des Reiches, sowie an dem durch den Ausgleich vom Jahre 1868 geregelten, staatsrechtlichen Verhältnisse zwischen Kroatien und Ungarn[1]) dürfe nicht gerüttelt werden, daher jene Personen ferne zu halten seien, die zur Beratung und Beschlussfassung über die Art und Weise der Aufhebung des Militärsystems und die künftige staatsrechtliche Stellung ihres Landes einen Grenzer-Landtag verlangten.[2]) Derlei könne durchaus nicht bewilligt werden. Auch müsse bis zum Tage der Übergabe der Militärdistrikte an die Zivilbehörden in absoluter Weise, wie bisher, regiert und verwaltet werden.»

Der Monarch sprach in gütigster Weise; jedes seiner Worte war ein Beweis des hohen Vertrauens, das er in mich setzte. Dass ich unter solchen Umständen die mir zugedachte Mission ablehnen sollte, war ganz ausgeschlossen, mochten ihre Schwierigkeiten noch so gross sein. Überdies entsprachen die beabsichtigten Reformen so ganz meiner Überzeugung; sie erschienen mir so durchaus zeitgemäss, so vorteilhaft für Reich, Land und Bevölkerung, dass mich der Gedanke, ich sei zu ihrer Durchführung auserlesen, mit höchster Genugtuung erfüllen musste. Schon die erste Besprechung mit dem Vorstande der zehnten (Grenzlandes-) Abteilung des Reichskriegsministeriums, Oberst Gustav König, bestärkte mich in dieser meiner Auffassung.

Eine starke Grenzwacht gegen den Halbmond war schon lange nicht mehr notwendig. Im Felde waren die Grenzer heute nur

---

[1]) Gesetzartikel I, 1868, des Landtages der Königreiche Kroatien, Slavonien und Dalmatien.

[2]) In den Jahren 1848, 1861 und 1866 war das kroatisch-slavonische Grenzland auf dem Agramer Landtage durch Abgeordnete vertreten gewesen; ein besonderer Grenzlandtag jedoch bestand auch damals nicht.

eine Art Miliz und nicht mehr so geschätzt wie in früheren Zeiten, weil die eigenartige Organisation ihres Landes eine den gestiegenen kriegstechnischen Anforderungen entsprechende höhere, jenen der Linientruppen gleichkommende Ausbildung verhinderte. Deshalb waren auch von militärischer Seite gar keine Bedenken erhoben worden, als im Jahre 1851 die Auflösung der seit 1763 in Siebenbürgen bestehenden Grenztruppen (vier Infanterie- und ein Kavallerie-Regiment) erfolgte. Dass nicht auch gleichzeitig das Militärsystem im Banate und in Kroatien-Slavonien beseitigt wurde, erklärt sich durch die damaligen Zustände in Ungarn, die es der absoluten Zentralregierung wünschenswert erscheinen liessen, das alte Soldatenland noch weiter in der bisherigen direkten Abhängigkeit von Wien zu erhalten.

Nach der dualistischen Gestaltung des Reiches im Jahre 1867 richtete aber das wieder zu staatlicher Selbständigkeit gelangte Ungarn seine Blicke gleich auf die Militärgrenze. Schon im ersten, das neue Verhältnis zu Kroatien-Slavonien regelnden Gesetze vom 8. November 1868 gab es seinen bezüglichen Ansichten Ausdruck, indem es sich im § 65 «verpflichtete, auch in Hinkunft die Vereinigung der zu Kroatien-Slavonien gehörenden Militärgrenze mit Zivilkroatien zu betreiben».

Dem entsprechend erwirkte die ungarische Regierung im August 1869 die Erlassung des oben erwähnten k. und k. Manifestes.

Die Grenzer wünschten gleichfalls, aber aus wesentlich andern Gründen, die Entmilitarisierung. Das Bedürfnis beständiger Kampfbereitschaft war, wie erwähnt, nicht mehr vorhanden. Die Einrichtungen der militärischen Organisation waren veraltet und erwiesen sich, nachdem auch im Grenzvolke der Drang nach Besserung der wirtschaftlichen Zustände und höherer Kultur sich zu regen begonnen, als Hemmschuh, dessen baldige Beseitigung anzustreben war.

Es hat zwar schon seit Maria Theresia und gleich nach der im Jahre 1746 begonnenen Organisierung der Regimentsdistrikte an Versuchen nicht gefehlt, in letzteren Bodenbau und Viehzucht zu heben, Handel, Verkehr und Industrien zu entwickeln; aber die Erfolge waren immer verhältnismässig geringe gewesen, denn der alles dominierende Hauptzweck, die stete Kriegsbereitschaft, zog kulturellen Bestrebungen enge Grenzen.

Wenn auch unsere Offiziere in der weitaus grössten Mehrzahl human und pflichteifrig, sowie ehrlich bestrebt waren, der Bevölkerung in jeder Hinsicht Gutes zu erweisen — (in meiner Jugend hatte ich gesehen, wie väterlich das militärische Kommando geübt wurde) — an Übelständen konnte es bei einem so ausschliesslich soldatischen Verwaltungssystem nicht fehlen. Durch eine übertriebene, auch in die privatesten Angelegenheiten sich mengende Bevormundung wurde im Einzelnen die individuelle Energie, das selbständige Denken, durch die patriarchalische Vereinigung mehrerer Familien zu einer wirtschaftlichen Gemeinschaft («Hausgenossenschaft») aber die Lust an einem Schaffen beeinträchtigt, dessen Erträgnis nicht ihm und den Seinen allein zufiel. Alles, also auch die Ökonomie, unterstand in oberster Linie dem Kompagniekommando, d. h. Offizieren, Nichtspezialisten, welchen nur ausnahmsweise fachmännisch gebildete Organe beigegeben waren. Diese Herren, obgleich, wie gesagt, vom besten Willen beseelt, gingen auch volkswirtschaftlich vor, wie auf dem Exerzierplatze. Feld und Haus wurden auf Kommando bestellt, Nachlässigkeit oder Ungeschicklichkeit militärisch bestraft. Das alles war nicht eben darnach angetan, um musterhafte Landwirte zu erziehen.

Allerdings fehlte in Zeiten der Not die Hülfe nie; aber dieselbe war nicht immer eine zweckmässige. Im Likkaner Regimente z. B. verursachte mangelhafte und nachlässige Bodenbearbeitung häufigen Nahrungsmangel. Statt für bessere Bewirtschaftung zu sorgen, beschränkte man sich auf Unterstützung der Notleidenden und förderte dadurch Müssiggang und Trägheit. Im Peterwardeiner Regimente wieder, dessen Bezirk einen überaus fruchtbaren Boden hat, verstand man es nicht, zeitweiligen Überfluss vor Verschleuderung zu bewahren und nützlich zur Verbesserung der Wohnungen, zur Erbauung von Stallungen u. dergl. zu verwerten. Es ist kaum zu glauben, dass dort noch in den Siebenzigerjahren der grösste Teil der Pferde, Rinder und Schafe das ganze Jahr im Freien zubringen musste.

Auch die ursprünglich gegen die Einschleppung der Pestseuche gerichtete strenge Absperrung des Grenzlandes gegen Serbien und die Türkei, welche, obgleich längst gegenstandslos geworden, noch immer aufrecht bestand, hatte sich, durch Einschränkung des in wirtschaftlicher Beziehung unentbehrlichen Verkehrs, aus einer Wohltat in eine Plage verwandelt.

In Zivilkroatien und Slavonien drängte die ganze Bevölkerung zur Entmilitarisierung der Grenze. Die unionistische (ungarische) Partei, gleich den Magyaren, um die seit 1848—1849 missliebige militärische Macht, die starke Waffe Wiens, zu beseitigen und das Grenzland endlich unter die eigene Herrschaft zu bekommen; die ihr entgegenstehende national-kroatische aber, weil sie darauf rechnete, in der Grenzbevölkerung Förderer ihres Strebens nach grösserer Unabhängigkeit von Ungarn und so, nach der Zweiteilung des Reiches, eine Dreiteilung desselben zu erlangen.[1])

Als Gegner der Auflösung der Militärgrenze wären fast ausschliesslich zwei Gattungen von Grenzoffizieren zu nennen. Erstens jene unter den noch Dienenden, welche vor dem ungewohnten, anstrengenden Dienste der Linie sich scheuten, dem ihnen noch unbekannten in der Landwehr aber misstrauten, und denen somit, im Falle der Auflösung, nur der Übertritt in den Ruhestand übrig geblieben wäre. Zweiteus aber die Pensionisten. Diese waren, wie begreiflich, der Aufhebung alter, bewährter Einrichtungen, in denen sie ihr ganzes Leben zugebracht hatten, in der Mehrzahl abhold. Vom Einflusse dieser Offiziere auf das Grenzvolk war jedoch ein allgemeiner Umschlag der Stimmung im Lande nicht zu befürchten, weil sich die Sehnsucht nach der Entmilitarisierung schon zu mächtig entwickelt hatte.

---

[1]) Ein Blick auf die erste beste ethnographische Karte liesse freilich nicht bloss eine drei-, sondern auch eine mehrfach grössere Teilung des Reiches nach Stämmen oder Sprachen als möglich erscheinen. Hatten doch 1848 die Czechen Palacky und Rieger beantragt, das neue Österreich in acht nationale Gruppen zu zerlegen! Dass die Slaven, wenn unter sich einig, wenigstens einen Teil dieses für Österreich mörderischen Planes hätten durchsetzen können, unterliegt keinem Zweifel. Auch jetzt wären sie imstande gewesen, den Ungarn gewaltige Schwierigkeiten zu bereiten. Aber an eine Einigung, wenn auch nur der österreich-ungarischen Südslaven, war bei der grossen Verschiedenheit in Charakter und Sitten, welche die Völker Kroatiens, Dalmatiens, Slavoniens, Istriens, Krains und Südsteiermarks untereinander scheidet, bei der in den erstgenannten dieser Länder herrschenden Rivalität der Landesreligionen, bei den Zuständen in den angrenzenden Staaten — Serbien, Montenegro, sowie den damals von uns noch nicht okkupierten türkischen Provinzen Bosnien und Herzegowina — der zielbewussten, konsequenten und energischen Politik der Ungarn gegenüber nicht zu denken. In Cisleithanien wieder standen der Durchführung eines Nationalitätengesetzes jene Parteien, welche die Grossmachtstellung der Monarchie und die Einheit der Armee nicht gefährden mochten, ferner die Deutschen entgegen, die aus der bisher führenden Rolle im Staate verdrängt worden wären.

So viel über die Schwierigkeiten, die seitens der verschiedenen Parteien innerhalb des Grenzgebietes zu besorgen waren. Man konnte ihnen mit ziemlicher Beruhigung entgegensehen.

Dagegen liessen die verschiedenen Zwecke, welche die zur Aufhebung des Militärsystems drängenden Parteien ausserhalb des Grenzlandes erreichen wollten, bei deren grossem, mitunter entscheidendem Einflusse auf die Angelegenheit wohl das Eintreten bedeutender Schwierigkeiten besorgen. Auf derlei muss man aber bei Inangriffnahme jeder grösseren politischen oder wirtschaftlichen, wenn auch noch so dringend gebotenen und zeitgemässen Umgestaltung gefasst sein, und darf sich dadurch nicht abschrecken lassen.

Zunächst war hauptsächlich mit der feindlichen Stimmung des slavischen Grenzvolkes gegen die Ungarn zu rechnen, sowie mit dessen Misstrauen gegen die Budapester Regierung, welch letztere bei der Lösung der Aufgabe den grössten Einfluss besass.

Das im Kriegsministerium mit Benützung älterer Arbeiten verfasste Programm der Reformen, Neueinrichtungen und vorzunehmenden Investierungen schien mir, wenn zweckmässig und bald durchgeführt, vollkommen geeignet, die berechtigten Wünsche des Grenzvolkes zu erfüllen und dasselbe in bezug auf die Absichten der ungarischen Regierung zu beruhigen.

Es liess sich mit Bestimmtheit erwarten, dass die Bevölkerung in der bevorstehenden Periode eingreifender Neuerungen, als da waren: Einrichtung der Stadt- und Landgemeinden auf freiheitlicher, autonomer Grundlage, Einführung politischer Distrikts- (Komitats-) Behörden an Stelle der Regiments- und Kompagniekommanden, Ablösung der Militär- durch Zivilgerichte und Ersetzung des Militärstrafgesetzes durch ein bürgerliches, Vermehrung der Schulen bei gleichzeitiger Verbesserung der Lehrpläne, Erhöhung der Lehrergehalte und der Bezüge der Geistlichkeit, Bau von Eisenbahnen, Gewässerregulierungen, Aufforstung des Karstes und dergleichen mehr, ihre ganze Aufmerksamkeit diesen Dingen zuwenden, in der Erkenntnis der vielfachen Vorteile, welche daraus dem Ganzen wie dem Individuum erwuchsen, sich vorläufig befriedigt fühlen, und in Geduld den Zeitpunkt abwarten würde, welcher auch ihnen freiheitliche Rechte bringen sollte.[1])

[1]) Mit den Vorarbeiten zu diesen Reformen war speziell der oben erwähnte Vorstand der zehnten Abteilung des Reichskriegsministeriums, Oberst Gustav König,

Nach Ablauf der paar Tage, die ich mir zur Durchsicht der Vorarbeiten erbeten, wieder zu Sr. Majestät berufen, konnte ich mich zur Übernahme der mir zugedachten Mission bereit erklären, und erbat mir nur die Nachsicht des Kaisers für den Fall, dass es mir trotz besten Willens nicht gelingen sollte, die in mich gesetzten Erwartungen zu erfüllen.

Der Kaiser lächelte freundlich und sagte: «Sie werden gewiss gut entsprechen.» Meine Ernennung erfolgte auch gleich unterm 21. Januar.

Ich eilte nach Innsbruck, um dort mein Kommando zu übergeben, und dann unverweilt wieder nach Wien, von wo ich, nach Einholung der letzten Weisungen, ohne weiteres an meine neue Bestimmung nach Agram abgehen zu können glaubte.

Wider Vermuten wurde ich jedoch durch mehr als 14 Tage aufgehalten. Man erwartete den ungarischen Ministerpräsidenten Andrássy in Wien und wünschte, dass ich mich mit ihm persönlich auseinandersetze.

Freilich hätte ich ihn selbst in der ungarischen Hauptstadt aufsuchen können; aber man befürchtete, bei der anti-magyarischen Stimmung der Grenzer könnte die Nachricht, ich habe mir, noch vor Antritt meines Kommandos, in Budapest Instruktionen geholt, gegen mich böses Blut erzeugen und mir meine Stellung von allem Anfange an erschweren.

Gleich nach Andrássys Ankunft hatte ich mit ihm eine drei Stunden währende Konferenz. Er sprach lebhaft und geistreich. Seine Ansichten erschienen mir im wesentlichen richtig, nur manchmal zu optimistisch. Hie und da verrieten sich Lücken in seinem Wissen. Auch drückte er sich nicht immer klar aus. Jedenfalls aber betrachtete er die Dinge vom höheren Standpunkte aus und bemühte sich auch, unbefangen zu urteilen. Die Humanität seiner Gesinnungen zeigte sich in jedem Wort; überhaupt war sein ganzes Benehmen geeignet, Sympathien zu erwecken.

---

betraut. Ein Bückeburger, war er 1843 mit guter reichsdeutscher Schulbildung als Kadett in unsere Armee getreten und hatte in der Truppe bis zum Oberst gedient, in welch letzterer Charge er 1868 die Berufung ins Kriegsministerium erhielt. Von seinen 25 Dienstjahren hatte er 15 als Kompagnie-, Bataillons- und Regimentskommandant in der Militärgrenze zugebracht, also reichlich Gelegenheit gehabt, die Einrichtungen und Zustände im Soldatenlande kennen zu lernen.

Ich verliess ihn, erfüllt von bester Hoffnung auf künftiges gutes Einvernehmen und voll Vertrauen auf energische Unterstützung von seiner Seite.

Weniger günstig war der Eindruck, den ich vom Minister des Äussern Baron Beust empfing, als ich ihm einen anbefohlenen Besuch abstattete.

Sei es, dass er die Zustände im Militärgrenzlande zu wenig kannte, sei es, dass er die Bedeutung der schwebenden Frage nicht genügend zu würdigen verstand, kurz, er beschränkte sich auf eine leere Causerie über den für die ganze Monarchie so hochwichtigen Gegenstand. Diese von ihm beliebte leichte Art beunruhigte mich jedoch weiter nicht, denn es war nicht wahrscheinlich, dass der Minister des Äusseren in die Lage kommen würde, in der Frage viel mitzusprechen.

Nach der Konferenz mit Andrássy fand unter dem Präsidium des Kaisers eine Sitzung statt, an welcher Reichskriegsminister Kuhn, Graf Andrássy, Oberst König, Oberst Beck — (der Vorstand der Militärkanzlei) — und ich teilnahmen. In derselben wurden die Ergebnisse der bisherigen Einzelbesprechungen zusammengefasst und die in betreff meines weiteren Vorgehens getroffenen Vereinbarungen von Sr. Maj. gutgeheissen.

Am nächsten Tage legte ich den Eid als Geheimer Rat ab, welche Würde mir, wie gebräuchlich, gleich nach der Ernennung zum kommandierenden General verliehen worden war.

Nach dem feierlichen Akte wurde ich nochmals zu Sr. Majestät befohlen. «Ich habe Sie rufen lassen», sagte der Kaiser, «um Sie zu grüssen und Ihnen glückliche Reise zu wünschen. Ich habe gesehen, dass Sie die Verhältnisse richtig auffassen und bin überzeugt, dass Ihnen die Lösung Ihrer Aufgabe gelingen wird.»

Ein *Glück auf!* wie es ermutigender nicht lauten konnte ......

Vom Personale der Landesverwaltung kannte ich noch Niemanden. Bei meiner Aufgabe, der Umgestaltung der Landesverwaltung, kamen an erster Stelle, vor den Bau-, Forst- und Rechnungsbeamten, die Offiziere des Verwaltungskorps und jene des Auditoriats in Betracht. Dem Vernehmen nach sollten von den Erstgenannten gerade die Fähigsten mit ihren Sympathien auf Seite ihrer Stammesgenossen, der Kroato-Serben, stehen und nicht un-

befangen sein. Das Kriegsministerium erklärte sich jedoch bereit, auf meinen Antrag hin sogleich Jeden zu entfernen, der seine Gesinnungen in einer mit seiner dienstlichen Stellung nicht vereinbaren Weise betätigen sollte. Diese Zusage war wichtig und notwendig. Indessen hoffte ich von derselben nur selten Gebrauch machen zu müssen. Ich wusste aus Erfahrung, dass die Haltung der Untergebenen im Dienste wie ausser Dienst wesentlich von der Art der Behandlung abhängt, die ihnen von ihren Chefs zuteil wird. Verstehen letztere objektiv und gerecht vorzugehen, besitzen sie dabei in Personal-Angelegenheiten genügende Gewalt, um sich respektieren zu machen, dann gibt es auch selten grössere Anstände.

Nun war aber die Macht der kommandierenden Generale in Verwaltungsangelegenheiten fast auf Null reduziert, nachdem das Kriegsministerium allmählig die Leitung des ganzen Ressorts an sich gezogen hatte. Das konnte, sobald ich an mein Werk ging, unmöglich weiter so bleiben. Es wurde diess bei den Konferenzen in Wien auch anerkannt und mir die Versicherung gegeben, dass die diesfalls nötigen Verfügungen erfolgen würden.

Wenn ich nun auch vorläufig auf die Beseitigung einzelner Personen ihrer politischen Meinungen wegen verzichten zu können glaubte, so musste ich doch darauf bedacht sein, an meiner Seite einen vollkommen verlässlichen Mann zu haben, der, gründlich vertraut mit den Verhältnissen des Grenzlandes, dabei durchaus unabhängig von nationalem und politischem Parteiwesen, mich als Vertrauensperson mit Rat und Tat wirksam unterstützen könnte.

Beim Ministerium erkannte man die Berechtigung meines Verlangens an und überliess mir die Wahl der betreffenden Persönlichkeit. Der Wunsch, bei der Menge verwickelter Rechtsgeschäfte, deren Abwicklung mir bevorstand, einen kundigen Berater immer zur Seite zu haben, veranlasste mich, in erster Linie unter jenen Auditoren des Heeres Umschau zu halten, welche in der Grenztruppe gedient hatten.

Der mir persönlich befreundete General-Auditor Leuzendorf, Vorstand der Justizabteilung des Kriegsministeriums, an den ich mich um Rat wandte, machte mich auf Ferdinand Beyer aufmerksam, einen Schlesier, welcher, nach absolviertem Jus 1859 in das

Auditoriat eingetreten, längere Zeit bei den Militärgerichten der Grenze in Verwendung gestanden war, und nun ein Brigadegericht in Wien leitete.

Gleich die erste Zusammenkunft mit Beyer führte zu voller gegenseitiger Verständigung, und so war die Angelegenheit rasch geordnet. Da am bestehenden Verwaltungsorganismus vorläufig nichts geändert werden sollte, er aber in dessen Rahmen nicht angemessen untergebracht werden konnte, so hielt ich es für das beste, ihn mir vorderhand, unter gleichzeitiger Versetzung in den Kombattantenstand, als Personaladjutant zuteilen zu lassen, bis sich späterhin, im neu zu schaffenden Beamtenstatus der Grenzverwaltung, die richtige Stellung für ihn finden würde.

Meine Wahl hat sich als eine sehr glückliche erwiesen. Offen und ehrenhaft, korrekt in Haltung und Benehmen, ein tüchtiger Jurist, ein Kenner der Zustände und Einrichtungen des Landes, eine Arbeitskraft ersten Ranges, dabei mir ganz ergeben, ist er mir die sieben Jahre meiner Agramer Verwendung hindurch erfolgreich zur Seite gestanden, auch seitdem in treuer Anhänglichkeit zugetan geblieben. Er war, insbesondere in juristischer Beziehung, meine rechte Hand, und viele gute Gesetze und Vorschriften aus jener Periode der Reorganisation verdanken in erster Linie ihm, dem gewiegten Rechtskenner, ihre Entstehung.[1])

Bei meinem Eintreffen in Agram (Februar 1870) befanden sich im Gebiete des Generalates ausser den zehn Grenzregimentern, deren jedes im eigenen Ergänzungsbezirke lag, an Linientruppen nur zwei Infanterieregimenter, ein Jägerbataillon, ferner zwei Fussbatterien und drei Festungsartilleriekompagnien in den grösseren Städten Zivilkroatiens und -Slavoniens, dann in den Festungen Brod, Gradiska, Karlstadt und Essegg verteilt. Die Linien- und Grenztruppen waren in fünf Brigaden und zwei Divisionen gruppiert. Im nächsten Jahre wurde noch ein elftes Grenzregiment, Peterwardeiner Nr. 9, welches zur Zeit noch dem Militärkommando Peterwardein unterstand, nach der Verlegung dieser Behörde in die Stadt Temesvar dem Agramer Generalat zugewiesen.

Die Linientruppen gaben mir bei ihrer geringen Zahl nicht viel zu schaffen, und da in den Distrikten Ruhe und Ordnung

[1]) In der Folge war Beyer Direktor der Elbemühle-Papierfabrik und Vizepräsident der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft.

herrschte, auch nach der Versicherung einiger gut orientierter Generale zu erwarten war, dass die bevorstehende Auflösung der beiden Warasdiner Regimenter anstandslos vor sich gehen würde, so hatte ich Zeit, in aller Muße die Zustände und Personen nicht nur im Grenz-, sondern auch in den Nachbargebieten zu studieren, insofern sie berufen waren, im beabsichtigten Umgestaltungsprozesse Einfluss zu nehmen.

Was zunächst Agram betrifft, so musste ich mit der dortigen Zivilregierung selbstverständlich Fühlung nehmen. Der Banus Baron Rauch, zu den ungarisch gesinnten Magnaten gehörend, hatte im Lande wenige Anhänger. Die Art, in welcher er 1869 die Beseitigung eines alten Übels, die Trockenlegung einer Niederung an der Save, Lonjskopolje, eingeleitet, hatte der Opposition Anlass zu heftigen Zeitungs-Angriffen gegeben. Der Banus klagte bei Gericht. Da die betreffende Zeitung in Sissek erschien, und dieser Ort im Grenzgebiete lag, so musste die Klage beim Regimentsgerichte in Petrinja eingebracht werden. Als ich in Agram eintraf, war die Verhandlung noch im Zuge. Ich musste in dieser Angelegenheit ganz neutral bleiben, nur jeden unberufenen Einfluss auf das Gericht fernhalten. Nach erfolgter Abweisung der Klage trat der Banus von seinem Posten zurück.

Die Vorgänge in dem an das Agramer Militärterritorium grenzenden türkischen Paschalik nahmen fortwährend unsere gespannte Aufmerksamkeit in Anspruch. An den Kämpfen zwischen Christen und Muselmanen beteiligten sich, bei der Glaubens- und Stammesverwandtschaft, die zwischen den Aufständischen und ihnen herrschte, unsere Grenzer mit Vorliebe. Bewaffnete Grenzüberschreitungen von der einen wie der anderen Seite waren an der Tagesordnung. Sie veranlassten die lebhaftesten schriftlichen Auseinandersetzungen nicht nur zwischen uns und dem österreichisch-ungarischen General-Konsulat in Sarajewo, sondern auch mit dem Pascha-Gouverneur in Bosnien. Zur Besorgung des Briefverkehrs mit letzterem, welcher in türkischer Sprache geführt wurde, war beim Generalkommando ein orientalischer Dolmetsch angestellt. Natürlich hatte ich es nicht versäumt, den Pascha bald nach meinem Eintreffen durch ein Schreiben freundnachbarlich zu begrüssen und ihm die Übernahme meines Kommandos anzuzeigen, worauf eine in überaus blumen-

reicher Sprache gehaltene Antwort erfolgte. Augenblicklich schwebte zwischen uns eine end- und — wie gewöhnlich — erfolglose Verhandlung betreffend die Auslieferung eines berüchtigten Räubers, der aus der Grenze nach Bosnien geflohen war.

Durch die Unterstellung des Peterwardeiner Regiments, die, wie oben erwähnt, im zweiten Jahre meiner Amtswirksamkeit erfolgte, wurde auch Serbien unmittelbarer Nachbar des Agramer Generalates. Doch bei dem Umstand, dass beide Länder durch den ziemlich breiten Savefluss getrennt waren, gab es zwischen den Grenzbewohnern diesseits und jenseits nur selten Konflikte. Politisch genommen waren damals, zur Zeit der Minderjährigkeit des Fürsten Milan, die Serben zu sehr mit ihren eigenen inneren Angelegenheiten beschäftigt, um sich viel um jene der «Brüder» im österreichisch-ungarischen Grenzgebiete zu kümmern.

Das mir unterstehende Grenzgebiet war ungemein ausgedehnt. Seine Längenerstreckung, zugleich jene der Reichsgrenze von Semlin bis Dalmatien, betrug in gerader Richtung nicht weniger als 450 Kilometer, sein Flächenraum 23,000 Quadratkilometer, also etwas mehr als der von Zivilkroatien-Slavonien, welcher bloss 20,000 Quadratkilometer ausmachte. Die Bevölkerung zählte im Jahre 1869 im Grenzgebiete 817,000 Köpfe (im Schwesterlande etwas mehr, 1,160,000).

Kaum dass die Jahreszeit sich zum günstigen zu wenden begonnen, trat ich die Bereisung des Landes an. Ich hatte von demselben bisher nur wenig gesehen: als ganz junger Offizier auf meinem Marsche aus Dalmatien über Gospić und Karlstadt nach Agram einen Teil der vier «oberen» Regimenter, ein paar Jahre später dann, auf einer Urlaubsreise, jene Bezirke des östlichen Teiles des Peterwardeiner Regimentes, welche beiderseits der Strasse Peterwardein-Semlin liegen.

Die Bereisung nahm bei 40 Tage in Anspruch. Sie berührte 10 Regiments-, 120 Kompagnie-Stabsorte und 13 Militär-Kommunitäten (Städte und Marktflecken mit etwas beschränkterer Wehrpflicht und freierer Gemeindeverwaltung).

Zuerst besuchte ich im mittleren Teile, zwischen Unna, Save und Kulpa, die Banal-Regimenter Nr. 10 und 11; dann im östlichen Teile, an der Save, die slavonisch-sirmischen Regimenter

(Broder Nr. 7 und Gradiskaner Nr. 8); hierauf die im Innern liegenden Warasdiner Regimenter (Kreuzer Nr. 5 und St. Georger Nr. 6), und zum Schlusse die oberen oder Karlstädter Regimenter (Likaner Nr. 1, Otočaner Nr. 2, Oguliner Nr. 3 und Szluiner Nr. 4).

Physiognomie und Haltung des Volkes erinnerten mich lebhaft an den Titler Distrikt, meine Heimat.

Ich fand im grossen und ganzen eine ruhigere Stimmung vor, als ich erwartet hatte. Die Oberste und Hauptleute, in deren Händen neben dem militärischen Kommando ja auch die Zivilverwaltung lag, versicherten, dass die Bevölkerung der Entmilitarisierung mit Ruhe entgegensehe und Schwierigkeiten von ihr nicht zu befürchten seien.

Mit diesen Versicherungen standen freilich gewisse Ansprachen nicht im Einklange, welche in mehreren Ortschaften des Oguliner-Regimentes die zu meiner Begrüssung erschienenen Gemeinderäte an mich richteten. Sie drückten ihre Besorgnisse, die Zukunft des Landes betreffend, aus, protestierten gegen die Entwaffnung und verlangten die unverweilte Gewährung parlamentarischer Einrichtungen, damit sie ihr Selbstbestimmungsrecht ausüben könnten. Dabei wurde ein selbstbewusster Ton angeschlagen, der stark von jenem militärisch-unterwürfigen abstach, den die Grenzer sonst ihren Vorgesetzten, besonders aber Generalen gegenüber anzuwenden pflegten.

Ich hielt es jedoch für besser, die Leute sprechen zu lassen, wie es ihnen zu Mute, oder richtiger, wie es ihnen von Agitatoren angelernt worden war, als sie schweigen zu heissen, und beschränkte mich in meinen Antworten darauf, die mir wohlbekannten Intentionen des Kaisers hervorzuheben, der nur das Beste des Grenzvolkes beabsichtige; wovon sie sich bald selbst überzeugen würden, wenn die ihnen zugedachten neuen Einrichtungen zur Einführung gelangten.

Ein einzigesmal musste ich einen Redner zurechtweisen, der vor dem Gemeindehause in Ogulin in einen schreienden Ton verfallen war, um von dem zahlreichen Volke gehört zu werden, das uns in einiger Entfernung umstand; allein auch diesmal, ohne von meiner militärischen Strafgewalt Gebrauch zu machen. Vielmehr beschränkte ich mich auf die streng hingeworfene Bemerkung: «Ni sam gluh!» (Ich bin nicht taub.[1]) Die Leute lachten, der Mann war beschämt und befleissigte sich fortan einer bescheideneren Sprache.

---

[1]) Im Knabenalter war ich der Sprache des Volkes gut mächtig gewesen; aber seit 37 Jahren ohne Übung, vermochte ich mich jetzt in derselben nicht mehr ge-

Es ist naheliegend, dass ich auf die gemachten Wahrnehmungen hin den Oguliner Distrikt besonders scharf im Auge behielt; eine Aufmerksamkeit, die, wie die Folge lehrte, vollkommen gerechtfertigt war, denn im Oktober 1871 brach dort ein Aufstand aus, von dem später die Rede sein wird.

Natürlich unterliess ich es nicht, dem Kriegsministerium in einem Berichte meine Besorgnisse mitzuteilen, allein dieselben fanden nicht die entsprechende Würdigung. Meinem Antrage, man möge den etwas schwachen und schwierigen Verhältnissen kaum gewachsenen Regimentskommandanten entfernen, wurde erst ein Jahr später entsprochen, als der befürchtete Aufstand eingetreten war und für die Richtigkeit meiner Auffassung unwiderlegliche Dokumente geliefert hatte.

Die Militärgrenze war gegen die Türkei ihrer ganzen Länge nach durch einen Kordon von Posten bewacht, die mit periodischer, gewöhnlich achttägiger Ablösung in eigens erbauten Wachthäusern («Csardaken») untergebracht waren. Bei den sechs an der sogenannten «trockenen» Grenze, zwischen Novi an der Unna und dem dreifachen Grenzpunkte Militärkroatien-Dalmatien-Bosnien liegenden Regimentern bestand überdies unter dem Namen «Serežaner» eine mobile besondere Grenzwache von 200 Berittenen, welche gegen den barbarischen Nachbar gute Dienste leisteten, im Lande selbst grosses Ansehen genossen und sich auch in auswärtigen Kriegen als «Rotmäntler» ebenso bekannt wie gefürchtet gemacht hatten. An dieser meist quer über Berg und Tal ziehenden, leicht zu überschreitenden und viele Schlupfwinkel bietenden «trockenen Grenze» war es in früheren Zeiten zwischen den Kordonswachen und türkischen Horden häufig zu so ernsten Kämpfen gekommen, dass ganze Regimenter aufgeboten werden mussten, um die Eindringlinge zu vertreiben und die Ordnung wieder herzustellen.

Der letzte grössere Vorfall dieser Art hatte im Februar 1846 in der Gegend stattgefunden, wo das Nachbarland zwischen Novi und Bihač über die Unna herüber weit in unser Gebiet vorsprang.

läufig auszudrücken. Das Wenige jedoch, das mir noch zu Gebote stand, war reinster Titler Dialekt und soll die Grenzleute durch seine volkstümlichen Anklänge angenehm berührt haben.

Ein Excess, von Türken während des Marktverkehrs am Rastellplatze[1]) Prosečeni-Kamen provoziert, hatte unseren Kordonskommandanten zur Anwendung von Waffengewalt gezwungen, wobei die Türken einen Verlust von ungefähr 100 Toten und Verwundeten erlitten.[2])

Um ferneren Übergriffen des unruhigen Nachbarvolkes vorzubeugen, wurde damals an der Grenze ein Corps von 20,000 Mann mit der Bestimmung zum Einmarsche in Bosnien zusammengezogen; doch kam die Angelegenheit auf diplomatischem Wege zur friedlichen Austragung.

Während es den beiderseitigen Behörden seither gelungen war, die Ruhe an der Grenze aufrechtzuerhalten, waren sie in der Bekämpfung des Raubwesens, das sich in einigen unserer Bezirke an der trockenen Grenze eingenistet hatte, weniger erfolgreich gewesen.

Die bösen Zustände im östlichen Teile des Likaner Distriktes stammten noch aus der Zeit der Türkenherrschaft. Nach 60jähriger Dauer derselben war am Ende des 17. Jahrhunderts die Gegend verödet, die spärlich vorhandene Einwohnerschaft entartet und verwildert. Die Wiederbevölkerung erfolgte allmählig, teils durch Flüchtlinge aus der Türkei, teils durch Zuzüge aus anderen angrenzenden Ländern. In ein paar Orten, Perusić und Udbina, im Innern des Distriktes, waren Türken zurückgeblieben, die zum Christentum übertraten und sich gut verhielten. Diese allmählige, aber entschiedene Besserung der Bevölkerung beschränkte sich jedoch auf die inneren Bezirke; an der Grenze gegen die Türkei blieben die alten Zustände fortbestehen.

---

[1]) «Rastellplatz» (vom italienischen rastello, Gitter) hiessen die längs des ganzen Kordons der Likka bis zur ersten Flussgrenze (Unna) bestehenden gittergeteilten Plätze, auf welchen der Marktverkehr zwischen Bosnien und der Monarchie sich abspielte. Der übliche Kleinhandel fand in der Weise statt, dass die Ware zwischen den Gitterstäben durchgereicht wurde. Dadurch sollten die Bosniaken abgehalten werden, mit den Grenzern in persönliche Berührung zu treten; eine Massregel, die wohl ursprünglich der Pestgefahr ihre Entstehung verdankte, später aber hauptsächlich zur Verhinderung etwaiger Handgemenge beibehalten wurde. — Die ganze übrige Grenze war durch die Kordonsposten hermetisch gegen die Türkei abgesperrt.

[2]) Die Geschichte dieser «Repressaliengefechte» bloss in den 36 Jahren von 1809 bis 1845 füllt ein ganzes Buch aus, das 1881 als erste Lieferung der «Mitteilungen des k. und k. Kriegsarchivs» erschienen ist.

Am 17. Juni 1870, dem Tage, an welchem ich mich von Zavalje im Otočaner nach Unter-Lapac im Likaner Regimentsbezirke begab, wurden ganz in der Nähe des Saumweges, den ich mit meinem Gefolge zu Pferde benützte, 120 Likaner Grenzbewohner auf ihrem Wege aus dem Innern nach dem Markte (Rastellplatz Lisicia) von ihren eigenen Landsleuten ausgeraubt.

Eine Bande von nur sieben mit Gewehr, Pistolen und Handschar bewaffneten Räubern hatte sich im Kuk-Gebirge mitten im Walde an einer zu Überfällen geeigneten Stelle der Strasse postiert und die einzeln oder in kleinen Gruppen Passierenden angehalten. Von der zwangsweise vorgezeigten Barschaft nahmen sie allerdings nur einen gewissen Teil, hielten aber dann die Beraubten so lange in einer der im Karst so häufigen Höhlen gefangen, bis die ganze Marktgängerschaft durch die Prozedur gegangen war. Inmitten einer zahlreichen und aufgeregten Volksmenge erwarteten die Geschädigten in Unter-Lapac meine Ankunft, klagten mir ihre Not und baten dringend um Hilfe und Schutz.

Bisher sollte bei den Räubern die Gepflogenheit geherrscht haben, nur Handelsleute zu brandschatzen, die übrigen aber unbehelligt zu lassen. Dadurch waren letztere in Sicherheit gewiegt und verleitet worden, ihre Waffen zu Hause zu lassen, um das vor dem Betreten des Rastellplatzes vorgeschriebene Ablegen derselben zu vermeiden.

Offiziere und im Dienste stehende Mannschaften blieben bei solchen Gelegenheiten verschont, so lange sie nicht aggressiv vorgingen, d. h. ihre Pflicht taten. Wehe aber jenen aus dem Volke, die Unterschlupf verweigerten oder diesen verrieten!

Es scheint fast unmöglich, dass solche Zustände im siebenten Dezennium des 19. Jahrhunderts bestehen konnten! Noch dazu in einem Soldatenlande, wo jede aus 6000 bis 8000 Seelen bestehende Kompagnie- oder Ortsgemeinde von fünf Offizieren und einem zahlreichen Hilfspersonale aus dem Unteroffiziersstande verwaltet wurde, denen zur Aufrechthaltung der Sicherheit über 200 Bewaffnete zur Verfügung standen; wo auch die dem aktiven Soldatenstande nicht Angehörigen (Nicht-Einrollierte hiessen sie mit offiziellem Titel) dem Militär-Strafgesetze unterstanden und — da das Regiment nicht weniger als fünf Auditore hatte — auch die schnellste Ausübung der Justiz möglich war!

Die Räuber wussten sich beim Volke das Ansehen von Helden

(«junaci») zu geben und dadurch feurige, tatendurstige Jünglinge, besonders solche, die mit den Gesetzen in Konflikt geraten waren, an sich zu ziehen, um ihre Abgänge zu decken. In den letzten Jahren war es der Likaner Behörde zwar gelungen, sechs solcher Helden sich zu bemächtigen und sie unschädlich zu machen; aber den vieren, die nicht gefangen werden konnten, gesellten sich bald neue hinzu, und nun bestand die Bande aus sieben Mann, was im ganzen Regimente bekannt war.

Es schien wirklich, als hätten die Strauchdiebe für die oben erwähnte Unternehmung Ort und Zeit absichtlich so gewählt, um dem neuen Landeschef ihre Macht so recht von ganz nahe vor Augen zu führen.

Die von mir benützten Wege in dem berüchtigten Bezirke waren durch Soldatenpikets besetzt und von Patrouillen begangen, aber nicht meiner persönlichen Sicherheit wegen — denn diese wäre nicht gefährdet gewesen —, sondern nur um zu verhindern, dass der Anführer der Bande sich mir nähere, um Pardon bitte und mir dadurch mindestens Verlegenheiten bereite.

Dieses Um-Pardon-Bitten wurde nämlich von den Häuptlingen, wenn sie, alt und schwach geworden, für das wilde Leben nicht mehr taugten oder es satt bekommen hatten, häufig und meist mit Erfolg in Szene gesetzt. Noch vor zwei Jahren hatte ein Räuberhäuptling im Likaner Bezirke sich vor dem durchpassierenden kommandierenden General, Gnade erflehend, auf die Kniee geworfen, und jener — es war der intelligente und schneidige G. d. K. Baron Gablenz — sich wirklich zur Gewährung vollen Pardons bewegen lassen.

Ich selbst kam auf meiner Bereisung nicht weit von dem Orte vorüber, wo nunmehr frei und unbehelligt der Begnadigte vom eingebrachten fremden Gute sich nährte und manchem ehrgeizigen «armen Jungen» als nachahmenswertes Vorbild diente.

Nachdem die in Unter-Lapac versammelten Opfer des Raubes vernommen worden, hielt ich mit dem Regimentskommandanten Oberst Stephan Csikos, seinem Chef-Auditor Hauptmann Kostial und meinem Personaladjutanten, dem oben erwähnten frühern Auditor Beyer eine Beratung über die Massregeln, welche zu ergreifen wären, um dem alten, tiefsitzenden Übel endlich an die Wurzel zu kommen.

Man wusste nur einen Rat: standrechtliche Behandlung, nicht nur der Räuber selbst, sondern auch ihrer Hehler und Unterstandgeber.

Gewiss war dies kein neues Mittel und der obersten Militärbehörde in Wien wohlbekannt; doch hatte sich letztere zu dessen Anwendung bisher nicht entschliessen können.

Nun, wer für sich das Recht beansprucht, zum Schutze der Gesellschaft gegen überhandnehmenden Strassenraub die Todesstrafe anzuwenden, begeht nur eine Inkonsequenz, nimmt er von letzterer jene aus, ohne deren Unterstützung genannte Landplage gar nicht, oder doch nicht auf die Dauer bestehen könnte.

In diesem Sinne war auch mein Bericht an das Reichskriegsministerium abgefasst. Als nun dasselbe die Notwendigkeit dieser Massregel eingesehen hatte, erhielt das Generalkommando die Ermächtigung zur Verkündigung des Standrechts. Schon nach kurzer Zeit gelang der Umsicht und Energie des Obersten und seiner Organe die Ergreifung eines Unterstandgebers. Die Hinrichtung fand statt und verfehlte die erhoffte Wirkung nicht. Von dem Tage an unterstützte die Bevölkerung die Behörden in der Verfolgung der Räuber so gut, dass noch vor Ablauf des Jahres die ganze Bande dingfest gemacht werden konnte.

Ihr tragisches Ende wirkte nachhaltig gut. Raubanfälle und Raubmorde kamen von da an im Likaner Distrikte — wenigstens während der sieben Jahre meiner Amtsführung — nicht mehr vor.[1])

Im grössten Gegensatze zu diesen standen die Zustände in den westlichen, an der Küste der Adria gelegenen Teilen des Regimentsgebietes. Bis hierher war es den Türken nicht gelungen, ihre Herrschaft auszudehnen, und so blieben daselbst die Verhältnisse die besten. Selbst kleinere Diebstähle kamen hier selten vor; mitunter aber herrschten wirklich ideale Zustände.

Ich stieg von Gospič aus über Brusane zur Küste hinab, um den dort befindlichen südlichsten Grenzposten zu besichtigen, und kehrte zur See in einem Zollkutter nach Carlopago, von hier aber zu Wagen auf der von den Franzosen 1809 bis 1813[2]) erbauten Kunst-

[1]) Oberst Csikos wurde mit dem Kommandeur-, sein Chef-Auditor mit dem Ritterkreuze des Franz-Josef-Ordens belohnt.

[2]) In diesen vier Jahren, während welcher die vier Karlstädter- und die zwei Banal-Regimentsbezirke, zusammen mit den andern österreichischen Küstenländern, als Königreich Illyrien zu Frankreich gehörten, war deren bisherige Militärorganisation

strasse nach Gospič zurück. Von Brusane aus ging es zuerst mittels Wagen, dann aber über das nur teilweise bewaldete Karstgebirge zu Fuss auf Stegen nach Lukovo Sugarie.

Kürzlich erst aus Tirol gekommen und im Bergsteigen wohlgeübt, war ich bald den Herren meines Gefolges voraus und kam, nur von einem jungen Offizier begleitet, wohlbehalten am Ziele an, während die anderen Herren in ihren gewöhnlichen Fussbekleidungen auf den klippenartigen Wegen bald marschmarod geworden waren und nur mühsam, mancher davon wohl die Tour verwünschend, später und einzeln eintrafen.

Der Ort bestand aus einem unvollendeten Kirchlein, dem Pfarr- und einem Wachhause am Küstenrande, und war landwärts von kahlem, steilem Karstboden umgeben.

Der Pfarrer, ein alter schmächtiger Mann, machte einen ungewöhnlich sympathischen Eindruck. Von bescheidenem Auftreten, intelligent und belesen, war er nicht im mindesten verwildert, wie es bei einem seit mehreren Dezennien ununterbrochen einsamen Aufenthalte in einer Wildnis natürlich gewesen wäre. Die Vollendung des turmlos gebliebenen Kirchleins war das Ziel seiner Wünsche, aber er war arm, niemand half ihm, und so hatte er schon alle Hoffnung aufgegeben.

Als ich kam, war er eben beschäftigt, einen terrassenförmigen kleinen Hausgarten herzustellen, um das zu seinem Unterhalte nötige Gemüse und Obst selbst ziehen zu können. Das war kein leichtes Unternehmen, umsomehr, als er von der Landesregierung keine Hilfe bekam. Auch die weit auseinander wohnenden Pfarrkinder waren arm und zu anhaltender Arbeit nicht leicht zu bekommen. Die Leute vom Wachposten, 14 Mann mit achttägiger Ablösung, hätten wohl Zeit gehabt, Hand anzulegen, zogen es aber vor, zu faullenzen, weil sie auf keine Entlohnung für ihre Mühe zu hoffen hatten. Einmal nahm der Pfarrer zu einer unschuldigen List seine Zuflucht. Er vergrub einige Silberstücke, die leicht entdeckt wurden und in den Leuten die Hoffnung weckten, es seien da alte Schätze zu heben. Mit emsigsten Fleisse verlegten sie sich aufs Suchen,

---

im wesentlichen beibehalten worden. Die Verwaltung derselben leitete ein Militärkommando in Karlstadt. Grosse Sorgfalt wurde der militärischen Ausbildung der «Régiments de Chasseurs d'Illyrie» gewidmet und deshalb viele Offiziere und junge Leute nach Frankreich in Militär-Bildungsanstalten gebracht, auch eine derartige Anstalt in Karlstadt errichtet.

während der kluge Geistliche vergnügt der gründlichen Bearbeitung seines Bodens zusah.

Es war mir eine wahre Genugtuung, frühere Versäumnisse gut machen zu können. Der Ausbau des Kirchleins und des Turmes, sowie die Vollendung des Gärtchens wurden auf meine Veranlassung aus Landesmitteln bewirkt.

Aus Dankbarkeit errichtete mir der gute alte Pfarrer in der Kirche eine Gedenktafel, da ich auch der erste General gewesen sein soll, der seit dem Bestehen des Militärsystems den abgelegenen kleinen Ort besucht hat.

Ein halbes Jahr nach meiner Ernennung zum Kommandierenden in Agram wurde ich nach Wien berufen, um an Beratungen teilzunehmen, welche zwischen dem Reichskriegsministerium und der ungarischen Regierung stattfanden. Gegenstand derselben war die Redaktion gewisser Gesetze und Vorschriften, die mit der Entmilitarisierung der Grenzgebiete Hand in Hand gehen sollten.

Diese erste Konferenz tagte vom 14. bis zum 20. August 1870, ohne etwas Endgültiges zu schaffen. Die Vorlagen, die ihren Beratungen zur Grundlage dienen sollten, waren über ein Anfangsstadium nicht hinausgekommen. Die mit deren Verfassung betraute Abteilung des Kriegsministeriums war allzusehr mit Geschäften überhäuft gewesen, um die Arbeit zu Ende zu bringen; hatte sie doch die Verwaltung sämtlicher vierzehn Grenzregimenter, sowie des Titeler Bataillons bis ins Detail zu leiten, dabei aber nur einen Personalstand von drei Stabsoffizieren, zwei Hauptleuten und einem Intendanten, nebst ein paar Kanzleibeamten.

Obwohl man allseitig in der Überzeugung einig war, dass die beabsichtigte Umgestaltung im Grenzlande baldigst in Angriff genommen werden müsse, dauerte es doch fast noch ein Jahr, bis dies zur Tatsache wurde (Juni 1871).

Während jener Konferenzzeit lernte ich die mir noch fremden Mitglieder des ungarischen Ministeriums kennen. Unter ihnen war, neben Andrássy, Minister Kerkápoly derjenige, welchem in der Grenzangelegenheit die wichtigste Rolle zufiel; einmal weil er der Inhaber des Finanz-Portefeuilles war, und zweitens weil eine ganz besondere Eignung ihn hiezu berief.

Kerkápoly hatte sich für das staatswissenschaftliche Fach — (u. a. auch an einer reichsdeutschen Universität, Halle) — aus-

gebildet, und bekleidete eine Professur an der Budapester Universität, als ihn seine Ernennung, erst zum Staatssekretär im Landesverteidigungs-Ministerium, zwei Jahre später aber zum Finanzminister, der rein wissenschaftlichen Laufbahn entzog. Ein gründlicher Denker und rastloser Arbeiter, im besten Sinne fortschrittlich gesinnt, frei von Chauvinismus, dem Treiben extremer Parteien abhold; behandelte er die Grenzangelegenheiten, wenn auch natürlich vom ungarischen Standpunkte aus, doch vollkommen sachlich. Wir lernten uns sehr schnell verstehen. Unser gegenseitiges Vertrauen, unser nahezu vier Jahre dauernder, intensiver Dienstverkehr sind niemals durch das kleinste Missverständnis getrübt worden.

Eine, wenn auch nur kurze Unterbrechung erfuhren die Arbeiten der Konferenz durch den plötzlichen Ausbruch des deutsch-französischen Krieges.

Dass die Franzosen jede sich ihnen bietende Gelegenheit ergreifen würden, um dem mächtigen Aufstreben der deutschen Nation mit Gewalt entgegenzutreten, hatten, auch ausserhalb Frankreichs, viele gehofft, viele besorgt. Gross war die Aufregung in Österreich-Ungarn, als die Nachricht von der Überreichung der Kriegserklärung eintraf.

Viele, welche die Niederlage von 1866 noch nicht verwinden konnten, sahen jetzt die beste Gelegenheit zu einer Revanche und fürchteten nur eins, nämlich dass man dieselbe unbenützt lassen könnte. Die Besonneneren waren anderer Meinung und wollten strikte Neutralität.

Der Minister des Äusseren, Baron Beust, war der Hauptverfechter frankophiler Politik. Als er diese nicht durchsetzen konnte, stimmte er einer bewaffneten Neutralität bei, hoffend, dass sich während des Krieges für Österreich die Gelegenheit ergeben würde, bis zur Mainlinie vorzurücken.

Die Ungarn, seit dem Kriege 1866 sehr preussenfreundlich gesinnt, waren auch aus Gründen innerer Politik dagegen, dass Österreich seine frühere Stellung in Deutschland wiedererlange, und verlangten absolute Neutralität. Diese sollte jedoch nach den Anträgen des Ministerpräsidenten Andrássy eine bewaffnete sein, um eine Allianz zwischen Preussen und Russen oder eine Intervention letzterer bei allfälligen Unruhen im Oriente hintanzuhalten.

Entscheidend in der Sache war jedoch, dass Kaiser Franz Joseph zur Beteiligung an einem Kriege gegen Preussen nicht zu bewegen war.[1])

Die staunenswerten Taten der deutschen Armeen machten weiteren Erwägungen ein Ende.

Wie rasch folgten auf den kleinen französischen Erfolg von Saarbrücken Schlag auf Schlag die Siege der Deutschen: bei Weissenburg am 4., bei Wörth und Spichern am 6., bei Colombey-Neuilly am 14., bei Vionville-Mars la Tour am 16., bei Gravelotte-St. Privat am 18. August, und hierauf die Einschliessung der französischen Rheinarmee in Metz!

Die Nachrichten von diesen unerhörten Ereignissen wirkten bei uns auf manchen wie lähmend. Es war zuerst wie eine Krisis, dann trat ein Umschlag der Stimmung ein, und nach der Katastrophe von Sedan, am 1. September, gab es nur mehr Neutralitätsfreunde.

Zu Anfang 1871 wurden die Konferenzen in der Militärgrenzangelegenheit wieder aufgenommen. Sie fanden in Budapest und Wien statt und währten bis Ende Mai.

Die auf diese Weise zustande gekommenen Gesetze erhielten am 8. Juni die kaiserliche Sanktion. Es waren vorläufig zwölf. Sie betrafen:

1. die Regelung der Wehrpflicht,
2. die Organisation der Landwehr und des Landsturmes,
3. die Erfüllung der Wehrgesetze,
4. die Organisation der Grenztruppen bis zu ihrer Auflösung,
5. Administrative Änderungen bis zur Einrichtung der neuen Verwaltung,
6. die Einrichtung der Stadt- und Landgemeinden,
7. die Städteordnung,
8. die Landgemeindeordnung,
9. die Ablösung der Holz-, Weide- u. Forstprodukte-Bezugsrechte,
10. die Organisation der Verwaltungsbehörden,
11. die Reform des Forst- und
12. des Baudienstes.

---

[1]) General Lebrun, von Napoleon III. nach Wien gesandt, soll bei seinem Empfange durch den Monarchen den Eindruck erhalten haben, dass Frankreich auf eine Hilfe seitens Österreich-Ungarns nicht rechnen dürfe.

Die Durchführung dieser und weiterer Gesetze, sowie die Verwaltung des ausgedehnten Landes, dessen bisher streng bevormundete Völker allmählich einem freiheitlicheren Leben zuzuführen waren, verursachte während der Übergangsperiode Ausnahmezustände. Um dem bevorstehenden grossen und wichtigen Umgestaltungsprozesse einen regelmässigen Verlauf zu sichern, genügte es nicht, die Befugnisse des kommandierenden Generals in oben erwähnter Weise zu erweitern, sondern es erschien unerlässlich, eine vollständige oberste Landesbehörde aufzustellen und mit der grösstzulässigen Machtvollkommenheit auszustatten.

Durch kaiserliche Entschliessung wurde eine solche für das kroatisch-slavonische Grenzland mit derselben Gliederung und dem gleichen selbständigen Wirkungskreise systematisiert, wie solche nach Gesetzartikel II 1869 des Agramer Landtages die kroatisch-slavonisch-dalmatinische Landesregierung besass.

So hatte sich aus der kleinen, wenig bedeutenden Grenzverwaltungsabteilung des Agramer Generalkommandos eine Behörde entwickelt, die an Macht und Wirkungskreis der Banalregierung nicht nachstand, ja diese in mancher Hinsicht noch übertraf; denn während die Zivilkroatien und Slavonien betreffenden Finanz- und Forstangelegenheiten nicht dem Banus, sondern einer selbständigen ungarischen Finanzlandesdirektion zu Agram unterstanden, wurden die in das gleiche Fach schlagenden Agenden der Militärgrenze von der Grenzlandesbehörde mitbesorgt, wenn auch nur im Namen der ungarischen Regierung, im sogenannten «übertragenen Wirkungskreise».

Die beiden Warasdiner Regimenter, die Küstenstadt Zengg und die Landgemeinde Sissek waren jedoch der direkten Einflussnahme der neuen Grenzlandesbehörde entzogen, weil ihre Entmilitarisierung und Übergabe an die Zivilregierung besonders rasch zu geschehen hatte. Mit dieser Aufgabe war ein General als «k. und k. Kommissär» betraut worden.

Für den Bereich der drei Banater Grenzregimenter und des Titler Bataillons wurde aus der bisher beim Militärkommando Peterwardein bestehenden Grenzverwaltungsabteilung eine ähnliche Behörde wie für die neun kroatisch-slavonischen Regimenter gebildet, diese nach Temesvár verlegt und dem dortigen Divisions- und Militärkommandanten FML. Scudier als Chef unterstellt. Der Wirkungskreis dieser Behörde war jedoch ein wesentlich beschränkterer

als jener des Generalkommandos in Agram, weil die ungarische Regierung vieles der eigenen direkten Verfügung vorbehalten hatte. Überhaupt war dem betreffenden Provisorium kein langes Leben bestimmt, indem gleich nach der auf den 1. November 1872 festgesetzten Auflösung der vier Truppenkörper die Distrikte als Komitate organisiert werden sollten.

Durch diese Neuorganisationen war der Einfluss des Kriegsministeriums in Grenzlandes-Angelegenheiten auf die Vorlage und etwaige Begutachtung der vom Landeschef an den Kaiser gerichteten Vorträge beschränkt worden. Dafür genügte ein mit den Verhältnissen vertrauter Referent im Präsidialbureau des Ministeriums; die zehnte (Grenzlandes-) Abteilung aber hatte keine Lebensberechtigung mehr.

Sie wurde aufgelöst und ihr verdienstvoller Vorstand, Oberst König, unter gleichzeitiger Verleihung des Kommandeurkreuzes des Stephansordens zum Infanterie-Brigadier ernannt.[1])

Die neue Grenzlandesbehörde fand in Oberst Beck[2]), dem Vorstand der Militärkanzlei des Kaisers, einen warmen Förderer. Seiner Vermittlung war die Beseitigung mehr als einer der vielen Schwierigkeiten zu danken, welche in der Periode der Entmilitarisierung auftauchten und die Lösung wichtiger Teile ihrer Aufgabe in Frage stellten.

B. Auflösung der Militär- und Einführung der Zivilverwaltung.

Die Warasdiner Regimenter. — Aufstand in Rakovitza. — Die neue Grenzlandes-Oberbehörde. — Politische Einteilung. — Sicherheitstruppe. — Vermögensgemeinden. — Finanzwesen. — Schulwesen. — Kultus. — Bau- und Forstdienst. — Justiz. — Bereisung des Landes durch den ungar. Finanzminister. — Serbischer Kirchenkongress. — Auflösung der letzten Grenzregimenter.

Wie schon erwähnt waren die ersten Grenztruppen, die, und zwar mit Beschleunigung, zur Auflösung kamen, die beiden Warasdiner

1) Es war bedauerlich, dass seine Talente und Erfahrungen nicht auch in der Übergangsperiode benützt werden konnten, aber für ihn wäre nur mehr eine Verwendung als Landeschef in Agram oder Temesvar möglich gewesen. Einer solchen stand aber der Umstand entgegen, dass König sich erst in der Oberstencharge befand. 1894 trat er als FZM. in den Ruhestand.

2) Heute FZM. und Chef des Generalstabscorps.

Regimenter, genannt «Warasdiner Kreuzer» Nr. 5 und «Warasdiner St. Georger» Nr. 6.

Das Bestehen einer Grenzmiliz in den Warasdiner Distrikten reicht in das Jahr 1538, der Zeit nach der unglücklichen Schlacht von Mohács zurück. Die Türken hatten durch jenen Sieg nebst dem südlichen Ungarn auch Slavonien erworben und aus letzterem Lande das Paschalik Požega gebildet. Die Grenzlinie zwischen der neuen türkischen Provinz und Kroatien zog, von nahe der Mündung der Unna in die Save beginnend, nordwärts durch das Illova-Tal, weiter über das Belo-Gebirge an die Drau unterhalb von Barcs.

Auf dem kroatischen Gebiete längs dieser Grenze wurden serbische Flüchtlinge angesiedelt, im Verein mit den älteren Landesbewohnern, unter gleichzeitiger Einteilung in drei Kapitanate (Kopreinitz, Kreuz und Ivanić) als Miliz zur Landesverteidigung organisiert und mit besonderen Privilegien ausgestattet.

Nach der Vertreibung der Türken aus Ungarn zu Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts rückte die südliche Grenze des Reiches über Slavonien bis an die Save, ja einige Zeit hindurch sogar bis jenseits dieses Flusses vor. Dadurch war das Warasdiner Milizgebiet in das Innere zu liegen gekommen; nur ein schmaler, nicht ganz zwei Kilometer breiter Streifen Landes verband es mit der neuen Grenze, dem Gradiskaner Gebiet, in welchem gleich nach dem Karlovitzer Frieden (1699) Milizkolonien im gleichen Sinne, wie früher dort, errichtet worden waren. So bildeten die Warasdiner fortan nur mehr eine Aufstellung in zweiter Linie, eine Art Reserve für die unmittelbar am Kordon liegenden Regimenter.

Noch im Jahre 1606, also lange Zeit bevor jene Territorialveränderung eingetreten, war auf kroatischen, sowie ungarischen Landtagen die Vereinigung des von Innerösterreich aus verwalteten Warasdiner Gebiets mit dem Mutterlande angeregt worden. Anlass zu solchem Begehren gab der damalige Verfall des Milizwesens. Natürlich konnte dem Verlangen nicht entsprochen werden; doch war man von da an um die Verbesserung der gerügten Zustände bemüht.

Die gleiche Forderung wurde neuerdings 1687 auf dem Pressburger Landtage erhoben, und diesmal mit grösserer Berechtigung, insoferne als jetzt, nach erfolgter Vertreibung der Türken aus Ungarn, das Warasdiner Gebiet nicht mehr unmittelbar an der Grenze lag. Indessen gelang es, die Verhandlungen in die Länge zu ziehen, bis

sie schliesslich ganz vertagt werden konnten. Hatten doch die «Warasdiner» durch die guten Dienste, welche sie 1704 bis 1710 bei der Bekämpfung des Rakoczyschen Aufstandes geleistet, die Wichtigkeit bewiesen, die sie auch für die Aufrechthaltung der Ordnung im Inneren besassen, und so für jene Vertagung ein gutes Argument geliefert.

Jetzt endlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war das Militärgrenzsystem, und zwar nicht bloss in den Warasdiner Bezirken, sondern auch in allen andern endgültig als überlebt und zwecklos erkannt worden.

Die räumliche Entfernung vom Kordon blieb nicht ohne günstigen Einfluss auf die Entwicklung des Volkslebens und der Volkswirtschaft in den beiden Warasdiner Grenzgebieten. Bei deren Entmilitarisierung konnte daher ein beschleunigtes Verfahren Platz greifen. Man beschloss, von den oben angeführten 12 neuen Gesetzen hier vorläufig nur jene, und zwar durch den k. u. k. Kommissär FML. Rosenzweig [1]), durchführen zu lassen, welche die Abänderungen im Wehrsystem, in der politischen Verwaltung und der Gemeindeverfassung, dann die Ablösung der Waldservituten betrafen, die spätere Aktivierung der restlichen aber der Banalregierung zu überlassen.

Schon am 1. Oktober 1871 konnte die Auflösung der beiden Regimenter stattfinden. Aus der noch dienstpflichtigen Mannschaft und den Offizieren wurde das 16. Linien-Infanterieregiment, ferner ein Honved-(Landwehr)-Bataillon gebildet, die Distrikte aber zu einem einzigen Militär-Ergänzungsbezirke zusammengezogen.

Die Beseitigung der militärischen Landesverwaltung, sowie die Aufstellung der neuen Zivilbehörden, bei welch letzteren die Beamtenstellen vorzugsweise mit bisherigen Grenzoffizieren besetzt wurden, gingen anstandslos vor sich. Nachdem dann noch die einleitenden Vorbereitungen zur Wahl von zehn Abgeordneten für den kroatisch-slavonisch-dalmatinischen Landtag [2]) getroffen waren, konnte

---

[1]) FML. Rosenzweig hatte in einem Grenzregimente, dann durch 15 Jahre bei der Gendarmerie in Ungarn und Kroatien gedient und so gute Gelegenheit gehabt, Land und Leute, sowohl im Provinziale als an der Grenze kennen zu lernen. Die Art, wie er seine Aufgabe löste, verdient alles Lob.

[2]) Das Königreich Dalmatien wird in vielen ungarischen und kroatisch-slavonischen Staatsurkunden angeführt, seit zu Anfang des zwölften Jahrhunderts ein Teil jenes Landes von den Ungarn erobert wurde. Es geschieht diese Anführung in solcher Weise, dass man beim Lesen, z. B des ungarisch-kroatischen Ausgleichgesetzes vom

das Territorium endgültig der Banalregierung übergeben werden. Gleich darauf wurde der k. u. k. Kommissär abberufen.[1])

---

[1]) Der erste, nur provisorische, Obergespan des aus den Warasdiner Distrikten gebildeten «Belovarer Comitats» war Oberst Johann Trnsky der Grenzverwaltungsbranche, ein Landeskind. Er hat sich als kroatischer Dichter im Lande einen Namen gemacht.

---

8. November 1868, anfänglich den Eindruck empfängt, als bildete das Königreich einen Bestandteil Kroatiens und somit des «dreieinigen Königreiches». Erst in 13. und den folgenden Paragraphen, wo von der Teilung der Einkünfte die Rede ist, findet sich der Name «Dalmatien» neben den beiden andern, Kroatien und Slavonien, nicht mehr angesetzt; aus § 19 dann geht hervor, dass die Vereinigung dieser Länder zurzeit tatsächlich nicht besteht, und in § 65 verpflichtet sich Ungarn: «auch in Hinkunft nicht aufhören zu wollen, auf Grund des Rechtes der ungarischen Krone die Wiedereinverleibung Dalmatiens und dessen Vereinigung mit den Königreichen Kroatien und Slavonien zu fordern».

Auf die Frage: warum denn diese Forderung in den seither verflossenen drei Dezennien nicht gestellt, ja von Ungarn nicht einmal angeregt worden, ist die richtige Antwort nicht schwer: Weil Ungarn sich noch nicht stark genug fühlt, um die grosse Anzahl seiner Slaven durch Aufnahme von fast einer halben Million neuer zu vermehren.

Und Cisleithanien? Nun, dieses ertrug anfangs das aussergewöhnliche Verhältnis im Interesse des Bestandes der Monarchie, wie es auch die grossen Lasten, die das hilfsbedürftige Land auferlegt, auf sich nahm, um die unvermeidliche dualistische Gestaltung des Reiches nicht in Frage zu stellen. Später, vom Parteienkampf zerwühlt, war der Wiener Reichstag nicht in der Lage, sich mit schwierigen Fragen solcher Art zu befassen, welche zu ihrer glücklichen Lösung vor allem Einigkeit voraussetzen.

In Dalmatien und Kroatien selbst streben die Autonomisten wohl unausgesetzt jene Vereinigung an, die in den Jahren 1848—1849 schon knapp vor der Türe stand, und haben dieselbe auch wiederholt in den Landtagen in Anregung gebracht, allerdings immer mit der Tendenz einer grösseren Selbständigkeit gegenüber Ungarn, daher auch ohne Erfolg.

Bei der Beurteilung alter Staatsrechte, deren Wiederherstellung manche Parteien in Österreich-Ungarn anstreben, vermisst man mitunter die tatsächliche Kontinuität mit dem weit in die Vergangenheit zurückreichenden Anfange.

So gehörte nach dem Werke «Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild» nur der grössere nördliche Teil von Dalmatien, jener, welcher die Bezirke Spalato, Sebenico und Zara in sich begreift, einstens und während längerer Perioden zu Ungarn, und zwar vom Jahre 1102, wo der ungarische König Ladislaus zum Könige von Kroatien und Dalmatien gekrönt wurde, bis zum Jahre 1420, in welchem König Sigismund Dalmatien wieder an Venedig überliess, ohne dass es später je wieder an Ungarn zurückgekommen wäre. Der südlichste Teil Dalmatiens, der Bezirk Cattaro, gelangte erst im Jahre 1328 an Ungarn, und verblieb bei diesem bloss während eines Jahrhunderts. Der Bezirk von Ragusa endlich stand, und zwar als Re-

Bei den weitgehenden Vollmachten, mit denen der Kommissär ausgestattet war, hatte ich mit der Entmilitarisierung der Warasdiner amtlich nur wenig zu tun gehabt; persönlich jedoch war ich wiederholt in die Lage gekommen, mich dem Kameraden Rosenzweig, einem Neuling in der Lösung organisatorischer Angelegenheiten, nützlich zu erweisen. Im eigenen Interesse, überdies durch seine Instruktion ausdrücklich darauf angewiesen, im Einvernehmen mit mir vorzugehen, pflegte er alle wichtigeren Anträge und Verfügungen vorerst mit mir zu vereinbaren. Ein einzigesmal hatte er eine Ausnahme gemacht. Eines Tages überreichte er mir einen Bericht an den Vorstand der Militär-Kanzlei des Kaisers, mit der Bitte, ihn zu lesen. Er beschuldigte darin in ausführlicher, eingehender Darlegung den an Stelle eines Banus fungierenden Agramer Locumtenens inkorrekten Tuns und Lassens, verfehlte auch nicht, die über denselben in der Bevölkerung laufenden ungünstigen Urteile aufzuführen.

Der einstige Gendarm aus der Zeit des FZM. Kempen war im königlichen Kommissär erwacht und hatte ihn, bei besten Absichten, zu einem in seiner dermaligen Stellung unzulässigen Vorgehen verleitet.

Ich staunte über das, was ich da an politischen Anwürfen zu lesen bekam. «Und *das*», fragte ich, «willst Du nach Wien senden, damit es Seiner Majestät vorgelegt werde?»

«Ist schon geschehen!» erwiderte er mit grosser Selbstbefriedigung.

«Gratuliere!» entschlüpfte es mir in ironischem Tone.

«Wieso? Warum?» brachte er betroffen hervor.

«Weil Du etwas getan hast, das Dir nicht zusteht! Was gehen

---

publik und nur kurze Zeit hindurch, vom Jahre 1355 bis zum Eindringen der Türken in die angrenzenden Bezirke im Jahre 1467, unter ungarischer Oberhoheit.

Es waren sonach volle vier Jahrhunderte seit dem Verluste des letzten dalmatinischen Besitzteils verflossen, als Ungarn 1868 mit seinen Ansprüchen hervortrat.

Zu Österreich gehörte Dalmatien, und zwar mit Ausschluss der Republik Ragusa, das erstemal von 1797 bis 1806; seit 1814 bildet das ganze Königreich, Ragusa inbegriffen, einen Bestandteil der Monarchie.

Wie sehr Dalmatien unter der streitigen staatlichen Zuständigkeit leidet, zeigt ein Blick auf die Eisenbahnkarte von Österreich-Ungarn vom Jahre 1897, aus welcher zu ersehen, dass die Hauptorte Dalmatiens weder unter sich noch mit dem Innern der Monarchie durch Eisenbahnen verbunden sind!

Die seither in Dalmatien begonnenen Bahnen werden dieses Land durch Bosnien-Herzegovina mit Ungarn verbinden. Im 12. und 13. Jahrhundert stunden diese nun von Österreich-Ungarn okkupierten Länder unter ungarischer Oberherrschaft

Dich die Zustände im Banalgebäude an, solange sie Deine amtliche Tätigkeit nicht hindern, oder nicht geradezu staatsgefährlich sind? Aus der Rolle, die man Dir zugewiesen, durftest Du nicht heraustreten, die Schranken Deines Wirkungskreises nicht überschreiten. Du bist doch nicht Chef der Geheimen Polizei über die Zivilregierung Kroatiens! Der Betreffende wurde über Vorschlag der ungarischen Regierung ernannt. Sie ist für ihn verantwortlich. Ihr wird der Kaiser zweifellos deinen Bericht überweisen. Was wird die Folge sein?... Den Herren in Budapest sagst Du damit kaum etwas Neues. Dagegen wird Deine unberufene Einmengung verstimmen und, weil Du das Ministerium umgangen, auch Misstrauen gegen Dich erregen, und man wird eilen, Deinem Kommissariate ein Ende zu machen.»

So ist es auch geschehen. Kaum dass man seine Dienste halbwegs zu entbehren vermochte, und viel früher als es sonst geschehen wäre, erhielt Rosenzweig die Weisung zur Wiedereinrückung auf seinen früheren Posten als Truppendivisionär; eine bittere Pille, welche allerdings durch das Kommandeurkreuz des Leopoldordens versüsst wurde.

Ich komme nun zu einem Ereignis, welches nicht nur für mich und meine Stellung, sondern selbst auch für die Monarchie leicht die schwersten Folgen hätte haben können.

Einige Fanatiker der extrem nationalen Partei in Kroatien hatten sich die vollständige Abtrennung der südslavischen Länder von der habsburgischen Monarchie und die Bildung eines neuen illyrischen Staates zum Ziel gesetzt, welcher aus den bisherigen Königreichen Kroatien, Slavonien und Dalmatien, dem Herzogtum Krain mit Istrien, den slavischen Teilen Steiermarks, endlich den türkischen Provinzen Bosnien und Herzegowina zusammengesetzt werden sollte. Diesen Tollköpfen schien der Augenblick zur Ausführung ihrer Pläne nun gekommen. Schon seit längerem waren Agitatoren bestrebt gewesen, das Grenzvolk gegen die Regierung aufzuhetzen, und bei einem kleinen Teile desselben nicht ohne Erfolg. Der hauptsächlichste Beschwerdepunkt war die auf autokratischem Wege verfügte Aufhebung des Milizsystems, wobei dem Grenzvolke nicht einmal die Möglichkeit geboten worden sei, auf einem Landtage durch freigewählte Abgeordnete seine Willensmeinung in betreff der künftigen staatsrechtlichen Stellung des Landes auszusprechen. Aus der so

geschaffenen, übrigens von ihnen sehr überschätzten Missstimmung nun meinten die erwähnten Parteiführer Nutzen ziehen, und einen Aufstand der Grenze ins Werk setzen zu sollen, bevor die bereits begonnene Entwaffnung des Landes zu weit vorgeschritten wäre.

Ich habe der etwas anormalen Stimmung der Oguliner bereits Erwähnung getan. Dieser Umstand verschaffte dem betreffenden Regimentsbezirke die Ehre, den Verschwörern als Hauptquartier zu dienen. Sie hatten in verschiedenen Verstecken Waffen aufgehäuft, mehrere hundert Grenzer für den Aufstand gewonnen; in der Wohnung eines degradierten ehemaligen Feldwebels, namens Rado Čuić, fanden die heimlichen Versammlungen der Unzufriedenen statt. Eine Kundmachung war vorbereitet. Von «Rakovica, dem Hauptquartiere der kroatischen National-Armee» datiert, enthielt sie die Grundsätze, von denen sich die «National-Regierung» leiten lassen würde, nämlich:

1. Aufbietung aller lebenden Nationalkräfte zur Befreiung der Nation von der österreichisch-ungarischen Herrschaft.
2. Gleichheit aller vor dem Gesetze.
3. Einführung einer gerechten Justiz.
4. Verantwortlichmachung der Gemeinden für die Sicherheit der Person und des Eigentums.

Wie man sieht, eine ziemlich konfuse Zusammentragung klingender Worte.

Weitere Dekrete enthielten die Ernennung von «Kommissären der Zentralregierung», verfügten die Aufhebung des «Regimentes» (d. h. der militärischen Organisation des Regimentsbezirkes) und die Errichtung eines «freien Komitates». Ein Dekret hatte die Ernennung des genannten Čuić zum «Armeeführer», eines jene des «kroatischen Staatsbürgers» Turkalj zum «militärischen Befehlshaber im Oguliner Komitate» zum Gegenstand. Den Wortlaut des letzteren will ich mir nicht versagen, hier wiederzugeben. Es lautete nach der Agramer Zeitung vom 17. Oktober 1871:

«Im Namen der kroatischen Nationalregierung!

Sie werden hiermit zum Vorstande für das Militärfach im Bereiche des Oguliner Komitates mit der Macht über Leben und Tod in Erfüllung Ihres Dienstes ernannt.

Sie sind bei Todesstrafe verpflichtet, den Ihnen anvertrauten Dienst anzunehmen, und bei derselben Strafe für die pünk-

liche und treue Erfüllung der Ihnen übergebenen Amtsgewalt verantwortlich.

Gegeben im Hauptquartiere der kroatischen Nationalregierung zu Rakovica, 8. Oktober 1871. Am Tage der Erhebung des kroatischen Volkes für Freiheit und Unabhängigkeit.

Die Durchführung dieser Anordnung wird dem kroatischen Militär-Oberkommando aufgetragen. (L. S.)

Dem Anton Turkalj, Kroatischem Staatsbürger

in Loco.»

Am 8. Oktober gelangte der Aufstand zum Ausbruch.

Zuerst wurden die in Rakovica und Umgebung stationierten Offiziere überfallen, die Kassen und Magazine der Kompagnie geplündert. Wer sich widersetzte, wurde niedergeschlagen.

Dies getan, zog man an die Grenze zum Rastellplatze Prosječeni-Kamen, bemächtigte sich auch hier der Offiziere und besetzte die Wachposten am Kordon durch Aufständische, um sich den Rücken zu decken und vorkommendenfalls den Übertritt auf türkisches Gebiet zu sichern.

Hierauf zog man nach Rakovica zurück, und von hier aus weiter in der Richtung gegen das Innere. Die Insurgenten beabsichtigten nichts weniger, als durch den Szluiner Regimentsbezirk und das Provinziale über Karlstadt nach Agram vorzudringen, in der Erwartung, dass unterwegs das gesamte Volk aufstehen, sich ihnen anschliessen, und so die Unterwerfung der Landeshauptstadt ermöglichen würde.

Auffallenderweise hatte keiner der Offiziere des Regiments von all den Vorbereitungen etwas bemerkt. Ja selbst die ungewöhnliche Aufregung und Bewegung im Lande war nur einem einzigen aufgefallen, von diesem aber auch gleich in ihrer ganzen Tragweite erkannt worden. Es war dies Hauptmann Marian Varešanin [1]), Kommandant der an den Oguliner Bezirk angrenzenden Kompagnie Szluin des gleichnamigen Regiments. Varešanin beeilte sich, seinem Regimentskommandanten, Oberst Giorgiević, Bericht zu erstatten; dieser rapportierte eben so rasch an das vorgesetzte Brigadekommando, wo die Sache aber sehr phlegmatisch aufgenommen und für ganz bedeutungslos erklärt wurde.

Glücklicherweise machte diese optimistische Auffassung den Obersten in der seinen nicht irre. Er erstattete auf eigene Faust

[1]) Jetzt FML. und Militärkommandant in Zara.

direkten Bericht an das Generalkommando. So gelangte ich, dank Varešanins Intelligenz und Wachsamkeit, sowie Giorgiević's Energie am 8. Oktober in den Besitz der wichtigen Nachricht.

Man wird sich erinnern, dass ich schon lange vorher Ursache zu haben glaubte, den Zuständen im Oguliner Bezirke zu misstrauen. So war ich denn gleich zum energischesten Vorgehen entschlossen. Nicht nur das Oguliner Regiment wollte ich aufbieten, sondern auch die beiden benachbarten Regimenter, Szluiner und Otočaner, ins Insurrektionsgebiet einrücken lassen und so die Bewegung gleich in ihrem Entstehen mit grosser Übermacht ersticken. Eine vorhergehende mündliche Auseinandersetzung mit den drei betreffenden Regimentskommandanten schien mir aus verschiedenen Gründen wünschenswert. Ich beorderte dieselben telegraphisch nach Karlstadt, und war schon auf dem Wege zum Bahnhof, um nach letzterer Stadt zu fahren, als mir ein unterwegs zugestelltes Telegramm die Nachricht vom Ausbruch des Aufstandes überbrachte.

Nun war von einer Abreise nicht mehr die Rede; mein Platz war in Agram, als dem Zentralpunkte, wo die Berichte zusammenlaufen, von wo die Befehle nach allen Richtungen ergehen sollten. Ich beauftragte in aller Eile einen zufällig auf dem Bahnhof anwesenden Offizier, mit dem bereitstehenden Zuge nach Karlstadt zu fahren und die dort meine Ankunft erwartenden drei Oberste, unter Mitteilung des Sachverhaltes, zu unverweilter Rückkehr nach ihren Stationen aufzufordern, wo sie ihre Regimenter schon alarmiert finden würden.

Hierauf begab ich mich aufs Telegraphenamt, und geradewegs zum Direktor, den ich, unter Berufung auf seinen Diensteid, ins Vertrauen zog. Es handelte sich mir darum, die Alarmierung der drei Regimenter nicht nur auf dem schnellsten Wege, sondern auch in einer Weise zu veranlassen, dass man in Agram vorläufig keine Ahnung davon haben sollte.[1]) Der Direktor musste sich persön-

[1]) Es ist dies auch vollständig gelungen. Den Banus Bedeković verständigte ich persönlich mit dem Beifügen, dass der Ministerpräsident Graf Andrássy von mir direkten Drahtbericht erhalten würde, und dem Ersuchen, die Angelegenheit einstweilen geheim zu halten. Im Generalkommando arbeiteten die wenigen, von mir ins Vertrauen gezogenen Personen ruhig und unter Vermeidung jedes Aufsehens, so dass der ganze Rest des Personales von den Vorgängen erst zu einer Zeit Kenntnis erhielt, wo die Ordnung schon wieder hergestellt war. Ich selbst verbrachte zwar die erste Nacht in meinem Bureau im Generalkommando-Gebäude, doch konnte dies in keiner Weise auffallen, da man gewohnt war, mich oft bis in späte Nachtstunden hinein dort arbeiten zu sehen.

lich an den, in seinem Bureau aufgestellten Apparat setzen und vor allem die dermaligen Interims-Regimentskommandanten in Ogulin, Karlstadt und Otočac auf die betreffenden Telegraphenämter zitieren. So konnte ich im Wege unmittelbarer Draht-Korrespondenz mit den Truppenchefs die Aufbietung der gesamten Mannschaft und die konzentrische Vorrückung gegen Rakovica verfügen.

Die Ausführung erfolgte mit musterhafter Ordnung und Raschheit. Mittlerweile aber hatten schon einige der, Rakovica am nächsten liegenden Kompagnien vom Aufstande Kenntnis erhalten und selbständig ihre Mannschaften einberufen. Die erste war die südlich an Rakovica grenzende Dřezniker Kompagnie des Oguliner Regiments; desselben, dem die Rakovicer Verschwörer angehörten. Der brave Kompagniekommandant, Hauptmann Anton Durst, erhielt die alarmierende Nachricht durch einen seiner Leute am Sonntagmorgen, während sich die Gemeinde gerade in der Kirche befand. Rasch entschlossen begab er sich an den Hochaltar zum zelebrierenden Priester, mit dem er sich auseinandersetzte. Die Messe sofort unterbrechend, hielt der wackere Geistliche an die Gemeinde, nachdem er ihr das Nötige mitgeteilt, eine zündende Ansprache, in welcher er sie an ihre Pflichten gegen Kaiser und Reich erinnerte; wandte sich dann an die Soldaten unter den Anwesenden, die er unter Berufung auf ihren Fahneneid aufforderte, sich eilig zu bewaffnen und auf dem Alarmplatze zu versammeln, und schloss mit der Erteilung des Segens an die, welche auszogen, um ihre Schuldigkeit zu tun. — Schon eine Stunde später befand sich die Kompagnie mit annähernd vollem Stande auf dem Marsche gegen Rakovica.

Nebst der genannten Oguliner-, waren es zwei Otočaner-Kompagnien unter persönlicher Führung ihres Obersten Shestak, welche zuerst an Ort und Stelle gelangten. Am 10. Oktober stiessen sie bei dem Orte Ljubka (14 Kilometer von Rakovica) auf die Insurgenten-Kolonne, griffen sie unverweilt an und zersprengten sie nach kurzem Kampfe. Was nicht niedergemacht wurde oder ins Gebirge entfloh, geriet in Gefangenschaft; unter den Gefallenen befanden sich auch die Kommissäre der revolutionären «Regierung», Advokat Dr. Kvaternik und Zeitungsredakteur Bach. Als das Gros der Kolonnen von allen Seiten herangerückt kam, war die Ordnung schon hergestellt. Die ergriffenen Führer wurden standrechtlich erschossen, von den übrigen nur solche, denen Erschwerendes zur Last fiel, mit Kerkerstrafen belegt.

Das Verhalten der aufgebotenen Grenztruppen fand sowohl im Lande, wie ausserhalb desselben die verdiente Anerkennung. Es gab nur Eine Stimme des Lobes über die merkwürdige Präzision, mit welcher der so verwickelte, auf derlei nicht eingerichtete Apparat funktioniert hatte. In der Tat waren meine besten Erwartungen übertroffen worden. Man bedenke nur (wie eine Zeitung mit vollem Rechte hervorhob[1]), dass beispielsweise Otočac, die Stabsstation des 2. Regiments, in gerader Linie 7 Meilen (52,5 Kilometer) von Rakovica entfernt, überdies aber von genanntem Orte durch hohe und unwegsame Gebirge getrennt ist; dass die Mannschaft erst von den Feldern und ihren häuslichen Beschäftigungen zusammengeholt werden musste; dass Oberst Shestak erst am 8. von den Rakovicer Vorfällen Kenntnis erhielt — und dass es ihm doch möglich war, schon am 10. bei Ljubca entscheidend einzugreifen, am 11. aber Rakovica mit mehreren Kompagnien zu besetzen.

Es war ein letzter schöner Beweis von Treue und Disziplin, ein letztes, vorzügliches Sich-Bewähren der alten, eigenartigen Maschine, bevor sie für immer ausser Gebrauch gesetzt wurde. Mit Stolz blickte das Grenzvolk auf seine Brüder; enttäuscht und entmutigt aber waren jene, die das Übergangsstadium in seinen Wirkungen falsch beurteilt, und auf eine tätige Beihilfe des Soldatenlandes zu einem Werke des Hochverrats gerechnet hatten.

Mir selbst rechnete man es besonders hoch an, dass ich, trotzdem mir in Agram und in Karlstadt genügende Linientruppen zu Gebote gestanden hätten, dennoch ausschliesslich Grenztruppen zur Unterdrückung der Insurrektion verwendet, und ihnen damit einen hohen Vertrauensbeweis gegeben hatte.

Am 13. liess mir S. Maj. der Kaiser durch seine Militärkanzlei telegraphisch die A. H. Zufriedenheit «mit den ergriffenen energischen und erfolgreichen Massregeln» aussprechen.

Die grossen Journale, in erster Linie die «Neue Freie Presse» und der «Pester Lloyd» spendeten mir hohes Lob. Die «Agramer Zeitung» vom 17. Oktober schrieb: «Seit Benedek bei Gdow und Wieliczka die polnischen Insurgenten niederschmetterte, ist eine ähnliche Schnelligkeit des Entschlusses und der Tat in der österreichischen Armee nicht erlebt worden.» — Als ich einen Monat nach dem Aufstande in Budapest an einem Diner teilnahm, welches der neue Ministerpräsident Lónyay (Andrássy war Minister des Äussern

[1]) Agramer Zeitung vom 13. Oktober.

geworden) den Parlamentsmitgliedern gab, wurde ich von hervorragenden Persönlichkeiten aller Parteien mit einer ganz aussergewöhnlichen Wärme begrüsst, und mein Freund, der Minister Kerkápoly, konnte den Ausspruch tun: «Es gibt heute in Ungarn keinen populäreren Mann als Sie.»

Aber die wertvollste Anerkennung, die mir wurde, bestand in ein paar Worten, die der Kaiser an mich richtete, als ich das erstemal wieder in Audienz vor ihm erschien:

«Was mich besonders gefreut hat ist, dass Sie nicht erst gefragt haben, was Sie tun sollen.» . . . . . .

Selbstverständlich war ich bemüht, die Leistungen der Truppen, sowohl in meinen dienstlichen Berichten, als in Mitteilungen an die Tagesblätter nach Verdienst zu schildern, sowie für die besonderen Leistungen Einzelner Auszeichnungen zu erwirken.

Wenn ich mir selbst etwas zum Verdienst anrechnen dürfte, so wäre es, dass ich durch persönlichen Verkehr mit Kommandanten und Offizieren zwischen ihnen und mir eine enge Fühlung bewirkt; dass ich sie immer und immer wieder zu selbständigem Denken und Handeln ermuntert und in ihnen die Zuversicht erweckt hatte, dass, was immer sie in voller Überzeugung von dessen Richtigkeit tun oder veranlassen würden, meiner nachträglichen Billigung sicher sei.

Nach den Tagen von Rakovica konnte das Friedenswerk, die Saat und Entwicklung der Reformen ungestört ihren raschen, dabei sicheren Weg gehen.

Das Land hatte gleich im ersten Jahr erkannt, dass die im Auftrage S. M. mit bestem Wissen und Willen und Aufwand aller Energie ergriffenen Massregeln seine geistige und materielle Wohlfahrt anbahnen sollten. Es stellte sich unerschütterlich treu an meine Seite und legte vertrauend sein Schicksal in meine Hand.

Der Geist im Grenzlande, die Haltung der einzelnen Gemeinden und ihrer Leiter war all diese Jahre hindurch über jedes Lob erhaben.

Die Oberbehörde für die Verwaltung der kroatisch-slavonischen Militärgrenze während der Übergangsperiode hatte, wie schon erwähnt, als Teil des Generalkommandos Agram einen selbständigen, alle Zweige der Verwaltung umfassenden Wirkungskreis. Sie bestand aus acht Abteilungen: Präsidiale, Inneres, Kultus und Unterricht, Justiz, Finanz, Bauten, Forstwesen und Rechnungskontrolle.

Zu Vorständen waren erfahrene Fachmänner ernannt worden,[1]) die sämtlich aufs beste entsprachen. Der Apparat funktionierte vorzüglich und aufs pünktlichste; grössere Rückstände gab es nie; mit dem Budget wurde das Auslangen stets gefunden.

Die Verlautbarung der Gesetze und Verordnungen geschah durch ein «Landes-Verwaltungsblatt» in deutscher und serbo-kroatischer Sprache.

Diese Behörde blieb durch 13 Jahre, von 1871 bis 1884, dem Jahre der Vereinigung des Grenzgebietes mit Zivil-Kroatien-Slavonien, bestehen.

Gleichzeitig mit der neuen politischen Verwaltung trat eine bedeutende Dezentralisierung der Geschäfte ins Leben; auch erhielten Stadt-, wie Landgemeinden eine auf freiheitlicherer Grundlage aufgebaute Autonomie. Die bisherigen «Militärkommunitäten» Belovar, Brod, Ivanic, Karlovic, Kostainica, Peterwardein, Petrinja und Semlin wurden zu Städten, Karlopago und Zengg zu «Freihafen-Städten» erhoben.

In den neun Regimentern wurden 151 Land- und Ortsgemeinden errichtet und in 32 Bezirke gruppiert. Die Beamtenstellen bei den Bezirksämtern wurden durch 150 Ober- und annähernd 200 Unteroffiziere der Grenzverwaltungsbranche besetzt. Die politische, richterliche und finanzielle Oberleitung sämtlicher Bezirke eines Regiments blieb bis zu der am 1. Oktober 1873 erfolgten Auflösung der Grenztruppe den Obersten und Regimentskommandanten gewahrt. Alle übrigen Offiziere des Feldstandes wurden ihrer bisherigen Verwaltungspflichten enthoben und nahmen,

---

[1]) Hier ihre Namen.

Fürs Präsidiale: der schon erwähnte Hauptmann-Auditor, später Major, Beyer; nach dessen Ernennung zum Septemvir (Rat des obersten Gerichtshofes) und Leiter der Justizabteilung aber Hauptmann Karl Herdliczka, bis zu seiner Berufung in die Militärkanzlei des Kaisers.

Fürs Innere: Oberst Göttlicher, später Sektionsrat Dautović.

Für Justiz: Beyer, später Banaltafel-Rat Kajetan Hruby.

Für Unterricht und Ku tus: Sektionsrat Spillauer.

Für Finanz: Major Jareb, später Oberfinanzrat Herkov.

Für Bauten: Genie-Oberstleutnant Komadina, später Oberingenieur Uhlig.

Für Forstwesen: Direktor Srankovic, später Direktor Durst, endlich

für Rechnungskontrolle: Ober-Rechnungsrat Britvec.

Zur Vertretung des Landeschefs war der jeweilig zugeteilte General berufen. Diese Stelle bekleidete FML. Fromm, nach ihm FML. Pürcker.

sowie auch die Mannschaft des Feldstandes, fortan im Lande nur mehr die Stellung einer daselbst kantonierenden Linientruppe ein.

Zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit wurde nach dem Muster der österreichischen Gendarmerie ein «Serežanerkorps» von acht Offizieren und 350 Mann errichtet; die bisher am Kordon bestehende alte Serežanertruppe aber aufgelöst.[1])

Eine besondere neue Einrichtung war die der Vermögensgemeinden.

Infolge der Ablösung der Waldservituten war die Bevölkerung zu grossem, mitunter enormem Waldbesitze gelangt. Um dessen rationelle Bewirtschaftung zu sichern und seiner Vergeudung vorzubeugen, wurden aus den zu einem und demselben Regimentsdistrikte gehörenden Ortschaften je eine «Vermögensgemeinde» gebildet, welcher die Verwaltung des betreffenden Waldkomplexes unter Oberaufsicht der politischen Behörde oblag.

Die Vorschreibung, Einbringung und Verrechnung der Steuern war bisher durch das Verwaltungspersonal der Kompagnien und Regimenter besorgt worden. Jetzt wurden 15 Steuerämter errichtet und die Gemeinden mit der Steuereinhebung betraut. Die Leitung des gesamten Steuerwesens erfolgte durch die Finanzabteilung des Generalkommandos.

Eine neu errichtete Zollwache von ungefähr 800 Mann übernahm an Stelle der Grenztruppe die Bewachung der Land- und Seegrenze. Diese Finanztruppe, sowie die schon seit früher bestehenden 30 Grenzzollämter wurden vier Finanz-Inspektoraten: Zengg, Kostainica, Brod und Semlin unterstellt, welche direkt vom ungarischen Ministerium abhingen. Letzterem unterstanden auch, wie schon bisher, die Post- und Telegraphenämter im Grenzlande.

Einen totalen Umschwung erfuhren durch die Reformen vom Jahre 1871 die Schuleinrichtungen im Grenzlande. Die neuesten Fortschritte im Fache wurden studiert und, soweit es mit den vorhandenen Kräften und verfügbaren Mitteln nur irgendwie möglich, zur Anwendung gebracht.

Elementare wie höhere Volksschulen, Lehrer- und Lehrerinnen-

---

[1]) Die Organisation der neuen Sicherheitswache war durch Rittmeister Bründl, einem Sohne der Grenze, des Gendarmeriecorps bewirkt worden.

Präparandien wurden errichtet oder, wo sie bestanden, den Ansprüchen der Gegenwart angepasst; die Gehalte der Lehrer wurden erhöht, ihre Altersversorgungen gesichert, ihre Rechtsverhältnisse geregelt.

Diese meine Neuerungen auf dem Gebiete der Schule wirbelten vielen Staub auf; sie bildeten in den Tagesblättern den Gegenstand zahlreicher Artikel, welche, so wohlwollend ihre Tendenz, so schmeichelhaft ihr Inhalt für mich auch sein mochte, mir oft ungelegen genug kamen. So schloss einmal «Pesti Naplo» eine eingehende, überaus günstige Besprechung meiner Schulreformen mit der Aufforderung an die Banalregierung, sie möge sich daran ein Muster nehmen; ein Ausfall, der nicht nur nicht geeignet war, die Stimmung des ohnehin etwas eifersüchtigen Chefs dieser Regierung gegen mich zu verbessern, sondern auch in Budapest unerfreulich wirken musste. Wirklich fand in einer bald darauf folgenden Konferenz unter dem Vorsitze des Kaisers Graf Andrássy, der sonst alle von mir gestellten Forderungen warm zu unterstützen pflegte, zum erstenmal mein Unterrichtsbudget «etwas zu hoch», und meinte, zu mir gewendet: «Wenn Sie in diesem Tempo fortfahren, so überholen Sie uns Ungarn noch im Schulwesen!»

«So lange ein *Pauler* das Unterrichtsministerium leitet, gewiss nicht!» beeilte ich mich, verbindlich zu erwidern.

Andrássys kleine Eifersucht war beschwichtigt, und er erhob gegen die Genehmigung meiner Voranschläge keinen Einwand mehr.[1])

Bedenklicher als diese leicht hingeworfene Äusserung Andrássys schien mir jene, welche einer anderen hochgestellten Person mir gegenüber entschlüpfte.

Es war ein paar Jahre später. Von Ogulin wurde nach Novi an der Küste eine Strasse gebaut, um die grossen, sehr wertvollen Waldungen aufzuschliessen, die diesen Teil des Kapella-Gebirges bedecken. Über 60 Kilometer lang, kunstvoll angelegt und sorgfältigst ausgeführt, schien mir diese Strasse als ein Objekt, würdig den Namen des Kronprinzen Rudolf zu tragen. Der Gedanke, in welcher

---

[1]) Ich war in meiner Äusserung vollkommen aufrichtig gewesen, denn ich schätzte Dr. Theodor Pauler von Herzen als vorzüglichen Schulmann und Minister. Derselbe vertauschte zwar bald darauf (1872) das Unterrichtsportefeuille mit jenem der Justiz, aber sein Nachfolger, August Trefort, trat in seine Fussstapfen und leitete bis zu seinem Tode (1889) das ungarische Unterrichtswesen mit bestem Erfolge.

Weise diese Zueignung auch äusserlich ersichtlich zu machen wäre, beschäftigte mich einige Zeit hindurch.

Ungefähr auf halbem Wege von Ogulin nach Novi standen an der Strasse zwei Häuser; rund herum zerstreut lag eine Anzahl von Gehöften. Es fiel mir ein, dass die Errichtung einer Schule hier nicht nur einem Bedürfnisse entsprechen, sondern auch voraussichtlich die Entstehung einer ganzen Ortschaft veranlassen würde. Nichts konnte passender sein, als Schule wie Ort nach dem Thronfolger von Österreich-Ungarn zu benennen.

Mein Plan erhielt die A. H. Genehmigung, und es blieb mir noch übrig, jene des Hauptbeteiligten einzuholen. Im kronprinzlichen Vorzimmer nun, wo ich auf meine Vorlassung zur Audienz wartete, kam ich mit einem Bekannten, dem auf die Erziehung des damals 15 Jahre alten Erzherzogs ein grosser Einfluss eingeräumt war, auf meine Absicht zu sprechen. Er hörte mich anfangs mit grossem Interesse an; aber als er hörte, um welche Art Monument es sich eigentlich handelte, entfuhr ihm der Ausruf: «Mein Gott: eine *Volksschule!*» in einem Tone, und von einer Handbewegung begleitet, welche deutlich den Wert zeigten, den er auf derartige Denkmäler legte.

Es war eine grosse Enttäuschung für mich. Der Mann galt als aufgeklärt, frei von Vorurteilen und von der Notwendigkeit zeitgemässen Fortschrittes überzeugt.

Indessen konnte derlei meine Überzeugung vom Wert der Schule ebensowenig erschüttern, wie meinen festen Vorsatz, zu ihrer Entwicklung beizutragen, so lange ich dazu Einfluss und Macht besässe. War doch «die Gedanken richtig in Fluss zu bringen» ebenso im Interesse der Dynastie, wie in jenem des Reiches und des Volkes gelegen.

Von den 663,000 Einwohnern der neun Regimentsdistrikte, die noch unter der Verwaltung des Generalkommandos standen, bekannte sich die kleinere Hälfte, bei 300,000, zur katholischen, die grössere, bei 363,000, zur griechisch-orientalischen Religion.[1])

[1]) Sämtliche 11 Regimentsdistrikte wiesen nach der Zählung vom Jahre 1869 415,000 Katholiken und 392,000 Griechisch-Orientalen auf. Zivil-Kroatien-Slavonien zählte 964,000 Katholiken und 175,000 Orientalen. Vom Reste der Bevölkerung waren in der Grenze 8500, im Zivilgebiete 14,500 evangelisch, 1200, bezw. 8800 Israeliten und 10, bezw. 86 andere Nicht-Christen.

In vier Regimentsdistrikten (Peterwardeiner, Broder, Gradiskaner und Szluiner) waren die Katholiken, in den fünf anderen (erstes und zweites Banal, Oguliner, Otočaner und Likkaner) die Griechisch-Orientalen, gewöhnlich «Serben» genannt, in der Mehrzahl.

Die Kultusangelegenheiten waren noch ganz in der Art und Weise geregelt, wie unter Maria Theresia und Joseph II. Auch jetzt wurde an der alten Einrichtung nur insoferne etwas geändert, als eine neue Verfügung die Ausübung des Patronatsrechtes Sr. Maj. über die römischen und die griechisch-katholischen Pfarren an den Landeschef übertrug.

Den Evangelischen war freie Religionsübung gewährt. Juden und Türken waren geduldet.

Die katholischen Pfarren unterstanden dem Erzbischofe von Agram, den Bischöfen von Zengg und von Djakovar, die griechisch-orientalischen einem Erzbischof-Patriarchen in Karlovitz und zwei Bischöfen (in Karlstadt und Pakrac). Die katholische Geistlichkeit im Grenzgebiete erhielt ihre regelmässigen Bezüge aus Staatsmitteln, aus welchen auch die sonstigen Bedürfnisse der katholischen Kirche bestritten wurden. Die Kosten der griechischen Kirche dagegen wurden von ihren Angehörigen getragen.

Zwischen den beiden Konfessionen kamen grössere Reibungen nicht vor. Die Orthodoxen hielten fest zusammen und hatten vom cyrillischen Alphabet nie lassen wollen. Obwohl sie mit ihren Gesinnungen und Gefühlen zurückhielten, war doch nicht zu verkennen, dass sie sich in den bestehenden Verhältnissen nicht heimisch fühlten. Das wusste die ungarische Regierung wohl, wandte deshalb den griechischen Kultusangelegenheiten ihre besondere Aufmerksamkeit zu und liess dem Landeschef keinen Einfluss auf dieselben.

Die Bau-, sowie die Forstbeamtenschaft der Grenze hatten von jeher den besten Ruf. Sie ergänzten sich durchaus aus Absolventen renommierter technischer Anstalten Deutsch-Österreichs. Ihrer guten Amtsführung war der im allgemeinen befriedigende Zustand der ärarischen Bauten, der vorwiegend musterhafte der Waldungen zu danken. Die Reform dieser Verwaltungszweige konnte sich daher auf einige Änderungen in der Gliederung beschränken: Vereinigung der bisher bei allen Regimentern verteilten Ingenieure in vier Bauämter (zu Otočac, Karlstadt, Petrinja und Vinkovce), des Forstpersonals aber, entsprechend den einzelnen grossen Forstbezirken, in acht

Forstämter, dann Ausstattung der Ämter mit grösserer Selbständigkeit und direkte Unterstellung derselben unter das Generalkommando als Landesverwaltungs-Oberbehörde.

Nach Trennung der Landesverwaltung vom militärischen Dienste blieb die alte Justizpflege noch durch ein Jahr bestehen. Deren Entmilitarisierung, die mit 1. Jänner in Kraft trat, bildete den schönen Abschluss der administrativen Reformen.

Als erste Instanz wurden 28 Bezirks-Einzelgerichte und sechs Gerichtshöfe (Kollegialgerichte) in Gospić, Ogulin, Petrinja, Neugradiska, Vinkovce und Semlin; als zweite und dritte Instanzen eine Grenzsektion bei der für Zivilkroatien und Slavonien in Agram bestehenden Banaltafel, und eine eben solche bei der Septemviraltafel aufgestellt.[1])

Die Amtslokalitäten für die neuen Gerichte mussten erst adaptiert und von Agram aus mit Einrichtungsstücken versehen werden, weil diese im Grenzgebiete, wenigstens rechtzeitig, nicht aufgebracht werden konnten. Sie wurden auch mit je einer kleinen Bibliothek von Gesetz- und Hilfsbüchern, sowie mit Schreibmaterialien für den Bedarf des ersten Jahres ausgestattet. Die in den letzten Dezembertagen 1872 auf ihren Posten eingetroffenen Richter fanden somit in den Kanzleien alles nötige vor, um mit Neujahr die Amtierung beginnen zu können.

Die Organisation des Justizwesens erfolgte im modernen Geiste und nach cisleithanischem Vorbild. Bei Besprechung der betreffenden Durchführungsgesetze brachte ein Agramer Oppositionsblatt (die «Südslavische Korrespondenz») in ihrer Nummer vom 3. Juli die Bemerkung, durch dieselben ziehe sich wie ein roter Faden das Misstrauen gegen die Justizorganisation von Zivilkroatien, obgleich, oder vielmehr *weil* sie für ein Territorium bestimmt seien, welches mit Zivilkroatien in jeder Beziehung eins werden solle. «Wer da glaubt», hiess es weiter, «dass wir übertreiben, der lese nur den Artikel 14. Derselbe spricht eindringlicher, als ein ganzer Jahrgang eines oppositionellen Blattes.»

Der betreffende Artikel enthielt die Bestimmung, dass die beiden

[1]) Die Besetzung der neu systemisierten Stellen bei diesen Gerichten erfolgte durch 90 Auditore der Armee, die in der Grenze gedient hatten, 62 Offiziere und Beamte der Grenzverwaltungsbranche, 70 Juristen und Beamte aus dem Zivilstande (28 aus dem Grenzgebiete und 42 aus dem Provinziale), und 283 Unteroffiziere; zusammen 505 Personen.

Grenzsektionen der Banal- und Septemviraltafel erst dann mit den betreffenden Tafeln des Provinziales zu vereinigen sein würden, wenn auch in Zivilkroatien die Unabhängigkeit der Richter und Gerichtshöfe von der politischen Verwaltung auf gesetzlichem Wege festgestellt wäre.

Als ich diesen Aufsatz gelesen, sagte ich zu Beyer, dem das Hauptverdienst bei der Ausarbeitung jenes Gesetzes zukam: «Dieses Lob dürfte Ihnen, und auch mir noch, teuer zu stehen kommen.»[1])

Zu gleicher Zeit brachte die offizielle «Agramer Zeitung» einen längeren anerkennenden Artikel, dem ein paar Stellen hier entnommen seien:

«Das Grenzvolk, sowie die ganze kroatische Nation können sich zu diesem Gesetze beglückwünschen, dessen Einführung nicht die geringste Klage, wohl aber überall aufrichtigen Beifall hervorgerufen hat.

«Mit grossen Schritten geht es in der Grenze vorwärts. In der kurzen Zeit eines Jahres hat sie das Schwesterland nicht nur eingeholt, sondern in vielem überflügelt. Mögen diese schönen Erfolge unseren Landtag veranlassen, sich der Bedürfnisse Zivilkroatiens mehr zu erinnern als es bisher geschehen, damit das Land nicht zu sehr zurückbleibe und dessen konstitutionelles Leben gegenüber dem aufgeklärten Absolutismus, der drüben herrscht, nicht zu sehr diskreditiert werde.»

Solche Worte im Blatte der Regierung, deren Chef ziemlich missgünstig auf das Vorgehen der Grenzlandesbehörde blickte, mussten auffallen. Es war Redakteur Zec, ein junger, für das Wohl seines Vaterlandes lebhaft fühlender Mann, der aus eigener Initiative den Artikel geschrieben, sicherlich ohne für denselben auf ein Lob seitens seiner Vorgesetzten zu rechnen.

---

[1]) In welcher Weise dies bei Beyer eintraf, zeigt die Behandlung, welche ihm nach längerer ausgezeichneter Dienstleistung im Militär- und im Zivilgebiete Kroatiens widerfuhr. Im Jahre 1874 war die Unabsetzbarkeit der Richter auch in Zivilkroatien eingeführt worden. Zehn Jahre später, 1884, wurde gelegentlich der Vereinigung des Militärlandes mit dem Provinziale das betreffende Gesetz für drei Jahre wieder suspendiert, um «ungeeignete» d. h. unliebsame oder unbequeme Persönlichkeiten zu beseitigen. Der erste, dem dieses Schicksal bereitet wurde, war Beyer, damals Rat an der Septemviraltafel. Ohne dass ihm ein Grund angegeben worden wäre, sah er sich plötzlich, im April 1886, in den Ruhestand versetzt. Den längst ersehnten Anlass zu seiner Entfernung glaubte man, in einem gelegentlich eines Pressprozesses abgegebenen zu milden Votum gefunden zu haben.

Nach der Sanktionierung der letzten Gesetze hielt ich es für meine Pflicht, Beyer, meinen treuen und verdienten Mitarbeiter, zu einer kaiserlichen Auszeichnung vorzuschlagen. Er erhielt den Orden der Eisernen Krone 3. Klasse; und nie ist eine Auszeichnung ehrlicher verdient gewesen.

Wenn ich mich in diesem, wie in so vielen anderen Fällen, darum bemühte, dass treue Dienste auch durch ein äusseres Ehrenzeichen anerkannt würden, so geschah dies gewiss nicht zur Befriedigung einer Eitelkeit, welche ich an gediegenen Männern nur selten wahrgenommen habe, sondern darum, weil dies die hergebrachte Weise ist, wie die Zufriedenheit des Herrschers sich äussert, die zu erringen das Streben jedes monarchisch Gesinnten sein muss; dann aber auch, weil durch derlei Auszeichnungen das Ansehen des Betreffenden, sein Einfluss in Amt und Land merklich gestärkt und gehoben zu werden pflegen.

Mir selbst gegenüber hatte der Kaiser, seit ich mein neues Kommando übernommen, mit Zeichen kaiserlicher Huld und Anerkennung nicht gekargt. 1872 erfolgte meine Ernennung zum Feldzeugmeister, nachdem ich schon im Jahr vorher durch Verleihung des Ordens der Eisernen Krone 1. Klasse (dem Grosskreuz anderer Orden entsprechend) ausgezeichnet worden war.

Genannte Ordensstufe berechtigte zum Einschreiten um die Erhebung in den Freiherrnstand, und ich tat den Schritt ohne Zögern, hauptsächlich im Interesse meiner Kinder.

Welch günstigen Umschwung in den letzten zwei Jahren die Stimmung des Grenzvolkes gegen Ungarn erfahren hatte, wie sehr das anfängliche Misstrauen gegen die Budapester Regierung geschwunden war, zeigte sich deutlich anlässlich einer Bereisung der obern Grenze, die der ungarische Minister Kerkápoly Ende Juli und Anfang August vornahm.

Wiederholt schon hatte Kerkápoly mir gegenüber den Wunsch geäussert, einen Teil der Grenze persönlich kennen zu lernen, besonders «jenen berüchtigten» (die obere Grenze). Da seiner Unterstützung vieles von dem zu danken war, was ich für die Grenze Vorteilhaftes in den Ministerkonferenzen erreicht hatte, so wünschte ich sehr, mich ihm gefällig erweisen zu können. Nun bot sich ein besonders günstiger Zeitpunkt zur Verwirklichung seines Wunsches, nämlich jener nach dem Erscheinen des letzten und wichtigsten Ge-

setzes über die Reform der Justizpflege, welches im ganzen Lande mit grosser Freude aufgenommen worden war; und so wurde das Projekt rasch in Wirklichkeit umgesetzt.

In allen Orten, durch die wir kamen, wurden wir von der Bevölkerung und deren Vertretern in einer Weise empfangen, welche meine Erwartungen — und sie waren nicht gering gewesen — übertraf. Bescheiden im Benehmen, höflich und selbst herzlich, ohne unterwürfig zu sein, brachten die Leute auf den Minister den denkbar besten Eindruck hervor. Ehrenpforten mit der Aufschrift: «Willkommen unsere Gäste!» waren in allen grösseren Orten aufgestellt. Die gehaltenen Ansprachen anerkannten alle das Mitverdienst der ungarischen Regierung an den dem Lande gewordenen kaiserlichen Wohltaten. Während der zwölf Tage, welche die Reise dauerte, sah man nirgends finstere Blicke, störte kein Misston.

Kerkápoly war von der Tour ausserordentlich befriedigt. Sie ging durch die beiden Banal- und die vier Karlstädter Regimentsbezirke, von Agram über Sissek bis an die türkische Grenze, dann längs dieser bis zur türkischen Feste Bihać, hierauf westlich an die Küste, eine kurze Strecke von Karlopago bis Jablanac zu Schiff diese entlang, dann wieder in das Innere des Likkaner und des Otočaner Regimentes; nochmals an die Küste, und von Zengg mittels eines ungarischen Regierungsdampfers nach Fiume. Nach zweitägigem Aufenthalt daselbst wurde die Reise auf der Trace der im Baue begriffenen Eisenbahn Karlstadt-Fiume, durch das Oguliner und Szluiner Regimentsgebiet fortgesetzt, und mit der Fahrt über Karlstadt nach Agram beendet.

In Ungarn machte der Verlauf der Reise Aufsehen.

Die Pester Blätter bezeichneten es als «eine bedeutungsvolle, das Beste versprechende Tatsache, dass ein ungarischer Minister das verpönte Grenzland unter solchem Entgegenkommen der Bevölkerung durchziehen könne». Man hob hervor, es müsse «auf das Volk einen mächtigen Eindruck gemacht haben, als es seinen beliebten Landeschef mit dem ungarischen Minister in einem so freundschaftlichen Verhältnisse verkehren sah».

Dagegen zeigte sich der Minister des Äussern, Graf Andrássy, ein wenig verstimmt. Beim nächsten Zusammentreffen mit Kerkápoly drohte er ihm scherzweise mit dem Finger: «Du hast mich», sagte er, «um ein Vergnügen gebracht, auf welches ich mich schon gefreut hatte! Jetzt ist es mit meiner projektierten Reise durch die Grenze aus».

Mich selbst hatte der günstige Verlauf der ganzen Reise umsomehr erfreut, als ich von der Überzeugung durchdrungen war, dass Ungarn, vollbefriedigt durch einen Ausgleich, der allen seinen Wünschen Rechnung trug, neben seiner eigenen Wohlfahrt und Grösse auch jene der Gesamtmonarchie aufrichtigst anstrebte. Vieles ist seitdem geschehen, um diese Ansicht in mir zu erschüttern, aber in bezug auf das *damalige* Ministerium, und insbesondere den Minister Kerkápoly, bin ich noch heute der gleichen Meinung.

Des letzteren Rücktritt im Dezember 1873 war mir sehr schmerzlich und auch, wie die Folge lehrte, ein grosser Nachteil für die weitere Entwicklung der kulturellen Einrichtungen in der Grenze. Wie vor dem Eintritte in die Regierung, wirkte Kerkápoly auch später wieder als Professor an der Pester Universität, bis zu seinem im Jahre 1891 erfolgten Tode.

Die Ereignisse der Jahre 1848/49 waren unseren Südslaven anfangs günstig gewesen. Die Serben, bei eineinhalb Millionen stark, hatten erlangt, dass aus den von ihnen an der Donau und Theiss bewohnten Bezirken, der serbischen Woiwodschaft und dem Temeser Banat, ein eigenes Kronland gebildet wurde. Ende 1860, nach Wiederherstellung der früheren politischen Ordnung, ging diese Autonomie wieder verloren, aber die Aspirationen der Serben blieben. Für ihre Pflege sorgte die «Omladina», ein Verein, ursprünglich bloss zur Hebung der nationalen Literatur bestimmt, der aber später hauptsächlich ein politisches Ziel: die Erreichung der Einheit und Unabhängigkeit der serbischen Nation, auf seine Fahne schrieb. Die Führer benützten jede Gelegenheit, wie deren besonders die alte Autonomie in Kirche und Schule bot, zur Geltendmachung ihrer Tendenzen, und traten allen Forderungen und Wünschen der ungarischen Regierung, welche diese Autonomie irgendwie gefährden konnten, leidenschaftlich entgegen.

Einen der wichtigsten Anlässe bot immer die Wahl des Erzbischofs von Karlovitz, des «Patriarchen-Metropoliten» und Oberhauptes der orthodoxen Kirche in Ungarn, Kroatien und Slavonien. Sie ist dem Volke überlassen und findet in dessen Namen durch geistliche und weltliche Deputierte auf einem National-Kirchenkongresse in Karlovitz statt. Die Bestätigung der Wahl und, im Falle diese nicht einstimmig erfolgt, das Recht zur Ernennung eines andern Metropoliten ist jedoch dem Monarchen vorbehalten.

Nun war der Patriarchenposten wieder einmal erledigt, und der Kongress für den 18. August 1872 (6. August alten Stiles) nach Karlovitz einberufen worden.

Abgesehen von der Bedeutung, welche der Ausfall der Wahl in politischer Hinsicht hatte, war er auch vom administrativen Standpunkte aus von höchster Wichtigkeit für die grosse orthodoxe Gemeinde. Die Verwaltung des bedeutenden, gering geschätzt über 15 Millionen Gulden betragenden Vermögens der orientalischen Kirche in Ungarn und den slavischen Nebenländern liess seit langem vieles zu wünschen übrig. Klagen aus dem Schosse des Serbentums selbst hatten die Regierung veranlasst, durch kgl. Reskript eine Konskription des Besitzes anzuordnen, aber die Massregel war erfolglos geblieben.

Diesmal hatte die radikale Mehrheit mit der, vorwiegend aus höheren Geistlichen bestehenden Minorität ein Übereinkommen geschlossen, demzufolge der bisherige Patriarchatsverweser Sztoiković, Bischof in Ofen, gewählt werden sollte. Dieser war wohl allgemein geachtet, jedoch schwachen, leicht beeinflussbaren Charakters und deshalb der Regierung nicht genehm, welche einen tatkräftigen und entschiedenen Mann für den Posten wünschte.

Das Übereinkommen war zwar, wie gesagt, getroffen, aber ganz sicher fühlte sich die Opposition doch nicht, dass die mit den Konservativen vereinbarte Wahl einstimmig erfolgen werde. Um nun der Gefahr zu begegnen, dass ein nicht erwünschter Patriarch von Regierungswegen ernannt werde, beschloss sie, das Zustandekommen des Kongresses zu vereiteln, und damit wenigstens Zeit zu gewinnen.

Den Vorwand dazu musste das Zeremoniell bieten, welches beim Empfange und während des Aufenthaltes des königl. Kommissärs vorgeschrieben war. Als ethnographisches Kuriosum sei es hier angeführt.

Zwei Bischöfe und vier weltliche Deputierte hatten die Ankunft des Kommissärs vierhundert Schritte vor der Stadt, ebensoviele unmittelbar am Ortseingange zu erwarten; sie begleiteten ihn während seines feierlichen Einzuges, der durch ein Ehrenspalier von Truppen hindurch, unter Glockengeläute, Kanonen- und Böllerschüssen vor sich ging. Vor der Wohnung hatte der gesamte Klerus, sowie der Rest der Deputierten in zwei Reihen aufgestellt zu sein. So oft der Kommissär sich an den folgenden Tagen in Amtseigenschaft ausser Haus begab, sei es in den Kongresssaal zur Konstituierung

der Versammlung oder zum Wahlakte, sei es nach herabgelangter Bestätigung der Wahl in die Kirche zur feierlichen Einsetzung des neuen Patriarchen, mussten ihn alle Kongressmitglieder in ähnlicher Weise, wie beim ersten Empfange, einholen und begleiten.

Dieses Zeremoniell war gewiss veraltet und kaum mehr in unsere Zeit passend; aber dasselbe galt ja nicht der Person des so Geehrten, sondern dessen Mandanten, dem Könige. Eine Abänderung wäre nur im Einvernehmen mit allen beteiligten Faktoren zulässig gewesen. Auf dem letzten Kongresse war von der Opposition ein bezüglicher Antrag wohl eingebracht, jedoch wegen seiner Fassung von der Regierung abgelehnt worden.

Jetzt beschloss die Opposition, dem Empfange des Kommissärs ferne zu bleiben, und dadurch die Konstituierung des Kongresses wenigstens zu verzögern.

Der Kaiser hatte mich bestimmt, um beim diesmaligen Kirchenkongress als Kommissär zu fungieren. Ich begab mich nach Budapest zur Entgegennahme von Verhaltungsmassregeln, fand jedoch die Regierung über die eigentlichen Absichten der Deputierten noch im Unklaren, und brachte erst in Peterwardein, von wo aus ich meinen Einzug in den 8 Kilometer entfernten Kongressort halten sollte, den oben erwähnten Strike-Beschluss in Erfahrung.

Auf die Nachricht von meinem Eintreffen kam der Patriarchatsverweser und Anwärter auf den erledigten Posten, Bischof Sztoiković, gleich von Karlowitz herübergefahren, um mir seinen Besuch zu machen. Er schilderte mir die Lage und Stimmung drüben optimistischer, als es der Wahrheit entsprach, suchte mich in die Zuversicht zu wiegen, dass man sich im letzten Augenblick noch eines besseren besinnen und mich in vorgeschriebener Weise einholen würde. Doch konnte ich mich auf so vage Beruhigungsgründe nicht einlassen und verlangte eine schriftliche und bindende Zusage. Der Bischof entfernte sich mit dem Versprechen, sich mit den Führern beraten und das Ergebnis mir mitteilen zu wollen.

Der betreffende Brief liess lange warten. Er traf erst an dem zur Kongresseröffnung bestimmten Tage sehr spät, gegen Mitternacht, ein. Er enthielt die Mitteilung, dass zwar der Klerus bereit sei, mich statutenmässig zu empfangen, die Opposition unter Miletić aber auf ihrer Weigerung beharre. Es habe, hiess es, bei der Besprechung der Angelegenheit grosse Auftritte gesetzt und die radikale Partei sogar gedroht, sich als «Konvent zu konstituieren» (!).

Eine ernste Geschichte! Indessen konnte über mein Verhalten kein Zweifel bestehen. Ich musste meinen Einzug, und damit auch die Kongresseröffnung verschieben und, sollte sich die Opposition nicht bald gefügig zeigen, den Kongress endgültig vertagen.

Die Sache war besonders deshalb sehr unangenehm, weil man die Eröffnung des Kongresses, in bester Absicht, aber unvorsichtig genug, auf den 18. August, des Kaisers Geburtstag, festgesetzt hatte, und zu dessen Feier ein besonderer Gottesdienst und ein Festmahl beim Patriarchatsverweser auf dem Programme stand. Aber all dies durfte meinen Entschluss nicht beeinflussen. Ich erliess die formelle Botschaft, der Einzug des königl. Kommissärs, und somit auch die Eröffnung des Kongresses sei bis auf weiteres verschoben.

Den A. H. Geburtstag beging ich mit der Peterwardeiner Garnison; und da deren Spitzen für den Tag schon zum Kaiserdiner der benachbarten Stadt Neusatz versagt waren, so wurde das meine auf einen Tag später, den 19., verschoben.

Die unerwartete Suspension des Einzuges hatte in Karlowitz grossen Eindruck gemacht. Dennoch verharrte die Opposition in ihrer Weigerung, und drohte sogar, sich direkt an den Monarchen zu wenden, damit der Kongress auch ohne Kommissär eröffnet werden dürfe. Vorher aber sandten sie Bischof Sztoiković zu mir, um mich zu bewegen, dass ich mein Amt freiwillig niederlege.

Die Leute waren von Sinnen, oder kannten mich nicht.

Ich sah, dass nun nichts mehr übrig blieb, als die Vertagung, und machte von der rasch erbetenen und erhaltenen Ermächtigung hiezu um so eiliger Gebrauch, als es galt, zu verhindern, dass die Deputierten, wie es nunmehr von der Opposition angeregt worden war, den Kongress freiwillig verliessen.

Mein Vorgehen wurde sowohl in Pest als in Wien vollkommen gutgeheissen. Bei einer Konferenz unter Vorsitz des Kaisers, in welcher die nunmehr zu treffenden Massregeln festgesetzt werden sollten, erklärte mir S. M.: «Es ist die beste Lösung, die unter den bestehenden Verhältnissen möglich war.» Und Graf Andrássy begrüsste mich mit den Worten: «Sie haben da wieder einmal eine glückliche Hand gezeigt.»

In der erwähnten Konferenz wurden meine Anträge sämtlich angenommen. Sie lauteten dem Sinne nach:

1. Der Patriarchatsverweser wird in Gnaden seines Amtes enthoben und der Regierungskandidat für den Patriarchen-

posten, Ivacković, Bischof in Požega, an seiner Stelle zum Verweser ernannt.

2. Ein Beamter wird als Regierungskommissär nach Karlovitz geschickt, um die Gebarung der Vermögensverwalter der serbischen Kirchengemeinde genau zu prüfen und Massregeln zur Abstellung entdeckter Missbräuche vorzuschlagen.
3. Derselbe Beamte wird darauf zu halten haben, dass die serbischen Nationalschulen genau im Sinne der für das Grenzland kürzlich erlassenen Gesetze organisiert und geleitet werden.

Mein energisches Vorgehen in der Karlovitzer Kongressangelegenheit brachte mich keineswegs — wie einige meinten und ich selbst vielleicht auch ein wenig befürchtet hatte — um die Sympathien, welche mir meine Bemühungen um das Landeswohl bei den Serben des Grenzlandes nicht weniger als bei den Kroaten erworben. War doch gleich nach der Vertagung einer der Führer der Opposition, Namens Polit, in Begleitung des Kongress-Sekretärs zu mir gekommen, um mich zu versichern, dass die Verweigerung der dem königl. Kommissär zu erweisenden Ehren durchaus keine Spitze gegen meine Person habe, dass vielmehr alle bedauerten, durch eine reine Prinzipienfrage mit mir in Konflikt geraten zu sein.

Ich erwiderte bloss, dass sich auch die Regierung keineswegs durch persönliche Rücksichten leiten lasse; dass sie aber an den bestehenden Gesetzen und durch Herkommen zu Gesetzen gewordenen Gebräuchen so lange festhalten müsse, bis dieselben auf legalem Wege abgeändert worden.

Nach Beendigung der Kongressangelegenheit inspizierte ich den Peterwardeiner Distrikt. Meine Reise gestaltete sich zu einem Triumphzuge. Auffallend durch ihre Wärme waren die Ansprachen der orthodoxen Geistlichkeit. Dieselbe hatte bereits Kenntnis von den Massregeln, die zur Sanierung des Patriarchats-Vermögens[1])

[1]) Diese Sanierung wurde leider nicht durchgeführt; doch traf die Grenzlandbehörde keine Schuld an dieser Unterlassung, da die Angelegenheit nicht in ihren Wirkungskreis fiel. Wie das Reskript vom Jahre 1868, hatte auch die Verfügung vom Jahre 1872 keinen Erfolg, ebensowenig eine dritte vom Jahr 1875. Erst jetzt, 1896, dürfte, Zeitungsberichten zufolge, das richtige Mittel zur Abstellung jener Übelstände gefunden worden sein, indem ein viertes kgl. Reskript für den Fall, dass den früheren Weisungen durch die autonomen Behörden nicht bis zum Jahresschluss entsprochen sein sollte, die Durchführung auf administrativem Wege anordnete.

über meinen Antrag ergriffen worden waren, und äusserten ihren Dank in oft wirklich beredten Worten.

Eine in Semlin erscheinende Zeitung, die sich bisher immer sehr zurückhaltend gegeben hatte, brachte nunmehr Artikel voll warmen Lobes über mich. Einer derselben begann beiläufig so: «Wir haben von unseren bisherigen Landeschefs schon sehr schöne Reden gehört, aber Taten folgten selten oder nie darauf. Jetzt haben wir zum erstenmal einen Mann, bei welchem dem Wort die Tat folgt, wenn sie ihm nicht schon vorhergegangen ist.»

Das Provisorium im Patriarchate dauerte zwei Jahre lang.

Im Juli 1874 wurde der Kongress zur Patriarchenwahl abermals einberufen. Diesmal hatte die ungarische Regierung klugerweise das Zeremoniell für den Kommissär bedeutend vereinfacht. Als solcher fungierte ein Nichtmilitär, der Hofministerialrat Sigismund Huber. Gewählt wurde wieder nicht der von der Regierung gewünschte Bischof Ivacković, sondern Bischof Sztoiković, allerdings nicht einstimmig, so dass der erstere vom Monarchen zum Patriarchen ernannt werden konnte.

Ein Teil der konservativen Partei hatte in einem Memorandum an das Ministerum erklärt, nur dann mit Beruhigung der Eröffnung des Kongresses entgegensehen zu können, wenn wieder Mollinary zum kgl. Kommissär ernannt würde. Doch meine alten Freunde waren nicht mehr am Ruder, meine Beziehungen zur jetzigen Regierung entbehrten der Intimität; und so mag der Wunsch der Konservativen gerade das Gegenteil von dem bewirkt haben, was er bezweckte.

Übrigens war die Besorgnis der Bittsteller unbegründet. Abgesehen von einigen Demonstrationen, welche das Hissen der ungarischen Fahne hervorgerufen, ging die Eröffnung des Kongresses glatt vor sich.

Im Herbste 1873 konnte, nachdem die Umgestaltung der Landesverwaltung im wesentlichen durchgeführt war, das autonome Leben in den Stadt- und Landgemeinden sich überraschend gut entwickelt hatte, auch sonst alle Vorbereitungen zur ihrerzeitigen Vereinigung der Grenze mit Zivil-Kroatien getroffen waren, zur Auflösung der noch bestehenden neun Regimenter geschritten werden.

Mit 1. August wurden die Oberste und Regimentskommandanten der letzten politischen Verwaltungspflichten enthoben, und

ihr Wirkungskreis auf die rein militärischen Funktionen beschränkt. Geichzeitig erfolgte die Neueinteilung des Landes in 6 Distrikte[1]) und die Aufstellung von politischen Distrikts-(Komitats-)Behörden in denselben.

Am 8. August erging ein k. u. k. Manifest, welches die Auflösung der neun Regimenter für den 1. Oktober anordnete. Im gleichen Manifeste sprach der Monarch den Grenzern für die Jahrhunderte hindurch dem Throne und Vaterlande bewiesene Treue und Ergebenheit seinen kaiserlichen Dank, sowie die Überzeugung aus, dass sie ihre alten Tugenden auch in den neuen Verhältnissen bewähren würden.

Zum bestimmten Termine erfolgte die, den neuen Ergänzungsbezirken entsprechende Verteilung der Offiziere und Mannschaften an ihre neuen Truppenkörper. Es waren dies: Die Linien-Infanterieregimenter Nr. 16, 53, 70, 78 und 79, das 31. Feldjägerbataillon, endlich eine Anzahl für das Grenzgebiet neu aufgestellter Honved- (ungarischer Landwehr-) Bataillone.[2])

---

[1]) 1. Likaner-Otočaner-, 2. Oguliner-Szluiner-, 3. Banal-, 4. Gradiskaner-, 5. Broder- und 6. Peterwardeiner-Distrikt.

Bei der Einverleibung im Jahre 1884 wurde aus dem 1. Distrikte das Likka-Kerbava-Komitat, aus einem Teile des 3. Distriktes mit Einbeziehung einiger angrenzender Bezirke Civil-Kroatiens das Modruš-Fiumaner Komitat gebildet; die übrigen Distrikte wurden den anstossenden Komitaten einverleibt.

[2]) Aus den Distrikten des 1., 2., 3., 10. und zehn Kompagnien des 4. Regimentes wurde der Ergänzungsbezirk Nr. 79 in Otočac gebildet. Desgleichen wurde aus dem Distrikte des 9. Grenz- und einem Teile des 78. Linieninfanterie-Regimentes ein neuer 70. Bezirk mit der Station Peterwardein formiert. Die alten Ergänzungsbezirke Nr. 70 in Neusohl und Nr. 79 in Nyiregyháza wurden aufgelöst. Die Distrikte der Grenzregimenter Nr. 7 und 8 wurden mit dem anstossenden Linien-Ergänzungsbezirke Nr. 78 (Essegg), Nr. 11 mit dem 16. (Belovar), endlich die 11. und 12. (Sichelburger) Kompagnie des 4. Grenz Regimentes mit dem Linien-Bezirke 53 (Agram) vereinigt.

Die neu errichtete Honved-Truppe kam unter das kroatisch-slavonische Honved-Distriktskommando in Agram, welches vom Generalkommando ganz unabhängig war. Bei den Vorbereitungen zur Aufstellung dieser neuen Landwehr war ich selbstverständlich bemüht, den Honvedminister Szende bestens zu unterstützen, und insbesondere darauf bedacht, unter den Grenzoffizieren, die sich zum Übertritte in die ungarisch-kroatische Landwehr bereit erklärt hatten, eine gute Auswahl zu treffen. Der persönliche Verkehr zwischen Szende und mir war stets ein angenehmer, obwohl ich im Prinzipe mit der Institution einer von der Armee getrennten Landwehr nicht einverstanden sein konnte. Da sie aber gesetzlich bestand, hatte der Soldat sich zu fügen.

Die höheren militärischen Agenden im Honved-Ministerium besorgte damals

Als ich mich einige Wochen später, Ende Oktober, nach Otočac begab, um die dort liegenden Abteilungen des neu gebildeten 79. Regimentes zu inspizieren, fand ich im ganzen grossen Bezirk, den ich durchfuhr, die Bevölkerung ihren Beschäftigungen nachgehen, mit einer Ruhe und Gelassenheit, als wären sie immer nur Bauern gewesen, und nicht eben erst hundertjährige Einrichtungen umgestossen worden, um sie dazu zu machen . . .

Das junge Regiment machte mir den günstigsten Eindruck, und ich nahm von der Besichtigung die Überzeugung mit nach Hause, dass es in kürzester Zeit den alten Linientruppen nicht nachstehen würde.

C. Grenzlandesvermögen. Investierungen. Politische Zustände.

Vermögen und Stiftungen. — Ablösung der Waldservituten. — Investierungsfonds. — Holzverkäufe. — Grenzwälder-Konsortium und Prozess. — Eisenbahnen. — Saveregulierung. — Römerkanal. — Wasserwild. — Wassernot im Karste. — Aufforstung des Karstes. — Schwierigkeiten aus den Zuständen in Zivilkroatien. — Königl. Kommissär. — Verhältnis zur ungarischen Regierung.

Im Laufe der Zeiten war es dem Hofkriegsrate und dessen Nachfolger, dem Kriegsministerium gelungen, aus den Einkünften der Militärgrenze durch gute Verwaltung Kapitalien zurückzulegen, deren Zinsen für das Land selbst, und zwar teils zu Investierungen, teils als Beiträge zur Erziehung und Ausbildung von Jünglingen der Militärgrenze verwendet wurden.

Die betreffenden, sehr bedeutenden Summen wurden jetzt zwischen der kroatisch-slavonischen und der Banater Grenze im Verhältnis der Bevölkerungszahlen geteilt. Der auf das erstgenannte Gebiet entfallende Anteil von 2,280,000 Gulden wurde bei der Landeshauptkasse in Agram hinterlegt und durch das Generalkommando verwaltet und verwendet; wo Widmungsbestimmungen vorhanden, in deren Sinne, im übrigen nach eigenem besten Ermessen. In gleicher Art wurden die nicht unbedeutenden Privatstiftungen für einzelne Kirchen, Schulen und Gemeinden verwaltet.

---

als Unterstaats-Sekretär Oberst Fejérváry, ein hervorragender Offizier, der sich 1859 als Hauptmann des Generalstabs bei Solferino den Marien Theresien-Orden erworben hatte. Er war später Flügel-Adjutant S. M., und vom Jahre 1884 an Honved-Minister.

Überaus wertvolle Grundbesitze fielen den Grenzern infolge der Ablösung der Waldservituten zu. Für die Verwaltung derselben wurde, wie schon erwähnt, aus den Ortschaften jedes einzelnen Regimentsdistriktes eine «Vermögensgemeinde» gebildet.

Das Recht auf unentgeltlichen Bezug von Holz und anderen Waldprodukten für den Hausgebrauch, sowie auf Benützung der Weide stammte schon aus der Zeit der ersten Ansiedelung von Militärkolonisten. Von allen Privilegien schätzten die Grenzer dieses am höchsten, und sein Verlust anlässlich der Einführung der Zivilverwaltung hätte sie überaus empfindlich getroffen.

In Erkenntnis dessen suchte und fand man einen Mittelweg. Die betreffenden Servitute wurden in der Weise abgelöst, dass den Gemeinden jedes Regiments die Hälfte der zugehörigen Waldkomplexe in ihr selbständiges Eigentum übergeben wurde, während die andere Hälfte als unbelastetes Eigentum dem Staate verblieb. In den eilf kroatisch-slavonischen Regimentern und im Titler Bataillon betrug das in dieser Weise zu teilende Waldland etwas mehr als 6000 Quadratkilometer (110 österreichische Quadratmeilen). Die Gemeinden kamen dabei sehr verschieden weg. So entfielen bei der am schlechtesten bedachten, der Petrinianer (Banal-) Vermögensgemeinde (Flächeninhalt 1281 Quadratkilometer, Bevölkerungszahl 70,000) 288 Quadratkilometer Wald, d. h. $^1/_{243}$ Quadratkilometer auf den Mann; bei der Otočaner Vermögensgemeinde (1225 Quadratkilometer und 80,000 Seelen) 1170 Quadratkilometer Wald, also $^1/_{68}$ Quadratkilometer per Einwohner. Aber die grosse Einfachheit des Vorganges, sowie der Umstand, dass die den Gemeinden zufallenden, sehr gut bewirtschafteten und bestandenen Waldhälften den kapitalisierten Wert der bisher auf dem ganzen ausgeübten Nutzungsrechte um ein vielfaches überstiegen, bewirkten, dass man sich mit dem Verteilungsmodus allgemein zufrieden erklärte, selbst in der weniger gut bedachten Petrinianer Gemeinde. Tatsächlich sind auch in den fünf Jahren, die ich noch im Lande zubrachte, in dieser Beziehung keine Beschwerden eingelaufen.[1])

[1]) Später allerdings sollen in einigen Vermögensgemeinden die zugewiesenen Waldanteile zur Deckung des Holzbedarfs der Bevölkerung und der Verwaltungskosten nicht genügt haben. Es wäre also doch vielleicht zweckmässiger gewesen, die Verteilung, anstatt nach den vorhandenen Regiments-Waldkomplexen, im Verhältnis der Bevölkerungsmengen zu bewirken.

Von der dem Staate verbliebenen Hälfte der Grenzwaldungen waren die durch eine rationelle Forstwirtschaft sich ergebenden Einkünfte durch ein k. u. k. Gesetz ausschliesslich für «Investierungen im Grenzlande», insbesondere zur Anlage von Kommunikationen (Strassen, Eisenbahnen, Kanäle), zu Ent- und Bewässerungen, dann zur Aufforstung kahler Karstbezirke bestimmt worden.

Der diesem Gesetze zugrunde liegende Gedanke war eben so einfach als gross, und versprach, ein wahrer Segen für das Grenzvolk zu werden, dessen Wohlstand und Kultur er, wenn klug und gewissenhaft durchgeführt, in einer im vorhinein gar nicht berechenbaren Weise fördern musste.

Delegierte des Reichskriegsministeriums und des ungarischen Ministeriums, der Banalregierung und der Grenzlandesbehörde hatten als Kommission zu bestimmten Zeiten in Agram zusammenzukommen, um Vorschläge über die Art und Weise der Verwendung der Walderträge auszuarbeiten und die Ausführung der vom Kaiser genehmigten Projekte zu überwachen.

In den ersten, für die Jahre 1872 bis 1874 aufgestellten ausserordentlichen Jahresbudgets war der Ertrag aus dem Holzverkaufe der Broder und der Peterwardeiner Reviere, in denen die grössten Schätze angehäuft waren, mit 30 Millionen Gulden, aus den übrigen Revieren mit 15 Millionen veranschlagt. Von diesen 45 Millionen Gulden sollten

für den Bau von Eisenbahnen	30	Millionen	Gulden
von Strassen und Kanälen	3	»	»
für Ent- und Bewässerungen	8	»	»
zur Karstaufforstung	4	»	»

verwendet werden.

Noch im Jahre 1872 kam mit einem aus Ungarn und Österreichern gebildeten Konsortium ein Vertrag zur Abstockung von 30,000 Joch (3 Quadratmeilen = 167 Quadratkilometer) Waldboden im Broder und im Peterwardeiner Distrikte zustande, durch den innerhalb von zwölf Jahren die oben erwähnte Einnahme von 30 Millionen Gulden gesichert erschien.

Das Unternehmen wurde jedoch von allem Anfange an nicht reell betrieben. Es fanden solche Ausserachtlassungen und Verletzungen der Vertragsbestimmungen statt, dass die Grenzlandes-

behörde gezwungen war, die Übergabe der betreffenden Waldteile einzustellen und den Vertrag zu kündigen.

Infolgedessen kam es zu einem Prozesse, in welchem das Konsortium gegen Ende 1874 sachfällig wurde und elf Zwölftel der drei Millionen Gulden betragenden Kaution als Pönale verlor, welche dem Investierungsfonds zufielen.

Das Grenzland war also nicht bloss ohne Schaden, sondern sogar mit einem grossen Geldgewinn aus der unangenehmen Lage gekommen; nicht so ich, dem der Sieg gefährliche Feindschaften eintrug.

Die mitunter recht plumpen Zeitungsangriffe hatten wenig zu bedeuten, desto mehr die geheimen Agitationen einiger der Geschädigten, welche einflussreichen politischen Parteien angehörten.

Welcher Art mitunter die Leute waren, die gegen mich loszogen, das zeigte unter anderem ein Ehrenbeleidigungsprozess, welcher zwischen dem Redakteur eines Wiener Blattes, einem Mitgliede des Konsortiums, und ein Paar Agenten desselben bei einem Wiener Bezirksgerichte wegen des Honorars für Schmähartikel geführt wurde, und bei dem es zwischen den Parteien zu Handgreiflichkeiten kam.

Auch die Wiener «Humoristischen Blätter» griffen mich an und brachten mich in Karikatur, wie ich mit Geldsäcken in allen Taschen mich dem Konsortium entziehe, welches in die Klage ausbricht: «Varus! Varus! gib mir meine Millionen wieder.»

Für solcherlei Gehässigkeiten (letztere hatten übrigens ihre heitere Seite) entschädigte mich reichliche Anerkennung berufener Faktoren, in erster Linie des Monarchen, der mir durch den Vorstand Seiner Militärkanzlei unterm 28. Oktober 1874 mitteilen liess, «er sei erfreut und befriedigt durch die glückliche Lösung, und billige mein Verhalten vollkommen».[1])

---

[1]) Der verewigte Verfasser hat leider über diese glänzende Episode seiner Verwaltung des Grenzlandes nur kurze Notizen in seinem sonst reichen Material an Aufzeichnungen vorgefunden. Er gedachte, dieselben mit Hilfe seines treuen ehemaligen Präsidialchefs Beyer zu ergänzen; doch kam seine Anregung letzterem erst zu einer Zeit zu, da er, schon leidend, nicht mehr in der Lage war, derselben Folge zu leisten. (In der Tat ist Beyer Mollinary im Tode vorangegangen.)

So viel aber konnen die Herausgeber aus eigener Erinnerung mitteilen:

Das Interesse, mit welchem man in der Grenze sowohl, als in Zivilkroatien dem Gange des Grenzwälderprozesses folgte, war ein leidenschaftlich gespanntes. Der Sieg des Landeschefs erweckte überall hellen Jubel. Wo immer die Herren

Im Bereiche der neun kroatisch-slavonischen Grenzregimenter bestand damals noch keine einzige Bahn; im Bau war, im Nordwesten des Grenzlandes, die kurze, nur 70 Kilometer lange Strecke Karlstadt-Ogulin-Gomirje zur Verbindung der Bahn Budapest-Agram-Karlstadt mit Fiume an der Adria. Dann war auch der nördliche Rand der Grenze bei Sissek durch 50 Kilometer Bahn mit Agram verbunden.

Ein ungarisches Gesetz (XXXVIII vom Juli 1870) über die Fortsetzung der ungarischen Alföldbahn (Grosswardein-Szegedin-Zombor-Dalya-Draumündung) durch Kroatien-Slavonien und die Militärgrenze bestimmte für letztere die drei Strecken: *a)* von Neugradiska bis Sissek, *b)* von Sissek bis Karlstadt und *c)* von Neugradiska über Brod bis Mitrovic.

Diese Strecken entsprachen bloss dem Bedürfnisse des mittleren Teiles des schmalen, langgestreckten Grenzlandes. Man vermisste im Osten die wichtige Strecke von Mitrovic bis Semlin, nicht minder jene von hier bis Peterwardein, obgleich letztere, in der kürzesten Verbindungslinie mit der ungarischen Hauptstadt gelegen, ein unentbehrliches Glied der grossen internationalen Verkehrsstrecke Ofen-Pest-Belgrad-Sofia-Konstantinopel darstellte. Im Westen wieder fehlte eine Fortsetzung der Bahn von Ogulin durch die adriatischen Küstengebiete bis Knin (200 Kilometer), welche zugleich zur Verbindung Dalmatiens mit dem Innern des Reiches notwendig gewesen wäre. Auch die ins Gesetz aufgenommene direkte Verbindung Sisseks mit Karlstadt entsprach nicht den Landesinteressen. Diese beiden Orte waren, wenn auch mit einem geringen Umwege, bereits über Agram miteinander verbunden. Wollte man eine neue Linie bauen, so wäre jener ziemlich überflüssigen, den Nordrand der Militärgrenze entlang ziehenden, eine solche weit vorzuziehen gewesen, welche durch deren Inneres hindurch Sissek mit Ogulin verbunden hätte; abgesehen davon, dass sie als Durchzugslinie Semlin-Fiume auch kürzer gewesen wäre. Endlich erschien es, hauptsächlich im Interesse der Alföldbahn, geboten, diese mit der Savetalbahn nicht erst bei Neugradiska, sondern gleich von Dalya aus bei Vinkovce zu verbinden.

---

des Generalkommandos sich zeigten, wurden sie umringt und gefeiert. Einem derselben gegenüber äusserte sich ein Industrieller aus der Ilica (Agrams Hauptstrasse), «er könne dem Kommandierenden nur raten, sich während einiger Zeit nicht zu Fusse in den Strassen zu zeigen». Und auf die Frage des Verdutzten: «Warum?» — «Weil wir ihm alle an den Hals fliegen würden».

Von der Notwendigkeit dieser Ergänzungen bezw. Abänderungen des erwähnten Eisenbahngesetzes war es mir nicht schwer geworden, die Budapester Regierung zu überzeugen. Sie schien von gutem Willen beseelt, und hatte eben damals (von 1871 bis 1873) ein umfassendes, sehr rationelles Elaborat über den Ausbau der ungarischen Bahnen zusammengestellt, das verschiedene, nur politischen Interessen dienende Bestimmungen früherer Gesetze beseitigte oder modifizierte.

Das Generalkommando erhielt die prinzipielle Zustimmung zu seinen Anträgen und schritt auch gleich zur Anfertigung der Baupläne für die Grenzlandbahnen.

Diese Arbeit besorgte ein Spezialist im Fache, Ingenieur Reinhold Eisl, Direktor der Graz-Köflacher Bahn. Sie umfasste die Linien:

1. Semlin-Ogulin	460	Kilometer	im	Kostenbetrage	von	38.7	Mill.	Gulden,
2. Ogulin-Dalmatinergrenze	200	»	»	»	»	26,3	»	»
3. Semlin-Peterwardein	42	»	»	»	»	4,2	»	»
4. Fiume-Zengg	38	»	»	»	»	5,0	»	»
5. Sissek-Doberlin	40	»	»	»	»	4,8	»	»
Zusammen	780	Kilometer	im	Kostenbetrage	von	79,0	Mill.	Gulden.

Die Bahn Sissek-Doberlin sollte den Anschluss an die türkische Bahn bilden, welche zu Anfang der Siebzigerjahre als Teil jener grossen Bahn erbaut worden war, die Konstantinopel und Saloniki, ohne Serbien zu berühren, mit der österreichisch-ungarischen Monarchie verbinden sollte.

Den Unternehmern wären die Baukosten bis zu einem Drittel aus dem Erlöse der Grenz-Staatsforste gezahlt und der Ertrag vom Staate durch Zinsengarantie gesichert worden.

Die Inangriffnahme des Baues musste aber infolge der Lösung des Grenzwäldervertrages verschoben werden, weil auf den Eingang der präliminierten Beträge aus dem Holzverkaufe in der veranschlagten Zeit nicht mehr gerechnet werden konnte.

Leider war damit auch der politisch günstige Zeitpunkt versäumt. Ein mehrfacher Personenwechsel in der ungarischen Regierung brachte mit neuen Männern auch neue Ansichten auf den Plan. Im Kommunikationsministerium behauptete man nunmehr, eine einheitliche Bahn Semlin-Ogulin würde den Verkehr aus den unteren Donau- und Saveländern von Budapest abziehen, und hielt wieder fest an den Bestimmungen des Eisenbahngesetzes von 1870.

Vergeblich waren meine Bemühungen, darzutun, dass die 460 Kilometer lange Linie Semlin-Ogulin eine Peripheriebahn, die Linien Semlin-Budapest (350 Kilometer) und Budapest-Ogulin (480 Kilometer) aber Radialbahnen seien, die einander bei der Grösse des Raumes, den sie in der Form eines nahezu gleichschenkligen Dreiecks umfassten, und bei der Bodenbeschaffenheit desselben unmöglich Konkurrenz machen könnten.

Es nützte nichts, darauf hinzuweisen, wie die Bahn Semlin-Ogulin dazu beitragen müsste, den Hafen von Fiume zu alimentieren, dessen Belebung in Ungarn schon damals mit allen Mitteln angestrebt wurde.

Auch war es vergeblich, hervorzuheben, wie diese Bahn (Semlin-Ogulin) einen bedeutenden Teil jener grossen Verkehrslinie darstellen würde, die dereinst vom Schwarzen Meere durch das Donau- und das Savetal an den oberen Rand der Adria, weiter durch das Po-Tal und über die Westalpen nach Frankreich ziehen, und somit ganz Europa von Ost nach West in gerader Linie durchqueren würde.

Die Begründung dieser Ansichten wurde nicht bloss durch einzelne Anträge schriftlich, sowie in mehreren Ministerkonferenzen mündlich versucht, sondern es wurde auch (im Februar 1875) ein systematisch zusammengestelltes grösseres Elaborat darüber in Lithographie vorgelegt.[1]

Politische Rücksichten, das Streben, die ungarische Hauptstadt zu einem möglichst grossen Verkehrszentrum zu machen, Besorgnis, dass die wirtschaftlichen Zustände in den südslavischen Grenzdistrikten eine zu rasche Entwicklung nehmen könnten, dann wohl auch etwas Gereiztheit gegen die Person des Landeschefs, besonders seit dem Misserfolge des Grenzwälder-Konsortiums, und die Tendenz, dessen Einfluss im Grenzlande nicht noch mehr erstarken zu lassen, mögen vereint dazu beigetragen haben, dass der Beginn des Bahnbaues immer wieder hinausgeschoben, das Grenzvolk noch durch viele Jahre um die Wohltaten gebracht wurde, die es von diesem neuen Kommunikationsmittel erwartete.

Die bessere Stimmung gegen Ungarn, die sich vom Beginne der Verwaltungsreformen an gezeigt und seitdem stetig zugenommen hatte, erfuhr durch diese unfreundliche Haltung des Budapester Ministeriums einen sehr fühlbaren Umschlag.

Bis zur wirklichen Herstellung der Linie Semlin-Sissek sollten noch über 20 Jahre vergehen!......

[1] «Antrag zum Beginne des Baues der Eisenbahnen im kroatisch-slavonischen Grenzgebiete, 1875.»

Gegen den Bau der Bahn von Ogulin durch die obere Grenze nach Dalmatien wehren sich die Ungarn noch heute entschieden, unter der Begründung, dass durch die Fortsetzung dieser Bahn bis Spalato Fiume leiden könnte. — Diese grosse Besorgnis für Fiume mag vielleicht wirklich bestehen; jedenfalls aber ist sie nicht der einzige Grund des ungarischen Vetos. Der zweite und vorwiegende ist jedenfalls darin zu suchen, dass man Dalmatien mit dem Innern der Monarchie durch keinen Schienenweg verbunden wissen will, ausser auf dem Umwege über die Herzegowina und Bosnien.

Die im kroatisch-slavonischen Grenzlande auszuführenden Ent- und Bewässerungen zerfielen in zwei wesentlich verschiedene Kategorien: jene im niederen Flussgebiete der Save, und jene im hohen Karstgebirge.

Es waren alte und schwer empfundene Übelstände, an deren Beseitigung man nun gehen wollte.

In der Saveniederung wurden jährlich zur Zeit der Hochwässer viele hunderttausende von Hektaren durch den Austritt des Flusses und seiner Nebengewässer in Seen verwandelt. Ernten gingen zugrunde, fruchtbare Talstriche wurden verwüstet. Die häufige Veränderung des Flussbettes hemmte den regelmässigen Schiffahrtsbetrieb. Die ärgste Wirkung jener Überschwemmungen aber waren die Sumpffieber, die das Uferland allmählich verseucht und eine seit Jahren wahrnehmbare Abnahme der Einwohnerzahl verursacht hatten.

So weit Erinnerungen zurückreichen, waren Abhilfen verlangt worden, und die betreffenden Vorstellungen auch nicht immer unberücksichtigt geblieben. Aber die unternommenen Arbeiten hatten selten, und wenn, nur einen lokalen Erfolg. Der Grund lag nur zum geringeren Teile in der Unzulänglichkeit der Mittel, zum grösseren aber im Mangel eines einheitlichen, grossen, ein ganzes Gebiet, oder wenigstens einen selbständigen Abschnitt umfassenden Planes.

Es hat zwar seit den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts an Anregungen zu durchgreifendem Vorgehen nicht gefehlt. Spuren davon finden sich in den Akten seit dem Jahre 1770. Wirklich wertvolles Material aber lieferte erst in den vierziger Jahren der königliche Navigationsingenieur Baron Zornberg. Seine

Projekte und Anträge wurden jedoch der Gepflogenheit jener Zeit gemäss nach jahrelangen Überprüfungen und Durchberatungen schliesslich als «schätzbares» Material den Archiven einverleibt. Die Ereignisse von 1848 und 1849 brachten vollständigen Stillstand in die Frage. Erst im Jahre 1866 fand Zornberg wieder Gelegenheit, ein neues Projekt vorzulegen. Nachdem der bekannte Ingenieur Pasetti dasselbe gut geheissen, entschloss sich das Kriegsministerium endlich zur Annahme und Ausführung. Allein letztere scheiterte an der Weigerung der Gemeinden, sich durch Naturalleistungen oder Geld an den Arbeiten zu beteiligen, wie man diess — unter den damaligen Verhältnissen nicht sehr zweckmässig — von ihnen verlangte.

Als die Saveregulierungs-Angelegenheit in meinen Wirkungskreis überging, war es mein erstes, das in den Archiven vorhandene Material zu sammeln, zu ordnen, und über dessen Benützung durch den Vorstand der Bauabteilung, Oberstleutnant Komadina des Geniestabes, ein fachmännisches Referat verfassen zu lassen. Auf Grund des letzteren wurde der badische Oberbaurat Sexauer, ein durch seine Leistungen bei der jüngsten grossen Rheinregulierung zu europäischem Rufe gelangter Fachmann, zur Abgabe eines Gutachtens aufgefordert.

Sexauer bereiste im Oktober 1873 das Savegebiet, nahm Einsicht in die älteren Projekte, und legte in einem ausführlichen Elaborate seine Ansichten dar.

Die weitere Ergänzung des vorliegenden Materials, dann die Ausarbeitung eines Programms, welches in grossen Zügen den Vorgang bei successiver Durchführung der Flussregulierung entwickelte, erfolgte durch den Professor an der Wiener technischen Hochschule, Anton Beyer.

Auf solche Weise kam ein Werk zustande, dessen Vorzüglichkeit durch das Urteil kompetenter Persönlichkeiten ausser Zweifel gestellt erscheint.[1]) Allein dessen Vollendung fiel erst in eine Zeit (Ende

---

[1]) In anbetracht der grossen Wichtigkeit, welche die Angelegenheit für die Bevölkerung hatte, liess ich das Werk in deutscher und serbo-kroatischer Sprache drucken und im Lande verteilen. Dasselbe erschien 1876 bei Albrecht und Fiedler in Agram unter dem Titel: «Die Regulierung des Saveflusses, dann die Ent- und Bewässerung des Savetales in Kroatien und Slavonien, mit besonderer Berücksichtigung des Grenzgebietes» und enthielt:

a) eine Schilderung des Flussgebietes vom hydrotechnischen Standpunkte,

1876), die nur um wenige Monate meinem Rücktritte vom Posten als Landeschef voranging; es war mir demnach nicht gegönnt, auf die Verwirklichung der betreffenden Vorschläge Einfluss zu nehmen. Nur einzelne, selbständig auszuführende Arbeiten waren noch vor Vollendung des theoretischen Werkes, aber ganz im Sinne desselben, bewirkt worden.

Zu diesen gehörte die Wiederherstellung des ältesten, im Savetale bestehenden Wasserregulierungswerkes, eines Entwässerungskanals aus der Römerzeit, dessen Entstehung mutmasslich in die Regierungszeit des Kaisers Probus (drittes Jahrhundert) zurückreicht. Zur Austrocknung der durch die Abflüsse des Fruskagoragebirges in der Saveniederung, zwischen den heutigen Ortschaften Semlin und Mitrovic, gebildeten Sümpfe hatten die Römer vom höchsten Punkte am Rande dieses Beckens, wo ihre Feste Budalis lag (heute steht an der Stelle das Dorf Petrovic) zwei unter sich verbundene Kanäle ausgehoben, durch welche die erwähnten Gewässer in die Save geleitet wurden. Der eine davon, 32 Kilometer lang, zog südöstlich und ergoss sich bei Progar in die Save, der andere, 19 Kilometer lang, hatte eine westliche Richtung und mündete unterhalb Mitrovic in den Fluss. Zur Zeit meiner Amtswirksamkeit war das Profil beider an mehreren Stellen noch gut erkennbar. Ihre Sohlenbreite betrug 12 Meter und auch darüber. Tausendjährige Vernachlässigung hatte jedoch die Kanäle ihrer Bestimmung entzogen. Die Binnenwässer hatten keine regelmässigen Abzugswege mehr, und in niederschlagsreichen Jahren traten Überschwemmungen ein, die sich über ein Gebiet von 160,000 Hektaren erstreckten, davon ein Viertel bebauter Boden, mit zwanzig Ortschaften darauf. Um ähnlichen Katastrophen vorzubeugen, wurde in den Jahren 1872 bis 1874 der südöstliche Kanal, und zwar mit dem vollen erhofften Erfolge, wieder in Stand gesetzt.

Der westliche, ausserhalb des Inundationsgebietes gelegene scheint mehr Schiffahrtszwecken gedient zu haben, und zwar

---

b) eine Besprechung der ausgeführten und der begonnenen Arbeiten,

c) eine Analyse der vorhandenen älteren Projekte und

d) ein Programm über das nunmehr einzuschlagende Vorgehen zur Durchführung des ganzen Projektes.

dem Transporte von Bausteinen aus dem Gebirge nach dem materialarmen Tale.[1])

Noch eine Merkwürdigkeit, aber anderer Art, findet sich in diesem Inundationsgebiete: die «Obedska Bara». Es ist dies ein Ried oder Bruch innerhalb eines alten Savearmes, auf halbem Wege von Semlin nach Mitrovic, zwischen den Dörfern Kupinovo und Obrez gelegen. Zu diesem, ein nahezu regelmässiges Viereck von 2500 Hektaren bildenden, grossenteils waldumschlossenen und stets wasserreichen Becken, in welchem Rohr- und Schilfbestände mit Weidengruppen abwechseln, kommen regelmässig im Frühjahre tausende der verschiedenartigsten Sumpf- und Wasservögel gezogen, um dort zu brüten, ihre Jungen aufzufüttern und mit ihnen im Herbste wieder in südliche Gegenden fortzuziehen.

Nach dem Bekanntwerden dieses seltenen Reviers wurde dasselbe Gegenstand rücksichtsloser Ausbeute seitens von Jägern und Händlern, die in grosser Zahl, auch aus fernen Ländern, sich einfanden. Erhobene Beschwerden veranlassten mich, gelegentlich einer Dienstreise im Peterwardeiner Distrikte jenes Revier zu besichtigen, um zu ermitteln, wie der Verwüstung Einhalt getan werden könnte.

Sobald es zu tagen beginnt, erheben sich die Vögel und eilen, vorläufig unbelästigt, der Morgenarbeit nach. Zur Jagd auf sie wird erst ein paar Stunden später geschritten, wenn die Tiere wieder zu ihren Nestern zurückgekehrt sind. Zu solcher Zeit bestieg ich, unter Führung eines Jägers, einen Kahn, aus einem langen, dicken, ausgehöhlten Eichenstamm hergestellt, und fuhr durch kanalartige offene Stellen gegen die Mitte der «Bara».

Das Wild liess sich durch die Bewegung des Bootes nur wenig stören. Nur wo wir unmittelbar vorbeikamen, flogen Schwärme auf. Ein paar Gewehrschüsse veranlassten ein starkes Geschwirre und das Erheben einer Menge grosser und kleiner

---

[1]) Eine 1876 bei Brill in Darmstadt erschienene Broschüre: «Römische Steinbrüche» von Lohausen und Wörner gibt aus einer Passionsgeschichte des vierten Jahrhunderts die Schilderung des Märtyrertums von vier christlichen Arbeitern in den pannonischen Steinbrüchen (nördlich von Sirmium, dem heutigen Mitrovic) in Kürze wieder. Nach dieser Quelle waren daselbst zur Zeit Diocletians 622 Steinmetze mit der Erzeugung kunstreicher Arbeiten (grosse Säulen, Kapitäle, Statuen u. dgl.) aus blätterigem Kalkstein (Statuenmarmor) und Porphyr beschäftigt.

Vögel, die dann wie eine Wolke über unseren Köpfen schwebten und ein lebhaftes Gekreisch und Geschnatter ertönen liessen. Das dauerte eine kleine Weile, dann senkte sich alles wieder nach den ruhigen Verstecken herab.

Es fanden sich da der edle Silberreiher in seinem Neste, das er mit grosser Kunst aus Rohrhalmen und Schilfblättern verfertigt; der Löffel-, der Seiden-, der Rallen-, der Zwerg- und der Nachtreiher; Gruppen von Fischadlern, einzelne Kaiseradler und viele andere Raub- und Wasservögel; neben den grössten eine Menge der verschiedenartigsten mittelgrossen, kleinen und kleinsten Gattungen Federwilds. Auch die Wildente fehlte nicht, die in der Krone eines Baumes brütet und von dort ihre ausgeschlüpften Jungen ins Wasser herabwirft. Das Wasser selbst wimmelt von Fischen, Schildkröten und Blutegeln: die Ufer, die Luft von Käfern und schwirrendem Getier.[1])

Eigentümer der Bara waren die anstossenden Gemeinden. Als ich ihnen nahelegte, das Jagdrecht dem Kronprinzen Rudolf anzubieten, erklärten sie sich mit Freuden dazu bereit, und erliessen vorläufig ein Jagdverbot, durch welches das Revier in vollständigste Schonung gelegt wurde. Der Kronprinz nahm das Anerbieten der Gemeinden huldvoll auf. Mit der Überwachung der Bara wurden das Forstpersonal der Vermögensgemeinde, die nächsten Serežaner-(Gendarmerie-) Posten, und in oberster Linie die politische Behörde beauftragt. So gelang es, dieses «Juwel inländischer Fauna» zu verhegen und zu erhalten, wie es die Mitteilungen des Wiener ornithologischen Vereins im Jahrgang 1877 anerkennend meldeten.

Im August 1885 besuchte Erzherzog Rudolf sein neues Revier und soll vom Gesehenen, wie auch dem Ergebnisse der Jagd entzückt gewesen sein.

In den vier oberen, gebirgigen Regimentsdistrikten herrscht ebenfalls Wassernot; bald Überschwemmung, bald Wassermangel.

---

[1]) Die wissenschaftliche Forschung wurde auf diesen merkwürdigen Sammelplatz der gefiederten Welt zuerst durch den Wiener Ornithologen Zelebor aufmerksam gemacht, der ihn im Jahre 1853 kennen gelernt hatte. Dieser Gelehrte kehrte später, 1860, nachdem er die Niederungen des Nils durchforscht, auch mit der Novaraexpedition die Welt umsegelt, nochmals zur Obedska Bara zurück, die, wie er erklärte, für den Wasser- und Sumpfvögelsammler einzig in ihrer Art dastehe. (Aus Ettingers: «Der Sumpf Obedska Bara. Agram 1888.»)

Jenes eigentümliche Kalk- und Dolomit-Gebirgssystem, das sich von Krain und Istrien angefangen durch das westliche Kroatien, durch Dalmatien, die Herzegovina, Montenegro und Albanien bis nach Griechenland erstreckt, kommt in dem ganzen Distrikte des 1., 2. und 3., dann im westlichen Teile des 4. Grenzregimentes vor.

Der Karst, ein ödes Kalkgebirge, birgt in seinem Innern zahllose Höhlen und Kanäle. Die Niederschläge, die sich teils in den eigentümlichen, abgeschlossenen, ausganglosen Tälern, teils in den Dolinen (charakteristische, trichterförmige Vertiefungen der Oberfläche) oft in Übermengen ansammeln, haben keinen Abfluss im gewöhnlichen Sinne, sondern verschwinden — aus ersteren nach kürzerem oder längerem Laufe — durch Klüfte oder brunnenartige Löcher in die inneren Hohlräume. Aus diesen brechen sie in tieferen Schichten wieder hervor, ziehen als Bäche oder kleine Flüsse eine zeitlang an der Oberfläche hin, um dann abermals unter der Erde zu verschwinden. Schliesslich gelangen sie durch unterirdische Kanäle ins Meer, bald im, bald unter dem Wasserspiegel. Einige wenige, wie die Korana und die Unna, münden in offene Täler.

Es tritt also im Karste, neben zeitweisem Überfluss, häufiger und empfindlicher Mangel an Wasser ein. Der Überfluss ist schädlich, weil er die Benützung der ohnehin spärlichen kulturfähigen Flächen beschränkt; weit schmerzlicher aber wird die Dürre empfunden. Im Grenzgebiete gab es ausgedehnte Distrikte *ganz* ohne Wasser, deren Bewohner sich die nötige Menge zum Hausgebrauche stundenweit herbeiholen mussten.

Die bisher zur Abhilfe angewandten Mittel hatten immer nur das lokale und augenblickliche Bedürfnis im Auge gehabt, sich daher auf die Aushebung von Brunnenschächten zu den tiefen, unterirdischen Wasserbecken hinab, die Anlage von Zisternen und Leitungen, die Regulierung einzelner Quellen beschränkt. Zu einer grossen, planmässigen Aktion war es noch nicht gekommen, ja nicht einmal zu einer wissenschaftlichen und erschöpfenden Erörterung der Frage, wie vorzugehen wäre, um für die Zukunft dem Wassermangel im ganzen Gebiete ebenso vorzubeugen, wie dem zeitweiligen Wasserüberfluss.

Eine solche Erörterung herbeizuführen, war von allem Anfange an mein eifriges Bestreben. Zu diesem Zwecke veranlasste ich das Kriegsministerium (im Jahre 1871, zu einer Zeit, wo das Generalkom-

mando in Verwaltungsangelegenheiten noch nicht unabhängig war) zur Entsendung eines Fachmannes, welcher das Land studieren und auf Grund der gemachten Erfahrungen Vorschläge erstatten sollte. Die Wahl fiel auf Professor Anton Beyer (denselben, welcher später das schon erwähnte grosse Werk über die Save-Regulierung geschrieben hat). Das Ergebnis seiner Bereisung war eine Denkschrift, in welcher er unter Zugrundelegung geologischer Berechnungen und eines ausgiebigen Ziffernmaterials (es war der Wasserkonsum jedes einzelnen Kompagniebezirks festgestellt) einen gründlichen Plan zur Abstellung der Landeskalamität entwickelte.

Fast gleichzeitig (Sommer 1871 und 1872) liess die geologische Reichsanstalt durch vier Fachmänner im Karste der Militärgrenze Aufnahmen machen, und beauftragte über mein Ansuchen einen derselben, Herrn Emil Tietze, mit der Verfassung einer übersichtlichen und populär gehaltenen Darstellung des Gebietes, unter besonderer Berücksichtigung der Wasserfrage.

Endlich lieferte Dr. Georg Pilar, Sektionsvorstand beim Landesmuseum in Agram, der sich den Wiener Geologen angeschlossen hatte, einen ergänzenden Beitrag zu Tietzes Abhandlung. [1])

Auf diese Weise standen mir statt einer, drei Arbeiten über den Gegenstand zur Verfügung, um so wertvoller, als sie einander nicht widersprachen, sondern gegenseitig ergänzten.

Die Wassernot in den Karstregionen ist hauptsächlich auf deren absolute Kahlheit zurückzuführen, und letztere ein Werk der Bevölkerung selbst. Nicht Römer, noch Türken und Venetianer haben, wie man sie dessen gewöhnlich beschuldigt, aus den einst stark bewaldeten Adria-Küsten jene furchtbare Steinwüste gemacht, welche man den Karst heisst. Gewiss, sie haben, um Material für ihre Schiffe zu gewinnen, den Kahlhieb systematisch und mit Brutalität betrieben; allein die Wälder hätten sich allmählich wieder erholt, ohne die schrankenlose, jede Rücksicht auf das allgemeine Wohl und die eigene Zukunft beiseite setzende Ausübung der Viehweide durch die Einheimischen. Der Humus wäre nicht abgeschwemmt worden, die Verkarstung nicht eingetreten, wenn man nach der Abholzung die Natur in ihrem fürsorglichen Streben nicht immer und

---

[1]) «Die Wassernot im Karste der kroatischen Militärgrenze». Agram 1874. Albrecht Fiedler.

immer wieder durch die pflanzenvernichtende Weide der Ziege behindert hätte.

Es war daher dringend notwendig, planmässig und im grossen einzuschreiten, um nicht nur einer weiteren Zerstörung des Kulturbodens Einhalt zu tun, sondern auch die allmählige Wiederbewaldung der Karstwüsten systematisch anzubahnen.

Dazu gehörte vor allem ein rationelles Programm, und ich war wieder so glücklich, für die Aufstellung eines solchen eine Persönlichkeit zu gewinnen, die dazu wie vielleicht keine zweite der damaligen Zeit geeignet war.

Der berühmte Forstmann Joseph Wessely [1]), k. k. Forst-Akademie-Direktor und Domänen-Inspektor, bereiste im Jahre 1875 die Karstgebiete, und legte seine Ansichten in einem Werke nieder, das als erste gediegene Monographie der Karstkultur betrachtet werden kann, und eine wirkliche Lücke in der Forstwissenschaft ausfüllt.

Die Rücksicht auf den Buchumfang gestattet mir nicht, darzulegen, wie ich meine Meliorationsbestrebungen aus der Theorie in die Praxis umzusetzten begann. Es sei nur so viel gesagt, dass in der Wasser- wie der Wälderfrage gewissenhaft nach den Ansichten der befragten Kapazitäten vorgegangen wurde. Der Natur der Sache nach rechnet man derlei Unternehmungen nicht nach Jahren, sondern nach Viertel- und halben Jahrhunderten, und meine Amtsführung war zu kurz, um mir die Durchführung meiner Pläne, auch nur in den ersten Stadien, zu gestatten. Aber als ich aus dem Lande schied, geschah es wenigstens mit dem Bewusstsein, alle schwierigen Fragen gelöst, alle Fundamente gelegt zu haben, auf deren Grund meine Nachfolger nichts anderes zu tun hatten, als eben — weiterbauen.

Während im Grenzlande der moderne Umgestaltungsprozess seinen Weg ging, bestanden in Zivilkroatien die alten, zum Teile sehr überlebten Einrichtungen ruhig fort.

Dass man dort unsere Reformen mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte, ist begreiflich; ebenso, dass dies je nach dem Standpunkte der betreffenden Person oder Partei mit grösserem oder geringerem Wohlwollen geschah. Insoferne als der Grenzlandsbehörde

[1]) «Joseph Wessely, Das Karstgebiet Militärkroatiens». Herausgegeben von der Landes-Verwaltungsbehörde. Agram 1876, Albrecht und Fiedler.

durch diese verschiedenen Stimmungen Erleichterungen oder Schwierigkeiten erwuchsen, ist es notwendig, dieselben kurz zu charakterisieren.

Zunächst kamen für mich die Männer an der Spitze der Verwaltung in Betracht.

Wie von der ungarischen, hatte ich auch von Seite der kroatischen Regierung auf Förderung meiner Bemühungen gerechnet. Eine solche mir angedeihen zu lassen, wären die jeweiligen «Minister für die Königreiche Kroatien, Slavonien und Dalmatien» — wie ihr Titel lautete — gerne bereit gewesen, auch stand ich zu ihnen stets in guten persönlichen Beziehungen. Leider entsprach ihr Einfluss keineswegs ihrem langen Titel, und die Unterstützung, welche sie mir angedeihen lassen konnten, war kaum der Rede wert.

Auf den «Minister» folgte in der Rangstufe der jeweilige Landeschef, der «Banus». Diesem fehlte es an Macht und Einfluss nicht, aber infolge verschiedener Umstände ist mir auch von dieser Seite eine erfolgreiche Unterstützung stets versagt geblieben.

Der erste Banus, mit dem ich zu tun hatte, Baron Rauch, blieb, wie schon erwähnt, nach meinem Amtsantritt nur mehr kurze Zeit auf seinem Posten.

Der damalige Minister für Kroatien, Bedeković, welcher nach Rauch eine Weile die Geschäfte der Banalregierung leitete, war den schwierigen Verhältnissen des Landes nicht gewachsen und trat bald zurück. Doch wurden mir von diesen Beiden keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt, wie denn auch der persönliche Verkehr mit Familie Rauch und Herrn v. Bedeković ein freundschaftlicher war.

Auf Bedeković folgte, bis zur Wiederernennung eines Banus, eine Art von Interregnum, während dessen der frühere Landespräsident und einstige Landes-Finanzdirektor Vakanović die Geschäfte führte.

Die überlegenen staatsmännischen Eigenschaften, welche diesen Mann, nach der Art zu schliessen, wie er deren Mangel an anderen tadelnd hervorhob, auszeichnen mussten, bekundeten sich mitunter in eigentümlicher Weise.

Kurz nachdem er zur Macht gelangt war (Ende April 1872) entbrannte anlässlich der Wahlen für den kroatischen Landtag ein heftiger Kampf zwischen den Parteien. Eines Tages kam ein hervorragendes Mitglied der Opposition, Advokat Dr. Mrazović, zu mir

und ersuchte mich, wichtige Mitteilungen entgegenzunehmen — eine Bitte, der ich nur sehr ungern entsprach.

Nun legte mir mein Besuch drei Schriftstücke vor, wie er erklärte, Konzepte von Berichten eines Kundschafters der Banalregierung. Der Inhalt betraf gewisse ungesetzliche Vorgänge in Oppositionsversammlungen und war mit Auszügen aus den bezüglichen geheimen Protokollen belegt.

Nachdem ich gelesen, produzierte Mrazović eine notariell beglaubigte Erklärung desselben Kundschafters, des Inhalts, dass die in den Berichten vorgebrachten Tatsachen keine solchen, sondern von ihm über Aufforderung eines Regierungsbeamten frei erfunden seien, um der Regierung eine Waffe gegen ihre Widersacher in die Hand zu liefern; des weiteren einige Nummern der offiziellen Zeitung, welche seine Berichte bereits abgedruckt enthielten. Mrazović fügte hinzu, ein vierter Bericht sei eben in der Zusammenstellung begriffen, und werde zweifellos nächster Tage durch die Agramer und Budapester Regierungsblätter veröffentlicht werden. Den vollen Inhalt derselben war er in der Lage mir mitzuteilen.

Eine nette Geschichte!

An ihrer Glaubwürdigkeit war nicht zu zweifeln. Ich hielt mich jedoch reserviert und erklärte, meine Stellung erfordere ein unbedingtes Fernhalten von den Angelegenheiten der politischen Parteien in Kroatien, so lange sie die Interessen der Grenze nicht berührten.

Hierauf erwiderte Mrazović: Er kenne und achte diese meine Haltung, beabsichtige im allgemeinen auch keineswegs, mich von derselben abzubringen. Wenn er sich in diesem einen Falle an mich gewandt, so sei dies notgedrungen und nur deshalb geschehen, weil ihm kein anderes Mittel zu Gebote stehe, um das ungarische Ministerium und die Krone über das Treiben der Banalregierung aufzuklären; denn weder er, noch irgend ein anderer seiner Partei habe Aussicht, jemals zu Budapest oder Wien in Audienz vorgelassen zu werden.

Jetzt freilich durfte ich mich nicht länger mehr ablehnend verhalten. Die Angelegenheit war eine sehr ernste; und wenn ich auch im voraus wusste, dass die Enthüllung auf den ungarischen Ministerpräsident keineswegs jene Wirkung hervorbringen würde, die Mrazović erhoffte, so glaubte ich mich doch zur Vermittlung derselben verpflichtet; machte jedoch zur ausdrücklichen Bedingung meiner Zusage, dass ich den Locumtenens vorher davon verständigen dürfe.

Damit erklärte sich Mrazović nach einigem Hin- und Herreden einverstanden.

Zwischen der ungarischen Regierung und mir war für die nächsten Tage eine Zusammenkunft in Wien vereinbart worden. Bis dahin gedachte ich, mir meine Eröffnungen aufzusparen. Was aber keinen Aufschub zuliess, war der Bericht an S. Maj., welchen ich denn auch unverweilt durch Vermittlung der Militärkanzlei erstattete. Ich erhielt umgehend die Verständigung, das mein Vorgehen A. H. Orts gutgeheissen werde.

Hierauf begab ich mich auf den unerquicklichen Gang zum Locumtenens. Der Mann verstand es, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Die berechnete Kürze meines Besuches überhob ihn der Notwendigkeit des Versuchs, zu leugnen oder sein Verhalten zu erklären. Allein der stumme Händedruck, mit dem er meine Mitteilung quittierte, und der so lange dauerte, bis sich die Tür hinter mir schloss, konnte wie der Ausdruck innigster Erkenntlichkeit gedeutet werden. Innerlich mag er sich dabei freilich gedacht haben: «Hol' dich der ...!»

Minister Lonyay schien, als ich ihm die Angelegenheit mitteilte, durch dieselbe ganz konsterniert zu sein. Nun seien, klagte er, alle Hoffnungen zunichte, die er auf den Locumtenens gesetzt! Er habe geglaubt, in ihm den geigneten Mann gefunden zu haben, um die Gegensätze im Lande auszugleichen und eine dem ungarisch-kroatischen Ausgleich günstige Majorität zu schaffen; nun sei es damit aus. Er würde auch sofort den Posten anderweitig besetzen, hinderte ihn daran nicht das unmittelbare Bevorstehen der Wahlen ...

Diese Wahlen fanden Ende Mai statt, und fielen ausgesprochen regierungsfeindlich aus. Sogar viele der Agramer Regierungsbeamten (nicht weniger als 30) stimmten mit der Opposition, während die Mehrzahl (100) sich der Abstimmung enthielt. Jetzt war doch, so schien es, der Augenblick zur Entfernung eines Landeschefs gekommen, der eine so unglückliche Hand bewiesen! Doch nein. Nach erfolgter Eröffnung des Landtages erhielt derselbe allerdings einen Wink, er möge Urlaub nehmen, um seine «angegriffene Gesundheit» durch eine mehrwöchentliche Badekur zu stärken. Allein nach Verlauf dieser Zeit durfte er sein Amt wieder antreten und (mit einigen weiteren, sämtlich durch Gesundheitsrücksichten begründeten Unterbrechungen) im ganzen ein Jahr lang versehen. Doch schien er sich in seiner Stellung nicht mehr recht behaglich zu fühlen. Bei einem Besuche, den er mir am 30. Juli, nach der

Rückkehr von einer solchen Badereise machte, klagte er mir sein Leid. «Er werde, obgleich von allen Seiten angefeindet, gegen seinen Willen an der Spitze der Regierung zurückgehalten. Morgen gehe er zwar neuerdings zum Badegebrauch nach Neuhaus, müsse aber im August zur Eröffnung des Landtags wieder zurück sein. Eine Hetze und eine Last! Niemand könne sich vorstellen, wie sehr er wünsche von ihr befreit zu werden! Er wolle weder Glanz noch Würden; wolle nichts als ein treuer Untertan des Kaisers sein und bleiben. Wenn dieser es befehle, sei er bereit, nötigenfalls auch ein Harakiri an sich zu vollziehen......» —

Gegen Ende des Jahres 1873 wurde Vakanović seiner Stellung enthoben und Mazuranić zum Banus ernannt.

Als nationaler Schriftsteller und Dichter, als Teilnehmer an der illyrischen geistigen Bewegung der Dreissigerjahre nicht nur vom eigenen Volke, sondern von allen Slaven verehrt, hatte er sich seinerzeit auch als Staatsmann, in der Stellung eines kroatischen Hofkanzlers, einen geachteten Namen gemacht.

Um unter den bestehenden, äusserst schwierigen Verhältnissen nützlich zu wirken, scheint er aber zu viel Poet, zu wenig der Mann selbständiger und energischer Entschlüsse gewesen zu sein. Jedenfalls hätte er für die Stellung eines kroatischen Ministers besser gepasst, als für jene eines Banus.

Das persönliche Verhältnis zwischen ihm und mir kam, in den dreieinhalb Jahren, die ich noch in Agram zubrachte, bei allem Entgegenkommen meinerseits über eine kühle dienstliche Höflichkeit nicht hinaus. Es schien, als erkenne er die im Grenzlande zu lösenden Aufgaben nicht in ihrer vollen Bedeutung und unterschätze die Schwierigkeiten, die es noch zu überwinden galt. Vielleicht, ja wahrscheinlich wünschte er die Leitung des Umgestaltungsprozesses im Grenzgebiete selbst in die Hand zu bekommen, um dasselbe rasch mit dem Schwesterlande zu vereinigen. Trifft diese meine Vermutung zu, so musste ihm meine Person natürlich als ein Hindernis für seine Pläne erscheinen. Fand übrigens zwischen uns, wie unter solchen Umständen begreiflich, keine persönliche Annäherung statt, so beobachtete er doch mir gegenüber eine loyale Haltung.[1])

[1]) Der von seiner Partei gegen mich erhobene Vorwurf, dass ich die Vereinigung beider Kroatien unter allen möglichen Vorwänden zu verzögern trachte, entbehrte jeder Begründung. Schon am 21. September 1876, also 8 Jahre bevor jene Vereinigung wirklich erfolgte, hatte ich Se. Maj. in einer Audienz darauf aufmerksam

Unter den höheren Beamten der Banalregierung befanden sich fähige, ihren Beruf vollkommen ausfüllende, durchaus achtungswerte Männer. Bei ihrer Abhängigkeit vom Landeschef waren sie jedoch nicht in der Lage, die Grenzlandesverwaltung irgendwie zu unterstützen, selbst in Angelegenheiten nicht, deren Förderung auch im Interesse Zivilkroatiens lag.

Was die Parteien anbelangt, die einander zum grössten Schaden des Landes ingrimmig bekämpften, so war die unionistische oder ungarische noch viel zu viel von den Ideen der «guten alten Zeit» erfüllt, um nicht die fortschrittlichen Einrichtungen im Grenzlande mit scheelen Augen anzusehen.

Die nationale Partei wieder drängte allzu ungestüm vorwärts; ihre Führer entbehrten, teils von Idealen fortgerissen, teils von Parteileidenschaft erhitzt, der nüchternen Anschauung der Verhältnisse. Gewisse Demonstrationen mit meinem Namen in der Wahlperiode, von einigen aufrichtig gemeint, von andern nur als Mittel gebraucht, um die Machthaber und die Gegenpartei zu reizen, konnten nur dazu beitragen, die Zahl meiner Gegner zu vermehren und meine Stellung schwieriger zu gestalten.

Was die radikale Nationalpartei anbelangt, so hielt sie sich seit ihrer Niederlage bei Rakovica zurück und kommt hier nicht weiter in Betracht.

Im allgemeinen kann ich behaupten, dass der Grenzlandesbehörde in Zivilkroatien, statt Hilfe und Unterstützung, nur Hemmungen zuteil wurden. Wo ausnahmsweise nicht, da schadeten die freundlichen Gesinnungen mehr als sie nützten.

Ich habe vorhin gewisser Demonstrationen Erwähnung getan, welche die Opposition mit meinem Namen in Szene setzte. Die Sache war diese:

Während der Wahlen für den kroatischen Landtag verbreiteten gedruckte Zirkularien die Nachricht, der Locumtenens werde zurücktreten und Mollinary zum kgl. Kommissär ernannt werden. Andere wieder besagten, Dr. Makanec — ein leidenschaftlicher Gegner der Union — gedenke, wenn zum Deputierten gewählt, sofort die zeitweilige Suspension der Verfassung und die Bestellung Mollinarys zum königlichen Kommissär zu beantragen. Auch Dr. Josef Frank, der

---

gemacht, dass der Zeitpunkt zur Einverleibung der Grenze gekommen sei. Dagegen war jedoch, aus bekannten Gründen, die ungarische Regierung.

Redakteur der oppositionellen «Agramer Presse», zeigte sich in seinen Angriffen gegen die Banalregierung dieser ebenso feindlich als mir günstig gesinnt.

Das Hineinziehen meines Namens in den Parteihader konnte nicht anders als mir sehr peinlich sein, schon weil auf diese Weise mein Verhältnis zur Banalregierung sich immer gespannter gestalten musste. Nichts konnte mir daher erwünschter kommen, als gewisse Dienstgeschäfte, welche mich während der kritischen Zeit, erst in Budapest, hierauf in Wien fernhielten. Ein Urlaub, den ich dann nach Como zu meinen Schwiegereltern nahm, brachte mich vollends über die Epoche der grössten politischen Aufregung — sie dauerte von April bis Juli — glücklich hinüber.

So viel über die Schwierigkeiten, welche die mir freundlich Gesinnten mir in den Weg legten. Was meine Gegner anbelangt, so scheiterte ein Versuch ihrerseits, mir Verlegenheiten zu bereiten, glücklicherweise vollständig. Als auf die Ausschreibung der bereits erwähnten Grenzwälder-Holzverkäufe hin mehrfache Anträge eingelaufen waren, brachte die betreffende Partei, welche vielleicht gerne selbst das Geschäft gemacht hätte, im Landtage eine mein Vorgehen in dieser Angelegenheit tadelnde Interpellation ein. In der Voraussetzung, dass dem Locumtenens genaue Daten zur Beantwortung und Widerlegung derselben willkommen sein dürften, liess ich ihm solche durch eine dritte Person zur Verfügung stellen. Seine Antwort lautete: «Er habe keine Lust, sich dieser Sache wegen Konflikte an den Hals zu ziehen, gedenke daher im Landtage zu erklären, dass er durch seinen Vertreter in der Kommission ein Veto gegen die Genehmigung irgend einer der eingelaufenen Offerten einlegen werde.»

Eine solche Ablehnung im vorherein, bevor noch die Art meines Vorgehens und die Inhalte der Offerten geprüft worden, war ebenso unberechtigt wie widersinnig. Es genügte auch eine telegraphische Mitteilung meinerseits an den Ministerpräsidenten, um den Locumtenens zu einem korrekteren Vorgehen zu veranlassen.

Übrigens war meine Bezeichnung als künftiger königlicher Kommissär für Kroato-Slavonien, eine Weile hindurch wenigstens, mehr als eine bloss willkürliche.

Der Umstand, dass durch längere Zeit kein Kandidat für den Banusposten gefunden werden konnte, welcher zugleich der ungarischen Regierung und der Majorität im Agramer Landtage genehm

gewesen wäre, hatte die Aufmerksamkeit auf meine Person gelenkt. Hatte ich doch die administrative Umgestaltung der Militärgrenze in der Hauptsache bereits erfolgreich durchgeführt, besass das Vertrauen der Grenzer, stand mit der ungarischen Regierung in gutem Einvernehmen und hatte es schliesslich auch verstanden, mich vom Parteigetriebe in Kroatien fernzuhalten. Dies alles zusammengenommen veranlasste in politischen Kreisen die Erörterung der Frage: ob es nicht geraten wäre, mich, wenigstens vorübergehend, an die Spitze der Agramer Regierung zu stellen, und in welcher Eigenschaft?

Der § 52 des kroatischen Gesetzes I, 1868, stellt als «Regel» auf, dass «von nun an Militärpersonen durchaus keinen Einfluss mehr auf die Zivilangelegenheiten der Königreiche Kroatien, Slavonien und Dalmatien ausüben dürfen.»

Eine «Regel» lässt bekanntlich Ausnahmen zu. Ausnahmsweise, also vorübergehend, etwa in der Eigenschaft eines königlichen Kommissärs, durfte demnach ein Militär die oberste Verwaltungsstelle in gedachten Ländern immerhin bekleiden.

Nachdem auch schon die Zeitungen diesen Fall zu besprechen begannen, war es natürlich, dass auch ich mit mir darüber zu Rate ging, ob ich wohl für einen solchen Posten tauglich wäre oder nicht? Die Frage war rasch genug beantwortet, und zwar mit einem: Nein!

Die Verhältnisse des ehemaligen Soldatenlandes, jene, welche mir meine guten Erfolge ermöglicht, waren von denen Zivilkroatiens wesentlich verschieden. *Dort* hatte ich veraltete, drückende Einrichtungen zu beseitigen und dafür moderne einzuführen, die Entwicklung eines längst ersehnten freiheitlichen Lebens anzubahnen und reiche kaiserliche Gaben zu verteilen gehabt. Der Beifall des ganzen Landes war mir sicher gewesen. *Hier* hätte ich höchstens eine Minderheit zufriedenstellen können, und auch diess nur unter der Bedingung zeitweiliger Beschränkung der politischen Freiheit.

Das Grenzvolk war noch nicht in politische Parteien gespalten. Standesunterschiede bestanden dort keine anderen, als jene zwischen Landleuten, Beamten, Geistlichen und den wenigen Kaufleuten und Industriellen; alles Schichten, die, aus dem Volke hervorgegangen, mit diesem in Ansichten, Wünschen und Bestrebungen übereinstimmten. Auch der alte Antagonismus zwischen Kroaten und

Serben — (Katholiken und Orthodoxen) — machte sich damals im Militärgrenzlande wenig bemerkbar. Mit den neuen Einrichtungen unzufrieden zeigte sich einzig ein Teil der um ihre frühere Macht gekommenen Offiziere. Politische Vertreter des Volkes endlich waren noch keine bestellt.

Wie ganz anders sah es in Zivilkroatien aus! Hier war bis 1843/44, also noch vor kaum einem Menschenalter, der Nichtadelige von allen öffentlichen Ämtern und höheren Stellen ausgeschlossen gewesen; eine direkte Beteiligung irgendwelcher Art am politischen Leben gab es für ihn nicht. Selbstverständlich hatte das plötzliche Fallen solch gewaltiger Scheidemauer zu Kämpfen zwischen alter und neuer Zeit führen müssen, wie sie jetzt mit so grosser Leidenschaft und Rücksichtslosigkeit geführt wurden. Zu denselben kamen jene nicht minder erbitterten um die staatsrechtliche Stellung des Landes, Ungarn gegenüber. Ein, wenn auch mit grösster Machtvollkommenheit ausgestatteter Kommissär hätte da kaum Gutes ausgerichtet; ja selbst einer verfassungsmässigen Regierung wäre solches schwer, wenn überhaupt, möglich geworden.

Aber angenommen ja: war ich — vom bestehenden gesetzlichen Hindernis abgesehen — der Mann für einen konstitutionellen Landeschefsposten? Nein, und dreimal nein. Mir fehlten für eine Verwendung dieser Art die wesentlichsten Eigenschaften. Vor allem die Anlage und Erziehung fürs parlamentarische Leben. Als Soldat zum geraden Losgehen aufs Ziel erzogen, der Verstellung ungewohnt, wäre ich der nicht immer offenen, nicht immer erlaubte Waffen benützenden Taktik meiner Gegner sicher unterlegen. Mit der bewirkten Vereinigung des Militärgebiets mit dem Provinziale war die Rolle zu Ende, die ich im öffentlichen Leben Ungarns und speziell Kroatiens mit Nutzen für die Allgemeinheit spielen konnte.

Falscher Ehrgeiz allein, von dem ich aber glücklicherweise frei war, hätte mich verleiten können, eine leitende Stellung, und wenn auch nur die provisorische eines königlichen Kommissärs, in diesem Lande anzunehmen. Ich sah in der Beziehung ganz klar, wusste genau, wozu ich taugte oder nicht, und habe demgemäss auch gehandelt, als man von kompetenter Seite in der Angelegenheit an mich herantrat.

Zuerst war es der Minister des Äussern, Andrássy, der — am 28. Mai 1872 zu Wien — nach einer Besprechung der Grenz-

landesangelegenheiten, auf die unerquicklichen Zustände in Kroatien überging und schliesslich unter einem forschenden Blick auf mich die Bemerkung fallen liess: «Ich bedauere wirklich, dass nach dem Gesetze ein Militär nicht zum Banus ernannt werden kann!»

Nach einer kleinen Pause, während welcher ich ihn lächelnd angesehen, erwiderte ich: «Ein gewisser General, der Ihnen vielleicht genehm wäre, dürfte, selbst abgesehen von jener Gesetzesklausel, zur Annahme der gedachten Würde kaum geneigt sein.»

«Aber wenn», replizierte er lebhaft, «die Regierung die Verfassung suspendierte und jenen General als Kommissär bestellte?»

«Das wäre allerdings ein anderer Fall. Der Kaiser würde befehlen, der General hätte nur zu gehorchen. Aber auch da wäre es besser, einen solchen auszuwählen, der *gerne* ginge.»

Andrássy, von meiner Antwort sichtlich unangenehm berührt, wurde plötzlich ernst und ging auf ein anderes Thema über.

Am selben Abend kam Ministerpräsident Lonyay zu mir ins Hotel. Auch er besprach längere Zeit hindurch die Zustände in Kroatien und bedauerte, ganz wie Andrássy, das Bestehen der, Militärs von der Banuswürde ausschliessenden Gesetzesklausel.

Ein paar Tage später ersuchte ich ihn, das Zustandekommen der Justizgesetze für das Grenzland zu beschleunigen. «Gerne», antwortete er, «wenn Sie Ihrerseits versprechen, mich in Kroatien zu unterstützen!»

«Was kann ich tun? Die dortigen Zustände erfordern bei meiner Stellung die grösste Zurückhaltung meinerseits den Kroaten gegenüber! Nicht einmal einen Vorschlag in betreff der geeignetsten Persönlichkeit kann ich Ihnen, so gerne ich es täte, machen; denn ich kenne die Anwärter auf den Posten nicht genau genug, um mich für den einen oder den anderen auszusprechen.»

Trotz dieser direkten Abweisung kam Lonyay einige Monate später — Oktober 1872 — mir gegenüber wieder auf die Angelegenheit zurück, begegnete aber einer womöglich noch ablehnenderen Haltung meinerseits.

Mein Verhältnis zur ungarischen Regierung hatte, so lange derselben Männer wie Andrássy, Lonyay, Kerkápoly, Szlávy, Pauler angehörten, nichts zu wünschen übriggelassen. Diese Herren hatten sich an den Vorarbeiten zur Entmilitarisierung der Militärgrenze, den Einführungen von Reformen und kulturellen Neuein-

richtungen daselbst mit dem ganzen Interesse von Fachmännern und — teilweise wenigstens — Idealisten beteiligt. Das: *was* und *wie* es zu geschehen habe, war stets Gegenstand eingehender Beratungen zwischen ihnen und mir gewesen. In häufigem Verkehre hatten wir uns gegenseitig kennen und schätzen gelernt. Da es zwischen uns immer offen und aufrichtig zuging, verstanden wir uns leicht; die Geschäfte konnten schnell abgewickelt, Missverständnisse leicht behoben werden. Eigentliche Verdriesslichkeiten, ich kann es behaupten, hat es zwischen uns nie gegeben.

Wohl waren mir zur Zeit des Ministeriums Lonyay zeitweise Schwierigkeiten aus dem ungebührlichen Einflusse erwachsen, welchen dieser Staatsmann der extrem unionistischen Partei auf den Gang der Politik einräumte; in der Behandlung der Grenzgeschäfte jedoch hat er mir nie einen Anlass zur Klage gegeben, mich vielmehr durch seine grosse dienstliche Bereitwilligkeit, sein weitgehendes persönliches Entgegenkommen bei jeder Gelegenheit zu Dank verpflichtet.

Nach dem Rücktritte Kerkápolys vom Finanzministerium (Dezember 1873) und Szlávys vom Ministerpräsidium (März 1874) begann eine Trübung dieser vorzüglichen Beziehungen. Mit Bittó und Wenckheim, den kurzlebigen Nachfolgern Szlávys im Ministerpräsidium, stand ich auf kühlem Fusse. Abgeordnete der Regierungspartei, welche beim Grenzwäldergeschäfte zu Schaden gekommen oder an gewissen «Familienbahnen» beteiligt waren, deren Bau ich, als die Projekte der Grenzlandesbehörde gefährdend, bekämpfen musste, mögen durch ihre Intrigen gegen mich zu dieser Entfremdung beigetragen haben.

Wenckheims Nachfolger wurde gelegentlich der Fusion der Deákpartei Koloman Tisza, und behielt seinen Posten durch volle 15 Jahre. Tisza war in erster Linie Parlamentarier und überliess die volkswirtschaftlichen Angelegenheiten ausschliesslich den Ressortministern. Mir entging so die Gelegenheit, mit ihm in näheren Verkehr zu treten, umsomehr, als ich jetzt nur mehr in Sachen der Investierungen im Grenzgebiete mit der ungarischen Regierung zu tun hatte.

Auch meine Beziehungen zu den jeweiligen Finanzministern entbehrten jetzt mehr jener herzlichen, fast idealen Übereinstimmung, welche das Verhältnis zu Kerkápoly charakterisiert hatte. Abgesehen von anderen Ursachen, trug auch die Häufigkeit des Personalwechsels

zu dieser grösseren Kühle bei. Dem neuen Portefeuille-Inhaber war ich naturgemäss fremd, und bis wir uns ein wenig verstehen gelernt, mussten die Geschäfte stocken. Waren diese dann mühsam in guten Gang gebracht, so folgte wieder eine Demission, eine Neuernennung, und das Lied begann von vorne.

Kerkápolys Nachfolger war der greise, allgemein geachtete, langjährige Präsident des Abgeordnetenhauses, Ghyczy. Sein richtiger Blick, sein Sinn für Recht und Billigkeit, seine grosse Erfahrung im politischen Leben würden auf die Dauer auch dem Grenzlande zugute gekommen sein; allein er stand dem Finanzministerium kaum ein Jahr, von 1874 bis 1875, vor.

Auf ihn folgte Koloman Széll, damals noch ein Mann von kaum 40 Jahren. Ich hatte darauf gerechnet, mit ihm ein gutes Einvernehmen zu erzielen, auch schon deshalb, weil er ein Verwandter — Neffe wenn ich nicht irre — des grossen Staatsmannes Deák war, der mein Vorgehen im Grenzlande immer gutgeheissen und mir dies auch wiederholt selbst gesagt hatte. Mein Hoffen erfüllte sich jedoch nicht. In den laufenden Finanzangelegenheiten erhob er zwar keine Schwierigkeiten, versicherte mich auch bei jeder Gelegenheit des grossen Wertes, den die ungarische Regierung auf mein Verbleiben lege; aber seine Zustimmung zu einer zweckmässigen Inangriffnahme des Baues der Grenzbahnen war nicht zu erlangen. In dieser wichtigen Frage hatte er sich nicht nur auf den Standpunkt des die Interessen der Militärgrenze beeinträchtigenden Gesetzes von 1870 gestellt, sondern erklärte, er wolle speziell in den Bau der Strecke Semlin-Sissek erst dann einwilligen, wenn nicht bloss die Bahn Semlin-Budapest, sondern auch jene aus Siebenbürgen durch den Tömöser Pass in die Wallachei, dann eine solche aus Oberungarn nach Galizien, von Munkács nach Stryj hergestellt sein würden. Auch der gesetzlich sichergestellte Einfluss der Grenzlandesbehörde auf die Verwendung jenes Teiles der Erträgnisse aus den Grenzwäldern, der zu Investierungen bestimmt war, belästigte in Budapest und sollte beschränkt werden.

Mit den Ministern für Handel und Kommunikationen, zuerst Ludwig Tisza, dann Graf Joseph Zichy, früher Gouverneur von Fiume, liess das Verhältnis anfänglich nicht viel zu wünschen übrig; später aber wurden beide Werkzeuge einer Partei, welche prinzipiell darauf hinarbeitete, den Bau von Bahnen im Grenzlande, insoweit sie für die Aufnahme in das Weltverkehrsnetz berechnet waren, zu verhindern oder doch zu verzögern.

Dem letzten Kommunikationsminister, mit dem ich zu tun hatte, Thomas Pechy, konnte ich seiner Gutmütigkeit wegen keinen Groll nachtragen, obwohl auch er, gleich seinen beiden Vorgängern, eine rationelle Inangriffnahme des Baues der Grenzlandbahnen fortwährend zu hintertreiben wusste. Von seiner Naivetät zeigt folgende Äusserung gelegentlich des Erscheinens meiner bereits erwähnten Abhandlung in Buchform über den in Rede stehenden Gegenstand: «Mit Mollinary», meinte er, «ist schwer streiten. Will er etwas erreichen, so setzt er sich hin und schreibt gleich ein Buch darüber» ......

D. Aufstände in der Türkei. Okkupation von Bosnien und der Herzegowina.

Kaiserreise nach Dalmatien. — Aufstände und Kriege in der Türkei. — Österreichische Orientpolitik. — Kommando des Okkupationscorps mir zugedacht. — Bosnische Zustände. — Bosnische Flüchtlinge. — Reformen für die türkischen Provinzen. — Dauer der Türkenherrschaft in Europa. — Serbien und Montenegro schlagen los. — Truppen an die Save-Grenze. — Agitation gegen Serbien. — Dispositionsgelder. Kundschaftswesen. — Verwaltung der zu okkupierenden Länder. — Krieg Russlands, Serbiens und Montenegros gegen die Türkei. — Vorgänge in Österreich-Ungarn. — Okkupation Bosniens und der Herzegowina.

Im März 1875, während eines dienstlichen Aufenthaltes in Wien, hatten mich Geschäfte in die Hofburg geführt. Auf der Treppe begegneten mir drei Kameraden: der Erste General-Adjutant FML. Mondel, der Vorstand der Militärkanzlei GM. Beck, und FZM. Rodich, der Militärkommandant und Statthalter von Dalmatien; alle drei in auffallend zufriedener, sozusagen festlicher Stimmung. Ganz besonders Mondel schien freudig aufgeregt.

Kaum hatten wir uns gegenseitig begrüsst, so rief er mir zu: «Weisst Du das Neueste? Soeben haben wir mit Sr. Majestät das Programm für seine dalmatinische Reise festgestellt!»

«Wie!» rief ich hochüberrascht. «Was sagst Du? Der Kaiser geht nach Dalmatien?»

«Jawohl. Im nächsten Monat, nach dem Gegenbesuche beim König von Italien in Venedig.»

Mich durchzuckte es wie ein Blitz. «*Dann brennt's!*» rief ich erregt aus.

Mondel fuhr zurück. «Was meinst Du damit?» fragte er fast ängstlich. «Brennen! Wo soll's brennen?»

Ich sah ihm forschend ins Gesicht. Sollte er sich wirklich nicht über die ganze Bedeutung jener Reise klar sein? Die Zustände in den Ländern der europäischen Türkei, besonders jenen an der österreichischen Grenze, waren ihm ja doch hinlänglich bekannt! Dass es dort fortwährend unter der Asche glimmte, wusste er genau so wie ich; und eben so, dass aus dieser verborgenen Glut beim geringsten Anlasse Flammen emporschlugen, die dann nur Blut, *viel* Blut zu löschen vermochte. War nicht vor wenigen Monaten noch, im Oktober 1874, eine Fehde zwischen Montenegrinern und Albanesen nur mit grösster Anstrengung unterdrückt worden? Hatte nicht erst ganz kürzlich, im Januar 1875, der Fürst von Montenegro durch eine öffentliche Beratung mit seinen Volksältesten über das Thema der Türkengefahr die mühsam zurückgehaltene Erregung der Christen in der Herzegowina wieder neu angefacht? Sollte er, Mondel, sich nicht über die Wirkung Rechenschaft geben, welche die Reise unseres Kaisers, als des traktatmässigen Beschützers der katholischen Kirche in Bosnien, auf die unter türkischem Joche schmachtenden Glaubensgenossen hervorbringen musste? Und die Weiterwirkung der so hervorgerufenen Bewegung auf Österreichs Rivalen, die Staaten griechischen Glaubens — sollte er über die nicht im Reinen sein? Nein gewiss, so naiv war Mondel nicht. Die Freude, die aus seinem ganzen Gesicht strahlte, war anders zu deuten, als durch die blosse Befriedigung über eine bevorstehende interessante Reise. Offenbar hatte ich mit meinem «Brennen» vollkommen recht gehabt. Österreich sah für sich den Zeitpunkt zu kühnem Handeln, zu offenem Eintreten für die Glaubensgenossen in der Türkei gekommen.

War dies der Fall, dann war Mondel nur darüber erschrocken, dass ein nicht ins Vertrauen Gezogener den geheimen, der Reise zu grunde liegenden Plan gleich erraten hatte.

Wie drängte es mich nach weiterer Auseinandersetzung! — Aber da sah ich mir die beiden andern an.

Beck lächelte diplomatisch ruhig.

Rodich tat, als hätte er meine Bemerkung ganz überhört.

Die Haltung beider liess erkennen, dass ein weiteres Eingehen in die Angelegenheit nicht opportun wäre.

Ich sagte daher nur noch in freudiger Erregung: «*Mir* kann's recht sein!» — und setzte meinen Weg fort.

Die Reise, die Kaiser Franz Joseph am 1. April nach Venedig antrat, erregte grosses Aufsehen und beschäftigte aufs lebhafteste die öffentliche Meinung. Sie bedeutete zwar an sich nichts als die Erwiderung des Besuches, welchen König Victor Emanuel im Herbste 1873 in Wien abgestattet hatte, kostete aber unserem Monarchen, wie begreiflich, einen grossen Aufwand an Selbstverleugnung. Sein hochherziger Entschluss, als Fremder das Land wieder zu betreten, in dem er vor neun Jahren noch Souverain gewesen, und, was fast noch hochherziger, dortselbst als Gast einem langjährigen Feinde und Nachfolger in der Herrschaft die Hand zu reichen, wurde allgemein anerkannt und gepriesen.

Der Empfang war auch, nicht bloss von Seite des Königs, des Hofes und der Behörden, sondern auch von Seite der Bevölkerung auf der ganzen Bahnfahrt und in Venedig selbst ein ungewöhnlich warmer.

Nach dreitägigem Aufenthalt verliess der Kaiser am 7. April Venedig wieder, begab sich zur See zu kurzem Aufenthalte nach Pola und von da in Begleitung des Handels- und des Landesverteidigungs-Ministers (Chlumetzky und Oberst Horst) nach der Hauptstadt Dalmatiens, wo er am 10. April eintraf.

Von Zara durchzog er dann in 33 Tagen das ganze, langgestreckte, schmale Königreich, anfangs vorwiegend zu Lande, die Grenze gegen die Türkei entlang und alle wichtigen Orte des Innern berührend, bis zur Südspitze Dalmatiens bei Cattaro; hierauf zurück zur See, alle grösseren Inseln betretend. Die Reise endete in Fiume, von wo am 15. Mai die Rückkehr nach Wien erfolgte.

In den südlichen Provinzen der Monarchie erregte die Kaiserreise mancherlei einander widersprechende Hoffnungen.

In Dalmatien selbst, wo zwischen den Nationalitäten die grösste Verbitterung bestand, erhofften die Italiener von ihr die Befestigung ihres bisherigen Übergewichtes, die Slaven wieder, weil in der numerischen Mehrzahl, die Erlangung der Hegemonie.

In Kroatien hoffte die autonome, mit dem ungarischen Ausgleiche unzufriedene Partei infolge der Kaiserreise auf einen baldigen Anschluss Dalmatiens, und durch diesen auf eine Änderung des staatsrechtlichen Verhältnisses zu Ungarn.

Die österreichischen Journale feierten die Dalmatiner Reise als friedlichen Eroberungszug, vermieden es aber, die Wirkungen zu erörtern, welche dieselbe auf die östlichen Nachbarn hervorbringen könnte.

Was letztere betrifft, so verfolgten sie die Peripetien der Kaiserreise mit ebensoviel Besorgnis wie Misstrauen.

Serbien, das sich seit längerem mit Hoffnungen auf den Erwerb Bosniens trug, sah diese nunmehr stark gefährdet.

Türkischerseits war zwar der Gouverneur von Bosnien, Derwisch Pascha, zu einer persönlichen Begrüssung des Kaisers beordert worden, welche auch wirklich am 28. April zu Ragusa stattfand; auch waren in den Enklaven, welche Se. Maj. zu passieren hatte, Ehrenkompagnien aufgestellt, so am 27. April bei Klek und am 9. Mai in der Sutorina, bei Castelnuovo. Gleichzeitig aber hatte man im Innern Bosniens und der Herzegowina gegen die Christen scharfe Massregeln ergriffen. So berichtete ein Wiener Telegramm der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 12. April, es seien zu Teschanj, südlich der Save, mehrere Katholiken ergriffen und nach Sarajewo in den Kerker abgeführt worden, unter der Beschuldigung, sie hätten sich mit österreichischen Untertanen gegen den Halbmond verschworen. Eine andere Depesche ddo. Cetinje 16. April meldete die Flucht von 140 herzegowinischen Christen, die sich von ähnlichem Schicksale bedroht sahen, und deren Übertritt nach Montenegro.

Dem Fürsten gedachten Bergländchens, Nikola I., der bereits 1861 den Türken ein Stück Landes entrissen, konnten Störungen und Unordnungen welcher Art immer in den angrenzenden türkischen Gebietsteilen nur erwünscht kommen. Es mag daher auch aus aufrichtigem Herzen gewesen sein, dass er am 2. Mai zu Cattaro den Kaiser von Österreich gleich einem Schutzherrn begrüsste und ihm zum guten Verlauf der bisherigen Reise seine Glückwünsche abstattete.

Im Juli, nicht lange nach der dalmatinischen Kaiserreise, tauchten im Süden der Herzegowina bewaffnete Banden auf, welche, verstärkt durch Zuzüge aus Montenegro, gegen die mohamedanische Bevölkerung Feindseligkeiten aller Art verübten. Den ersten Anlass dazu sollte, wie man sagte, die Ermordung eines herzegowinischen Franziskaners gegeben haben, der massakriert worden war, weil er der Apostolischen Majestät in einem Grenzorte Dalmatiens seine Huldigung dargebracht.

Infolge der hierauf von den Türken verübten Greuel brachten sich viele christliche Familien in Dalmatien auf österreichischem Ge-

biet in Sicherheit. Um Mitte August fanden starke Christenverfolgungen auch im Norden Bosniens statt. Binnen wenigen Tagen flohen von hier bei 20,000 Christen mit Hab und Gut über die Save und die Unna in das Militärgrenzland.

Kaum ein Halbjahr später brachen in Bulgarien Aufstände aus. Im Juni 1876 erklärten Serbien und Montenegro an die Türkei den Krieg. Nach einem kurzen winterlichen Waffenstillstande wurden die Feindseligkeiten im Frühjahr erneuert, diesmal mit Russland und Rumänien als Bundesgenossen.

Es hat sonach «gebrannt», und das wie!

Der ganze Norden der europäischen Türkei, vom adriatischen bis zum schwarzen Meere, von der Donau bis über den Balkan stand in Flammen.

Am längsten dauerte der Brand dort, wo er begonnen.

Während in den andern Balkanländern der Krieg mit dem Frieden von San Stefano, im März 1878, beendet war, begann er in Bosnien-Herzegowina eigentlich erst drei Jahre nach dem ersten Ausbruch des Aufstandes, als Österreich-Ungarn, in Ausführung der Bestimmungen des Berliner Kongresses, im August 1878 zur Okkupation genannter Provinzen schritt. Die Expedition gestaltete sich über Erwarten blutig. Die österreichisch-ungarischen Truppen hatten es nicht nur mit der muselmanischen Bevölkerung, sondern auch einem Teil der christlichen, dann den im Lande — wie man sagte — zufällig und ohne Instruktion zurückgebliebenen ottomanischen Truppen zu tun, und erst nach zahlreichen erbitterten Kämpfen und Gefechten gelang der Einmarsch in Sarajewo, die Herstellung der Ruhe und Ordnung im ganzen Lande.

Von der sogenannten orientalischen Frage musste die österreichische Monarchie in erster Linie die Teilfrage interessieren, welche Provinzen des zerfallenden europäischen Morgenlandes sie vorkommendenfalls aus dem Titel der Existenzberechtigung zu beanspruchen hätte? Die Antwort war nicht schwer. Der Besitz von Bosnien und der Herzegowina bildete für sie eine wirkliche Lebensbedingung, weil ohne denselben Dalmatien für alle Zeiten ein steriler, ja selbst ein gefährdeter Besitz bleiben musste.

Anfangs der Sechzigerjahre soll Staatsminister Goluchowski sogar bereit gewesen sein, für die beiden genannten Länder und eine günstige Erledigung der «polnischen Frage» (vielleicht auf Grundlage

einer österreichischen Sekundogenitur) die damals noch zu Österreich gehörenden venetianischen Provinzen an Italien abzutreten. [1])

Seit der Zweiteilung der Monarchie nahmen die österreichischen Konservativen, sowie alle Slaven, in der Frage Standpunkte ein, die von jenen der Deutschliberalen und der Magyaren wesentlich verschieden waren.

Die zentralistisch gesinnten Konservativen hofften, durch die Annexion von Bosnien und der Herzegowina den verabscheuten Dualismus beseitigen zu können. Die Gegner des Zentralismus wieder, sowie die österreichischen Nordslaven rechneten auf die Erwerbung der beiden Provinzen behufs Erweiterung und Ausgestaltung des Dualismus zu einer grossen habsburgischen Staatenföderation; die Südslaven hofften, durch dieselbe wenigstens die Trias zu erlangen.

Alle diese also waren Feuer und Flamme für die Annexion. Dagegen sahen die Deutschliberalen im Dualismus eine Festigung der Monarchie und waren, gleich den Magyaren, gegen eine Vermehrung der Slaven der Monarchie, wie sie sich durch die Aneignung der mehrgenannten ottomanischen Länder notwendig ergeben musste. Auch waren sie, besonders die Deutschen, gegen jede weitere Spaltung des Reiches. Endlich schreckten beide auch vor kriegerischen Aktionen zurück, besonders zu einer Zeit, welche ihrer Meinung nach eine friedliche Sammlung der Monarchie dringend erheischte. Wenn schon, meinten sie — oder vielmehr die unter ihnen, welchen die lokalen Verhältnisse jener Länder nicht bekannt waren — wenn schon die Herrschaft der Pforte in Bosnien-Herzegowina nicht mehr aufrechterhalten werden konnte, so mochte man autonome Staaten nach dem Muster Serbiens, Rumäniens und Montenegros aus ihnen bilden.

Graf Andrássy war ein Ungar; aber als Mann selbständigen Denkens hatte er auch über die Erwerbung der beiden ottomanischen Provinzen seine eigene, von der landesüblichen abweichende Meinung. Als Präsident des ungarischen Ministeriums soll er im Jahr 1870 eine Allianz zwischen Österreich, Deutschland, England und der Türkei gegen Russland angestrebt haben, deren Zweck gewesen wäre, Russland alle in Asien und am Schwarzen Meere erworbenen, ehemals ottomanischen Provinzen abzunehmen, das Königreich Polen wieder zu errichten, und drittens für Österreich-Ungarn

[1]) Stanislaus Kozmian: «Die Wahrheit über das Jahr 1863».

den Besitz Bosniens und der Herzegowina zu erlangen.[1] Bald nachdem er Minister des Äussern geworden, äusserte er sich im November 1871 mir gegenüber in betreff unserer Aufgabe im Oriente wie folgt: Wir sollten dort nicht durch Kriege, sondern nur in friedlicher Weise Eroberungen machen, und diese auf die nordwestlichen Teile Bosniens, sowie die nördlichen der Herzegowina beschränken; den östlichen Strich Bosniens — «Fetzen an der Drina» nannte er ihn — aber den Serben, und den südlichsten Teil der Herzegowina den Montenegrinern überlassen.

Mir wollte diese Lösung nicht gefallen, weil ich für Österreich-Ungarn nicht nur ganz Bosnien und die Herzegowina, sondern auch noch Novibazar, und von den Ländern am Wardar so viel erwünschte, um bei Salonichi das ägäische Meer zu erreichen.

Die Kaiserreise durch Dalmatien im April 1875 entsprach gewiss den Intentionen des Monarchen, schon weil er wünschen musste, ein Land zu sehen, das er als Herrscher noch nicht betreten hatte. Ob die Anregung dazu vom Minister des Äussern ausgegangen, der den Zeitpunkt, «friedliche Eroberungen» jenseits der Grenze zu machen, für gekommen hielt, oder ob er bloss fremden Anregungen zugestimmt, habe ich nicht erfahren können.[2]

Bismarck hatte vor 1866 einmal den Ausspruch getan: «Österreich müsse aus Deutschland heraus, und möge sich dafür in der Türkei entschädigen.» Nachdem der erste Teil des Ausspruches, die *Forderung*, allerdings ohne unser Zutun, sich verwirklicht, ist begreiflich, dass unsererseits Bismarcks Annäherungsbestrebungen und das gute Verhältnis, in welchem er zu Andrássy stand, benützt wurden, um den Gewaltigen auch an den zweiten Teil seines Ausspruches, das *Zugeständnis* zu erinnern; denn eine Aktion unsererseits zur Anbahnung einer, wenn auch nur beschränkten Lösung der orientalischen Frage war ohne Deutschlands Einwilligung undenkbar.

Auch in Petersburg dürfte die Frage gelegentlich Andrássys Anwesenheit dortselbst, wenige Monate vor der Dalmatiner Reise des Kaisers, berührt worden sein. Kurz vorher — im Oktober 1874 —

[1] Abendblatt des Pester Lloyd vom 12. April 1876.

[2] Auch das grosse, 1879 erschienene Generalstabswerk: «Die Okkupation von Bosnien und der Herzegowina im Jahre 1878» enthält begreiflicherweise nichts, das hierüber aufklären könnte.

hatten, wie oben erwähnt, blutige Fehden zwischen Montenegrinern und Türken ernste Kriegsbesorgnisse erregt und den Fürsten von Montenegro veranlasst, den Schutz Österreichs und Russlands anzusprechen.

Seit mein Verkehr mit der ungarischen Regierung sich schwieriger gestaltet hatte, war Graf Andrássy in seinen Äusserungen mir gegenüber etwas zurückhaltender geworden; sonst hätte er es gewiss nicht unterlassen, sich über die möglichen Folgen der Kaiserreise gegen mich auszusprechen, schon mit Rücksicht auf meine Stellung als Chef jenes Landes, welches (neben Dalmatien) durch den Ausbruch von Unruhen jenseits der Grenze in erster Linie berührt worden wäre.

Ende Juli 1875 liess mich Se. Maj. nach Wien befehlen und eröffnete mir in einer Audienz, am 30.: «dass die in der Herzegowina eben ausgebrochenen Aufstände, denen bald solche in Bosnien folgen dürften, uns möglicherweise zum militärischen Einschreiten nötigen könnten, und dass für diesen Fall *das Kommando über das für Bosnien bestimmte Corps mir zugedacht sei.*»

«Eine solche Intervention», fuhr der Kaiser fort, «würde jedoch nur erfolgen, wenn die türkische Regierung in jenen Ländern sich nicht zu behaupten vermöchte. Dann aber müsste sie auch unbedingt stattfinden, weil nicht zugegeben werden dürfe, dass die betreffenden Provinzen in andere Hände als die unseren fielen.

«Diese Mitteilung sei eine vertrauliche, von der nur die zur eventuellen Mitarbeit berufenen Organe (die Generalstabs-, Genie- und Intendanz-Chefs) Kenntnis erhalten dürften.»

Bei dem überaus grossen Wohlwollen, mit dem der Monarch mich seit den fünf Jahren meiner Verwaltung des Grenzlandes beglückte, kam mir dieser neue Beweis seines kaiserlichen Vertrauens zwar nicht überraschend; aber die Freude, mit welcher seine Eröffnungen mich erfüllten, war doch eine ganz ausserordentliche.

Die Behauptung, die ich mir einst, in den Fünfzigerjahren, gelegentlich einer Donaufahrt auf einem Flottillendampfer Sr. Maj. gegenüber erlaubt hatte, als er der Greuel und Unordnungen in der Türkei, der Indolenz und Unbeholfenheit Erwähnung tat, welche die dortigen Behörden bei Unterdrückung derselben bewiesen: «Es würde daselbst nicht früher Ordnung werden, als bis unser Doppelaar dort seine Schwingen ausbreite» — diese Behauptung sollte nunmehr in

Erfüllung gehen, und ich! ich selbst! berufen sein, die österreich-ungarische Fahne dort aufzupflanzen. Mir, *mir* sollte das Glück beschieden sein, kaiserliche Truppen in die Länder zu führen, deren mehrhundertjährige Klagen über barbarische Bedrückung in meiner Heimat so lautes Echo gefunden, alle meine Träume durchdrungen, in mir immer und immer wieder den heissen, leidenschaftlichen Wunsch erregt hatten, dass Österreich-Ungarn dort als Befreier auftreten möge!

Eingehende Studien hatten mich seitdem mit der Geschichte jener Länder vertraut gemacht. Seit einem Lustrum beobachtete ich die Zustände daselbst aus unmittelbarer Nähe; der fortgesetzte Verkehr mit dem stammverwandten Volke der Militärgrenze, die guten daselbst gemachten Erfahrungen flössten mir die Zuversicht ein, dass es mir auch in Bosnien gelingen würde, das Vertrauen der Bevölkerung zu erwerben. Wenn je für eine, war ich für *diese* Aufgabe gründlich vorbereitet. Und mich überkam eine nicht zu schildernde Freude, ein Gefühl solcher Sicherheit und Kraft, dass mir bei Lösung der in Aussicht stehenden Aufgabe nichts als zu gross, nichts als zu schwer erschien . . . .

. . . .

. . . .

Zu den Leiden, welche die christliche Bevölkerung in allen von den Türken beherrschten Ländern infolge der schroffen Gegensätze zwischen Koran und Evangelium zu tragen hatte, kamen in Bosnien noch die durch den Übertritt der christlichen Feudalherren und eines Teiles ihrer Hörigen zum Islam verursachten.

Dieser Übertritt war erfolgt, weil nur um diesen Preis der Adel im Besitze seines Grundes und Bodens, seiner mannigfachen Vorrechte belassen wurde.

Wie Renegaten von jenen, um derentwillen sie ihre Überzeugung geopfert, immer in allem und jedem bevorzugt zu werden pflegen, so geschah es auch hier. Auf diese Weise erlangten die Begs in Bosnien eine immer wachsende Macht, die endlich selbst der ottomanischen Regierung unbequem wurde. Wiederholte Versuche sie zu brechen hatten einen bloss vorübergehenden Erfolg.

Mittlerweile hatten auch die alten Gegensätze zwischen der christlich gebliebenen Masse des Volkes, zwischen Serben und Kroaten sich nicht nur nicht verwischt, sondern im Gegenteile schärfer ausgestaltet,

und Orthodoxe und Katholiken standen sich heute feindlicher gegenüber als je. Dass diese beiden sich je zu gemeinsamem Vorgehen ihren Unterdrückern gegenüber verbunden hätten, war unerhört.

In den letzten Jahren hatte die Pforte über Drängen der Grossmächte zwar manches zeitgemässe Gesetz erlassen, manche zweckmässige neue Einrichtung angeordnet; aber zur Ausführung kamen davon höchstens einzelne unwichtige Nebensächlichkeiten, die nicht geeignet waren, das Los des niederen Volkes irgendwie zu bessern. Es fehlte eben den Organen der Regierung der nötige gute Wille, dieser selbst aber die Macht, den eigenen durchzusetzen.

So waren denn die armen Christen — Raja (Herde) genannt — der Willkür und den Launen ihrer meist habsüchtigen, übermütigen, fanatischen Grundherren schutzlos preisgegeben. [1])

Da zur Unterdrückung der Aufstände von 1875 die regulären Truppen nicht ausreichten, hatte die türkische Regierung Freiwillige — baschi-bozuk's — aufgeboten. Gleichzeitig durchzogen Derwische das Land und riefen die Rechtgläubigen zum Kampfe auf. So war allmählich die ganze wehrfähige muselmanische Bevölkerung unter die Waffen getreten und zog nun plündernd, mordend und verheerend gegen die Rajah und deren Hab und Gut zu Felde. Die Christen, nur notdürftig gerüstet, im Waffengebrauch fast ungeübt, vermochten sich nicht mit Erfolg zu wehren und suchten ihr Heil jenseits der nächsten Grenze, auf österreichischem, montenegrinischem oder serbischem Boden.

Am ärgsten hatte der islamitische Fanatismus im Sandschak Novi-Bazar gewütet. Hier war bis Ende 1875 die Gegend am Lim von Višegrad bis Sjenica in eine Wüste verwandelt, jede Kirche und jedes Kloster in Brand gesteckt, und von der christlichen Bevölkerung niedergemacht worden, was sich nicht rechtzeitig nach Serbien und Montenegro zu retten vermochte.

---

[1]) Genaue Volkszählungen waren in der Türkei nicht üblich. Nach Erhebungen unseres Konsulates in Sarajevo soll die Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina im Jahre 1865 355,000 Mohamedaner, 490,000 Orthodoxe, 164,000 Katholiken, 5500 Juden und 11,500 Zigeuner, zusammen 1,026,000 Köpfe betragen haben. Nach offiziellen Ausweisen der jetzigen Regierung waren im Mai 1885 vorhanden: 492,000 Mohamedaner, 571,000 Orthodoxe, 265,788 Katholiken, 5,805 Juden und 538 Sonstige, zusammen 1,335,131 Seelen. Die Bevölkerung hätte demnach in diesen 20 Jahren um mehr als 30% zugenommen.

Vom Beginne der Christenhetze an bis zur Zeit der Besetzung durch österreichische Truppen gegen Ende des Jahres 1878 hatten über 200,000 Christen ihre Heimstätten verlassen und jenseits der Grenze Schutz gesucht, davon ungefähr die Hälfte in Österreich-Ungarn.

Die erste derlei Invasion hatte (August 1875) die beiden Banal-, dann den Gradiskaner Distrikt zum Schauplatz. Die Flüchtlinge kamen aus 64 verschiedenen Ortschaften jenes Landstreifens, der sich, eine Reitstunde breit, zwischen Drina und Glinica an der Nordgrenze Bosniens hinzieht, und vom Frieden von Posarevac 1718 bis zu jenem von Belgrad 1739 zu Österreich gehört hatte.

Durch das Nichtrespektieren der Grenze von seiten der Verfolger erschien unser Gebiet bedroht. Ich liess daher die Hauptübergangspunkte militärisch besetzen und den Flüchtlingen in der Nähe bewohnter Plätze Lager anweisen. Später, beim Eintritte der kalten Jahreszeit, wurden sie in die Ortschaften verlegt und in gedeckten Räumen untergebracht.

Sie verhielten sich durchwegs musterhaft und waren bemüht, den Einwohnern die Last möglichst zu erleichtern; jene wieder bewährten den unglücklichen Stammesgenossen gegenüber eine seltene Opferwilligkeit.

Als die Aussicht auf baldige Repatriierung der Flüchtlinge immer mehr schwand, entschlossen sich Menschenfreunde zur Errichtung von Schulen für deren Kinder. Dieselben Wohltäter trugen auch die Kosten für Unterricht, Bücher u. dgl., und versahen die Bedürftigsten auch mit Kleidern.

Beim Verlassen der Heimat hatten die Leute von ihren Vorräten und von ihrem Vieh so viel mitgenommen, als sie fortschaffen konnten. Die ersten 22,000 Flüchtlinge brachten bei 30,000 Stück verschiedenes Vieh mit sich.

Bei einzelnen Familien trat indessen doch bald Mangel an Proviant ein.

Da es von jeher häufig vorgekommen war, dass bosnische Christen auf österreichischem Gebiete Schutz suchten, hatte schon vor vielen Jahren der damalige Hofkriegsrat das Agramer Generalkommando ermächtigt, solchen von Geld und Nahrungsmitteln entblössten Flüchtlingen eine tägliche Unterstützung von 6 Kreuzern für Erwachsene und 3 Kreuzern für Kinder aus den ärarischen Kassen auszufolgen. Sobald ich vom Bestehen dieser Verordnung

Kenntnis erhalten und mich überzeugt hatte, dass dieselbe noch gültig sei, wies ich die Bezirksämter an, in ihrem Sinne vorzugehen. Zugleich wurde für eine möglichst wirksame Kontrolle gesorgt, um Missbräuche hintanzuhalten. [1])

Meine Verfügung erhielt die unbedingte Zustimmung des Ministeriums des Äussern, das schon in einiger Verlegenheit darüber gewesen war, wie der eingetretenen Not billig und doch halbwegs wirksam abzuhelfen wäre.

Auch Se. Maj. der Kaiser, welchem selbstverständlich in allen Flüchtlingsangelegenheiten ausführlicher und direkter Bericht erstattet wurde, liess mir durch die Militärkanzlei mitteilen, dass «meine aus eigener Initiative getroffenen Verfügungen ihn mit grosser Befriedigung erfüllt, und er darüber ganz beruhigt sei, dass ich auch fernerhin die Interessen der Monarchie zu wahren wissen werde.»

Trotz sehr grosser Sterblichkeit (über 22 Prozent) nahm die Zahl der Flüchtlinge auf unserem Gebiete stetig zu. Am 25. April 1876 befanden sich im Grenzlande 43,146 solche; bis zum 23. Mai war die Ziffer auf 47,916 gestiegen. Von dieser Zahl waren 21,340 Erwachsene und 10,129 Kinder so hülfsbedürftig, dass ihnen die erwähnte Unterstützung ausgefolgt werden musste. In obiger Summe sind die 7000 nicht inbegriffen, welche man, um das Grenzland ein wenig zu entlasten, in die angrenzenden Komitate Zivilkroatiens verlegt hatte. [2])

Um möglichst verlässliche Auskünfte über die Zustände in Bosnien und die Vorfälle zu erhalten, welche die Emigration veranlasst hatten, hatte ich eine grosse Anzahl von Flüchtlingen durch eigens dazu ernannte, der Landessprache vollkommen mächtige richterliche Persönlichkeiten kommissionell einvernehmen lassen und die betreffenden Protokolle — es waren bei 100 Stück — dem Minister des Äussern übersendet. Sie kamen bald und ohne jede Bemerkung wieder zurück. Für den, welcher Andrássys Stimmung zur Zeit des

---

[1]) Es verdient erwähnt zu werden, dass in den zwei Jahren, die ich noch im Grenzlande zubrachte, nur ein paar Unzukömmlichkeiten vorkamen, die natürlich scharf geahndet wurden.

[2]) Zur Zeit, da Österreich die Okkupation durchführte (1878) betrug die Zahl der auf k. u. k. Gebiete befindlichen bosnisch-herzegowinischen Flüchtlinge nicht weniger als 100,000! Die Kosten, die deren dreijähriger Aufenthalt verursacht hatte, waren gewaltige. Sie betrugen nach den Angaben der offiziellen Geschichte der Okkupation in den Jahren: 1876 2,122,000, 1877 3,200,000, 1878 über 5,000,000, zusammen also mehr als *zehn Millionen Gulden.*

Beginnes des Aufstandes zu beobachten Gelegenheit gehabt, war dies eine verständliche Antwort. Die Enttäuschungen, die ihm die Haltung der Grossmächte sowohl, als jene der politischen Parteien in Österreich-Ungarn bereitet, mussten bedeutend gewesen sein; nicht minder gross war sein Verdruss — den er mir gegenüber auch nicht verbarg — über die heftige Opposition, die mitunter wirklich gehässigen Angriffe seitens der grossen deutschen und ungarischen Journale. Die Aussagen der Flüchtlinge kamen ihm unter so schwierigen Verhältnissen ungelegen, und er wollte durch die einfache Rücksendung zu verstehen geben, man solle ihn weiterhin mit derlei nicht behelligen. Um so grösser war das Aufsehen, welches eine kurze Mitteilung des Inhalts der Protokolle im «Pester Lloyd» hervorrief. Man hatte sich im Publikum die bosnischen Zustände nicht so arg gedacht, wie sie jene Aussagen darstellten. In der Tat blieb, selbst wenn man der gereizten Stimmung der Deponenten und den zweifellos vorgekommenen starken Übertreibungen gebührende Rechnung trug, genug übrig, um die Entrüstung zu rechtfertigen, welche jene Enthüllungen hervorriefen.[1])

---

[1]) Der «Pester Lloyd» war in den Besitz jenes Auszuges aus den Protokollen durch einen Korrespondenten gelangt, der denselben Bezirk bewohnte, in welchem die Flüchtlinge untergebracht waren. Da die betreffenden Mitteilungen (aus dem Prot. XII) auch heute noch Interesse erwecken dürften, so lasse ich sie hier folgen.

«Seit einigen Tagen bereisen die Gegend zwischen Kostajnica und Brod zwei Kommissionen, welche infolge höherer Weisungen die Aufgabe haben, die Aufständischen über den Verlauf, die näheren und entfernteren Ursachen des Aufstandes zu verhören, die einzelnen Aussagen zu Protokoll zu nehmen und auf Grund dieser Aussagen ein Memorandum zur weiteren Behandlung dem General-Kommando in Agram zu unterbreiten.

Schreiber dieses hatte Gelegenheit, in die Protokolle der einen Kommission Einsicht zu nehmen, auch selbst an den Vernehmungen teilzunehmen. Nachdem diesen kommissionellen Aufnahmen vielleicht eine grössere Bedeutung beigelegt wird, dürfte es den Lesern des Pester Lloyd nicht unwillkommen sein, diesbezüglich einige Details zu erfahren.

Im allgemeinen lassen sich die Aufständischen nur schwer bewegen, auf die an sie gestellten Fragen korrekte Antworten zu geben, in der Furcht, die Erklärung der Wahrheit möchte ihnen zu Schaden gereichen. Indessen liessen sich doch einige herbei, ausführlicher über die Bewegung zu berichten, nachdem sie eingesehen, dass ihnen auf unserem Gebiete deshalb kein Leid drohe.

In Bezug auf die nächste Ursache des Aufstandes stimmen die Aussagen darin überein, dass die Türken, befürchtend, der Aufstand in der Herzegowina könne sich auch über Bosnien verbreiten, anfingen, die Ortsältesten und angesehene Männer der Rajah einzufangen, um dadurch das Volk im vorhinein seiner Führer zu berauben.

Zu Anfang November 1875 traf ich den Minister Andrássy wieder in etwas besserer Stimmung. Er erging sich des längern über Reformvorschläge, die er der Türkei für ihre europäischen Provinzen zu

---

Als Grund dieser Gefangennahme gaben die Türken an, in den Dörfern würden Räuber verborgen gehalten, deren Auslieferung die Bewohner verweigerten. So wurden in Türkisch-Svinjar dreissig der besser gestellten Rajahs verhaftet und erst frei gelassen, nachdem ihre Angehörigen 18 Dukaten Lösegeld bezahlt hatten. Dies geschah am griechischen St. Elia-Tage (3. August). Am 14. August wiederholten die Türken den Vorgang, worauf die davon benachrichtigten Ortschaften sich zur Gegenwehr bereit machten und begannen, ihre Familien mit Hab und Gut nach den benachbarten Gebirgen in Sicherheit zu bringen.

In der Nacht vom 17. auf den 18. August fand das erste Gemetzel statt. Tags darauf begann der Übertritt auf unser Gebiet, um dann allmählich immer grössere Ausdehnung zu gewinnen.

Befragt, ob die Aufständischen zuvor Kunde von den Unruhen in der Herzegowina gehabt oder gar in irgend welcher Verbindung mit Gegenden gestanden hätten, in denen der Aufstand bereits wütete, antworteten dieselben, dass sie allerdings einige unbestimmte Gerüchte darüber gehört, jedoch nicht im entferntesten an einen Aufstand dachten, und dass sie von einer vorbereiteten Bewegung oder einer Anzettlung absolut nichts wüssten.

Ausführlicher sind die Aussagen, die sich auf die allgemeine Lage der Rajah beziehen, in welch letzterer die entfernteren Ursachen für den Aufstand zu suchen sind. Namentlich sind es die drückenden Steuern und Lasten, welche die Aufständischen als Hauptmotiv ihrer Unzufriedenheit anführen. Diese Lasten scheinen ganz darnach angetan gewesen zu sein, um sie in fortwährendem Elend zu erhalten und jedes finanzielle Emporkommen schon im Keime zu ersticken. Die Staatssteuern in Verbindung mit den Abgaben an die Grundherren sind nach diesen Aussagen so hoch, dass sich die Bewohner nach Entrichtung derselben mit den erübrigten Resten der Ernte kaum bis zur Hälfte des Winters ernähren können.

Ist die Höhe der Steuern an sich schon horrend und unerschwinglich, so wird die Lage der Rajah noch durch die vielen Vexationen verschlimmert, denen dieselbe bei Entrichtung der Steuern ausgesetzt ist. Die Steuerpächter oder Grundherren nehmen keine Rücksicht auf das faktische Einkommen, sondern machen willkürliche Schätzungen und fordern die übertriebensten Abgaben, zu denen sich noch Zwangsarbeit, erzwungene Bewirtungen usw. gesellen.

Ist jemand zahlungsunfähig, so wird er auf fürchterliche Art so lange misshandelt, bis er sein letztes Stück Habe verkauft, um die Steuer aufzubringen. So wurde einer im Winter auf einen Baum getrieben, seine Beschuhung mit Wasser gefüllt und er so die Nacht über in grimmigster Kälte dem Erfrieren ausgesetzt, bis sein Weib am Morgen die geforderte Summe auftrieb. Ein anderer wurde auf den Dachboden gesperrt, während unterhalb nasses Stroh angezündet wurde, dessen Rauch ihn jeden Moment zu ersticken drohte. Wieder andere beklagten sich, in Schweine-

machen gedenke, und von denen er eine Beruhigung und teilweise Zufriedenstellung der dortigen christlichen Bevölkerung erhoffe. Mit den Grossmächten ein Einvernehmen zur Lösung der orientalischen Frage zu erzielen, sei, sagte er, zurzeit nicht möglich. Nur ein *fait accompli* — (das er aber nicht näher bezeichnete) — könne da zu Resultaten führen. Einstweilen müssten wir uns neutral verhalten und nur trachten, die Sympathien der Rajah nicht zu verlieren.

Ich hatte den Eindruck, als sei sein zur Schau getragenes Vertrauen in den angedeuteten Reformplan nicht ganz aufrichtig, und als wolle er mit demselben nur Zeit gewinnen. So meinte ich denn meiner innersten Überzeugung von der Nutzlosigkeit aller derartigen Versuche nur mit wenigen Worten Ausdruck geben zu sollen, indem ich den Minister an den bekannten Zustand der Verwilderung jener Länder, an die Unbotmässigkeit der Grundherren, die Machtlosigkeit der Regierung, an die unüberbrückbaren religiösen Gegensätze erinnerte und den Umstand hervorhob, dass die Flüchtlinge bei ihrer Rückkehr dem ganzen Elend der Obdachlosigkeit verfallen sein

---

ställe gesteckt worden zu sein, aus denen man sie von Zeit zu Zeit herauszog, um sie durchzuprügeln. Und dies alles bloss der Steuern und Abgaben wegen!

Im übrigen steht das Morden, Brennen, Prügeln und Misshandeln auf der Tagesordnung. Insbesondere sind die Weiber stets Schändungen ausgesetzt. Zumeist zitiert der Türke jene, auf die er es abgesehen, auf Robot, um ihr Gewalt anzutun. Vater oder Gatte dürfen sich nicht rühren, sonst wäre es um ihr Leben geschehen. Klage führen nützt gar nichts. Die Zeugenaussagen der Christen haben vor dem Kadi gar keine Geltung; und wendet sich der Misshandelte an eine höhere Behörde, so kommt er auch zu keinem Rechte. So wurde unlängst ein griechischer Geistlicher erschlagen. Der Sohn klagte bis zum Grossvezier hinauf, doch vergebens. Derjenige, der den Mord beging, geht nach wie vor frei umher!

Seit dreissig Jahren werden die Zustände der Rajah immer schlechter; im laufenden Jahre aber war ihre Lage bereits eine solche, dass eine Erhebung kaum mehr ausbleiben konnte.

Zum Schlusse befragt, ob sie, im Falle die Türkei ihnen Versprechungen geben sollte, zurückkehren wollten, erwiderten die Aufständischen, dass sie auf ähnliche Versprechungen nichts halten könnten, indem sie vielfach betrogen worden seien, und dass sie sich um keinen Preis mehr unter die türkische Tyrannei begeben würden. *Nur in dem einzigen Falle wären sie bereit zurückzukehren, wenn Bosnien unter eine christliche Herrschaft, gleichviel welche, gelangen würde.*

Dies in kurzem die übereinstimmenden Aussagen der Aufständischen. Dass hie und da wohl auch Übertreibungen vorkamen, soll nicht bestritten werden; im grossen und ganzen entrollt sich uns aber dennoch ein derartiges Jammerbild, dass das humane Europa in der Tat keine dringendere Pflicht zu erfüllen hat, als diesen Zuständen endlich ein Ende zu machen.»

würden. Waren doch ihre Wohnstätten, wenn nicht niedergebrannt oder sonst zerstört, von mohammedanischen Familien bezogen worden, die man aus dem Innern Bosniens in die Grenzbezirke vorgeschoben.

Der Minister liess sich jedoch von seinen Ansichten, oder richtiger Behauptungen, nicht abbringen und wurde nicht müde, die unfehlbare Wirkung seiner geplanten Reformen zu demonstrieren.

Um ihn aber wenigstens über die Wirkung seiner Rede auf mich nicht im Zweifel zu lassen, sagte ich schliesslich: «Excellenz! Ihre Reformen werden vielleicht hier und dort in der Ferne vage Hoffnungen und Beruhigungen bewirken, der christlichen Rajah und ihren die Verhältnisse genau kennenden Freunden aber nur die Klage entlocken: ‚Graf Andrássy kennt entweder die wirklichen Verhältnisse nicht, oder aber er schliesst absichtlich die Augen darüber, um nicht helfen zu müssen'.»

Nun schien er wohl etwas betroffen, geriet jedoch bald wieder in grossen optimistischen Eifer. Er sei, meinte er, von der unfehlbaren Wirkung seiner Reformen so überzeugt, dass er sich das Verdienst der ersten Idee auch vor der Welt sichern, und insbesondere die auf ihn eifersüchtige russische Diplomatie verhindern werde, die Priorität des Gedankens für sich in Anspruch zu nehmen.

Ernst gestimmt, und in Bezug auf die weitere Entwicklung der aufgerollten wichtigen Angelegenheit recht wenig beruhigt, verliess ich die Ofner Hofburg, in der diese Besprechung vor sich gegangen war (4. November 1875).

In der nächsten Konferenz, am 15. Jänner 1876, zeigte Graf Andrássy schon weit geringere Zuversicht. Er sprach diesmal nur mehr die Erwartung einer wenigstens *vorübergehend* beruhigenden Wirkung seiner Reformen aus. Jedenfalls müsse die Rückkehr der auf unserem Gebiete befindlichen Flüchtlinge in ihre Heimat veranlasst werden. Sollten dieselben dann ein zweites Mal gezwungen sein, bei uns Schutz zu suchen, so könne uns ein direktes Einschreiten durch Okkupation von den Grossmächten nicht mehr verwehrt werden.

Ich erwiderte: «Ein solches fait accompli, so erwünscht es auch wäre, könne kaum in Betracht kommen, denn die Flüchtlinge würden ohne Gewaltanwendung niemals in die Heimat zurückzubringen sein. Eine solche Zwangsmassregel aber würde uns die Sympathien der ganzen Rajah kosten und den Einfluss der Russen, Serben und Montenegriner in den Balkanprovinzen nur noch vermehren.»

Fünf Wochen später, am 23. Februar, äusserte der Minister immer noch die Hoffnung, die Pforte werde die von ihm, am 31. Jänner in einem Memorandum empfohlenen Reformen[1]) mit Erfolg durchführen, und verlangte, dass ich, dem Willen Sr. Majestät entsprechend, nunmehr der Insurrektion jede Vorschubleistung von Seite unserer Bevölkerung entziehe und nichts unversucht lasse, um die bei uns befindlichen Flüchtlinge zur Rückkehr zu bewegen.

Was die Vorschubleistung betraf, war ich in der Lage, ihn zu versichern, dass eine solche vom Grenzlande aus schon in Anbetracht der grossen Last, welche die Emigration daselbst bilde, nicht zu besorgen, und die von den türkischen Behörden in dieser Beziehung erhobene Beschwerde ganz aus der Luft gegriffen sei. Indess versprach ich, alle mir zu Gebote stehenden Mittel anzuwenden, um die Neutralität gegenüber der Türkei strenge aufrecht zu halten. Ebenso würde ich nochmals versuchen, die Flüchtlinge zur Rückkehr zu veranlassen; könne aber im voraus schon erklären, dass meine Bemühung vergeblich bleiben werde, es sei denn, die Repatriierung erfolge unter dem Schutze österreichischer Truppen.

Als mir der Minister hierauf unter einem diplomatischen Lächeln zu verstehen gab, der grössere oder geringere Erfolg werde von meinem grösseren oder geringeren guten Willen abhängen, erwiderte ich, dass es mir an diesem Willen gewiss nicht fehlen werde; sollte jedoch diesfalls der geringste Zweifel bestehen, so müsste ich Seine Majestät sogleich bitten, mich meiner Stellung in Gnaden zu entheben. Gegen eine solche Auslegung seiner Worte protestierte Andrássy aufs lebhafteste, und verabschiedete mich schliesslich mit den Worten: «Wir werden die Angelegenheit schon noch gemeinsam zu gutem Ende führen!»

So aufrichtig dies auch gemeint sein mochte, — die Zweifel, die in mir bezüglich meiner Teilnahme an der Lösung der Frage erwacht waren, wollten von dem Augenblick an nicht mehr weichen.

Meine Versuche, die Flüchtlinge zur freiwilligen Rückkehr zu bewegen, blieben, wie ich es vorausgesehen, ganz ohne Wirkung. Angst und Schrecken befiel die Armen, sobald man nur von einer Rückkehr zu sprechen begann, die nicht unter dem Schutze unserer Waffen geschehen sollte. «Ohne Eure Soldaten sind wir alle verloren. Könnt Ihr uns nicht länger erhalten, dann lasset uns hier

[1]) Im österreichischen offiziellen Geschichtswerke: «Die Okkupation von Bosnien 1878» Seite 19—28 enthalten.

Hungers sterben; aber dem unversöhnlichen, grausamen Feinde liefert uns nicht aus!»

Einmal — (man schrieb 1875) — hatte ich den Minister gesprächsweise gefragt, was aus den Balkanländern im Südosten von Serbien bis zum ägäischen Meere und Saloniki werden würde, sollte der «Onkel» — so pflegte er manchmal die Türkenherrschaft in Europa zu bezeichnen — plötzlich sterben?

Darauf erwiderte er etwas spöttisch, diese Frage würde noch lange nicht an die Tagesordnung kommen. Schon vor 100 und 150 Jahren hätten sehr gescheute Männer jenen Tod prophezeit, die Türkei aber lebe immer noch und werde noch lange leben.

Oft erinnerte ich mich später an diesen Ausspruch Andrássys, wenn mein Blick auf die Karte des europäischen Morgenlandes fiel.

Wohl herrschten ein Vierteljahrhundert nach jener Unterredung die Türken noch in Europa, aber in welchem Ausmaße?

Von ihrem damaligen Besitze von bei 376,500 Quadratkilometer hatten sie schon drei Jahre später — 1878 — auf volle 192,000, also mehr als die Hälfte, verzichten müssen. Von diesen erhielten:

Serbien		12,000	*km*²
Montenegro		4,000	»
Rumänien		13,000	»
Die neugebildeten Staaten umfassten:	Bulgarien	68,000	»
	Ostrumelien	38,000	»
Das von Österreich okkupierte Bosnien-Herzegowina		57,000	»
	zusammen	192,000	*km*²

Von dem den Türken gebliebenen Reste gingen nach weiteren drei Jahren (1881) an Griechenland, mit Thessalien und einem Teile von Epirus, weitere 13,000 Quadratkilometer verloren.

Dass freilich nach all diesem Missgeschick die Türkei durch den Krieg von 1897 wieder einen Zuwachs erhalten würde (den den Griechen entrissenen Teil von Thessalien), das hätte auch Graf Andrássy kaum für möglich gehalten.

Dagegen ging Kreta im nächsten Jahre für die Türkei verloren. Die Oberhoheit des Sultans wird zwar durch eine in der Hauptstadt zu hissende Fahne äusserlich noch anerkannt; dabei aber erhielt die Insel bekanntlich, unter dem Schutze der vier Grossmächte Russland, England, Frankreich und Italien, volle Autonomie und zum Gouverneur,

unter dem Titel eines Oberkommissärs, den Prinzen Georg, zweiten Sohn des Königs von Griechenland.

Zu Ende August 1875 drohten die Verhältnisse im Nordosten Bosniens sich noch ernster zu gestalten, als sie es schon waren. Serbien hatte in der Nähe der Grenze Milizen zusammengezogen, vorgeblich zum Zwecke der Vornahme von Waffenübungen, in Wirklichkeit in der Absicht, durch einen Einfall in Bosnien, unterstützt durch die Aufständischen, die Annexion dieses Landes zu bewerkstelligen. Die von Österreich-Ungarn unternommenen Schritte verhinderten die Ausführung des Planes, aber um so eifriger wurden die Rüstungen zum Kriege mit der Türkei betrieben.

Der bulgarische Aufstand vom April 1876, die Ermordung des deutschen und des französischen Konsuls in Saloniki, die Bewegung der Mohammedaner in Konstantinopel steigerten die kriegerischen Gelüste Serbiens bis zum äussersten. Der beurlaubte russische General Tschernajeff [1]) traf ein, um das Kommando über die serbische Armee zu übernehmen. Am 27. Juni, nach vollständiger Beendigung der Rüstungen, erging ein Ultimatum an die Pforte, und einige Tage später, am 2. Juli, rückten die serbischen Truppen über die Südostgrenze in die Türkei.

Am selben Tage erklärte auch der Fürst von Montenegro der Pforte den Krieg, nachdem er schon seit Jahr und Tag im geheimen den Aufstand in der südlichen Herzegowina unterstützt und sich von den Insurgentenführern zum «Gospodar» hatte ausrufen lassen.

Nach Verlauf von vier Monaten trat zufolge von Waffenstillständen in beiden Kriegen eine Unterbrechung ein. Montenegro war in den verschiedenen Kämpfen meist siegreich geblieben, ohne jedoch über die angrenzenden insurgierten Bezirke der Herzegowina hinauszukommen; Serbien aber erlitt Niederlage um Niederlage und wurde nur durch die von Russland auf die Pforte geübte Pression vor vollständiger Niederwerfung gerettet.

Zu Anfang Mai 1876 fanden bekanntlich in Berlin zwischen den Ministern Österreichs, Deutschlands und Russlands Besprechungen über die orientalische Frage statt. Im Sinne der hierbei getroffenen

[1]) Er und noch einige russische Offiziere waren vom Moskauer slavophilen Comité gegen den Willen der Regierung, die damals noch nicht zum Kriege entschlossen war, zum Eintritt in die serbische Armee bewogen worden.

Abmachungen stellte Österreich nach erfolgter serbischer Kriegserklärung eine Infanterie-Division (die bisher in Ungarn dislozierte zwanzigste) und ein Kavallerie-Regiment an der Savegrenze gegen Bosnien und Serbien auf. Ausserdem entschloss sich Graf Andrássy auch zu agitatorischem Vorgehen. Konsul Theodorović in Sarajewo erhielt den Auftrag, die Katholiken Bosniens, deren Kirche unter Österreich-Ungarns traktatmässigem Schutze stand, und deren Priester (Franziskaner) zum Teile in österreichischen und ungarischen Seminarien erzogen waren, zu Kundgebungen im Sinne der Interessen der Donau-Monarchie zu veranlassen. Infolge seiner Anregung verfasste der katholische Pfarrer von Sarajewo, Fra Grga Martić, einen beredten Protest gegen eine etwaige serbische Annexion, während die Schulschwestern von Mostar einen ähnlichen, auch gegen Montenegro gerichteten, in die Form einer Eingabe an die Pforte und die Grossmächte kleideten. Beide Schriftstücke wurden in zahlreichen Exemplaren im Lande verbreitet.[1])

[1]) Der im Jahre 1876 von Fra Martić in serbo-kroatischer Sprache erlassene Protest lautet in deutscher Übersetzung:

«Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf uns die Kunde, dass Serbien von der hohen Pforte die Annexion unseres lieben Vaterlandes verlange. Wir Katholiken Bosniens, die wir 200,000 Seelen zählen und unserem legitimen Herrscher ergeben sind, protestieren gegen eine solche Annexion. Wir protestieren nicht bloss aus dieser Rücksicht, sondern auch aus religiösen Gründen, weil die Serben nur ihren Glauben anerkennen und in ihrem ganzen Lande nur Eine katholische Kapelle, beim Konsulate in Belgrad, besteht, sonst aber Kirchen nicht geduldet werden.» *)

Die Eingabe der Schulschwestern, in italienischer Sprache verfasst, lautet zu deutsch:

«Wir erfahren zu unserer grossen Überraschung, dass Serbien von der hohen Pforte die Annexion Bosniens verlangt hat. Dieser Forderung gegenüber sieht sich die katholische Bevölkerung im Bistume Herzegowina verpflichtet, der hohen ottomanischen Pforte, sowie den Regierungen der Grossmächte zu erklären, dass es ihr fester Wille ist, einem solchen Anschlusse aus moralischen und materiellen Rücksichten nicht beizustimmen.

Wenn jedoch unsere gegenwärtige Regierung Bosnien abtreten wollte oder müsste, protestieren wir Katholiken, dass unsere Heimat an Serbien oder an Montenegro abgetreten werde, und erklären, dass wir in einem solchen Falle mit den Völkern des ruhmvollen österreichischen Kaiserhauses vereinigt werden wollen, mit welchem wir durch unsere Geschichte und zahlreiche noch bestehende moralische und materielle Interessen innig verbunden sind.»

*) Fra Martić, der Verfasser des obigen Protestes, bewährte sich auch nach der Okkupation als verlässlicher Anhänger der österreich-ungarischen Regierung. Er ist allgemein geachtet, als volkstümlicher Dichter geschätzt, und wurde im Jahre 1895 als Vorsteher des Klosters Kresevo anlässlich seines 50jährigen Priesterjubiläums von unserem Kaiser mit dem Eisernen Kronorden 3. Kl. ausgezeichnet.

Praktische Erfolge waren von diesen Demonstrationen übrigens nicht zu erwarten. Die Katholiken machten bloss ein Sechstel der Bevölkerung von Bosnien und der Herzegowina aus, und jede Kundgebung, von ihnen veranstaltet, rief eine mächtigere im entgegengesetzten Sinne von Seite ihrer weit zahlreicheren, bitteren Feinde, der Orthodoxen, hervor. Auch war unsere Haltung seit Beginn der neuesten Christenverfolgung in Bosnien nicht geeignet gewesen, das Vertrauen in unsere Politik lebendig zu erhalten. Endlich hatte die slavische Idee in der letzten Zeit grosse und für uns schädliche Fortschritte gemacht. Sollte doch sicherem Vernehmen nach selbst auf unsere treuesten Anhänger, die Franziskaner, nicht mehr unbedingt zu rechnen sein, und sich unter deren jüngerer Generation schon mehr als einer befinden, der, die national-slavische Idee über die Konfession stellend, den orthodoxen Serben den Sieg über die Türken auch in Bosnien wünschte!

Anfang Juli 1876 erhielt auch das General-Kommando in Agram vom Minister des Äussern die Aufforderung, in Bosnien und dem Militär-Grenzlande Agitationen gegen einen Anschluss Bosniens an Serbien in Szene zu setzen.

Abgesehen von der bedenklichen Seite, welche die Schürung politischer Leidenschaften in der kaum mündig gewordenen Grenzbevölkerung für mich haben musste, konnte ich deren Notwendigkeit jetzt, nach der Aufstellung von Truppen gegen Serbien, nicht einsehen. Ausserdem war man in südslavisch gesinnten Kreisen unserer Okkupationspolitik nicht günstig gestimmt. Ein einflussreicher, der Banalregierung nähestehender Parteimann, Miskatović, der Redakteur des Agramer Obzor, äusserte sich am 24. Juli 1876 ganz offen einem Herrn meiner Präsidial-Kanzlei gegenüber, es wäre ihm von seinem slavischen Standpunkte aus lieber, wenn Serbien und nicht wir Bosnien annektieren würden! Unter solchen Umständen war wohl, falls wir mit dem Agitieren begannen, die leidenschaftlichste Gegenagitation zu besorgen.

Ich glaubte mich also, bevor ich mit der Ausführung meines Auftrages begann, erst mit dem Minister über die Art und Weise des Vorganges verständigen zu müssen. Ich liess ein bezügliches Programm verfassen und sandte es ihm mit dem Ersuchen ein, mich seine Meinung darüber wissen zu lassen.

Nach drei Wochen kam die Antwort: Es möge mit dem Beginne der Aktion gewartet werden, nachdem die Entwicklung der

Verhältnisse einen langsameren Gang genommen, als man vorausgesetzt. Dieser «langsamere Gang» dürfte wohl eine Folge der Zusammenkunft von Reichstadt (8. Juli 1876) zwischen unserem Monarchen und dem russischen Kaiser gewesen sein.

Andrássys Streben ging vorzüglich dahin, Russland abzuhalten, dass es seine Grenze über die untere Donau in die Balkanländer vorschiebe. Diese seine Absicht hat er mir wiederholt mitgeteilt, über die etwa getroffenen bezüglichen Vereinbarungen jedoch stets Stillschweigen beobachtet und nur gelegentlich erwähnt, die Okkupation von Bosnien und der Herzegowina würde erst dann zulässig sein, sobald die Türkei den Beweis geliefert, dass sie sich in diesen Ländern nicht mehr zu behaupten vermöge. [1])

Zugleich mit der Aufforderung zur Einleitung der obenerwähnten Agitationen waren mir aus dem Dispositionsfonde des Ministeriums des Äussern 3000 Gulden zur Verfügung gestellt worden. Da aber jene Aufforderung, bevor ihr noch nachgekommen worden, wenigstens einstweilig widerrufen wurde, hatte ich von diesem Gelde nichts verbraucht und konnte dasselbe somit, als ich im nächsten

[1]) Die Nummern des Pester Lloyd vom 4. und 8. März 1884 enthalten eine hochinteressante anonyme Polemik politischen Inhalts, von der erst viel später (1896, wenige Tage nach dem Tode des Überlebenden der betreffenden beiden Gegner) bekannt wurde, dass sie zwischen dem Grafen Andrássy und dem einstigen Reichskriegsminister FZM. Kuhn ausgefochten worden war. Aus dieser Polemik erfuhr man, dass zur Zeit, als die russische Armee im Jahre 1877 die Donau überschritt, ein von Russland in aller Form abgegebenes Versprechen bestanden hatte, nach beendetem Feldzug keinen Fussbreit Landes auf dem rechten Donauufer zu behalten; zu welcher Verbindlichkeit später, nach Plewna, noch die bindende Zusage hinzukam, Konstantinopel in keinem Falle besetzen zu wollen.

Bedeutsame Beiträge zur Beurteilung von Russlands Politik vor dem Kriege 1877 gegen die Pforte enthalten auch die im Jahre 1898 veröffentlichten: «Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Bismarck.» Nach denselben hätte Kaiser Alexander von Russland im Herbste 1878 von Bismarck eine Äusserung darüber verlangt, ob Deutschland im Falle, dass Russland mit Österreich in Krieg geriete, Neutralität bewahren wolle? Die hierauf erfolgte Antwort: «dass Deutschland, bei allem Bedauern, eine gegenseitige Bekriegung seiner Freunde zulassen müsste, dagegen nicht dulden könnte, dass einer von beiden so schwer verwundet oder geschädigt werde, dass seine Stellung als unabhängige europäische Grossmacht gefährdet erscheine», mag wohl nicht ohne Einfluss auf Russlands weiteres Vorgehen geblieben sein.

Die Wandlungen, welche die russische Politik im Oktober 1876 plötzlich durchmachte, sind in den im Jahre 1897 erschienenen: «Denkwürdigkeiten eines alten Moskauer Einwohners» (A. Porochowsczikow) aufs anregendste geschildert.

Jahre vom Posten eines Landeschefs der Grenze zurücktrat, meinem Nachfolger zur Gänze übergeben.

Übrigens wäre mit solch unbedeutender Summe wenig genug zu erreichen gewesen. Mit Agitations- und Kundschaftergeldern darf man nicht knausern, will man wirklich Erfolge erlangen. Zu derlei Unternehmungen gehören volle Kassen und eine offene Hand, wie ich es in Radetzkys Hauptquartier 1848—1850 zu beobachten vielfach Gelegenheit gehabt habe. *Mir* speziell war in meiner Agramer Stellung der Mangel an grösseren Dispositionsfonds freilich nicht fühlbar geworden. Dank dem Pflichtgefühle und der Umsicht der politischen Behörden war ich stets gut und rechtzeitig, auch über solche Vorkommnisse in den Nachbarländern unterrichtet, deren Kenntnis mir als Landeschef notwendig oder nützlich sein musste. So z. B. war ich in der Lage, den Minister des Äussern von der Anwerbung von Milizen in Serbien (Mitte Juni 1876), von der Versammlung eines Teiles dieser Angeworbenen im Lager bei Samac an der Save, dann von dem einige Tage darauf ergangenen Kriegsaufruf des Fürsten an sein Volk früher in Kenntnis zu setzen, als es der Konsulatsbericht aus Belgrad tat. Und dabei mussten die betreffenden, an mich gerichteten Telegramme des Distriktleiters von Mitrovic und des Bezirksvorstehers von Semlin den Umweg über Agram machen, bevor sie mich in Wien erreichten, wo ich mich eben dienstlich befand.

Als mir der Oberbefehl über die beabsichtigte Okkupation Bosniens in Aussicht gestellt worden, hatte ich es mir selbstverständlich angelegen sein lassen, meine künftige Aufgabe nach allen Richtungen zu studieren. Unter anderem hatte ich mir auch ein klares Bild über die Art und Weise gemacht, wie nach erfolgter Besetzung des Landes dessen Verwaltung am zweckmässigsten einzurichten wäre.

Zunächst galt es über den Apparat ins Reine zu kommen, dessen ich bedurfte, um die bestehenden öffentlichen Behörden des Landes meinen Absichten dienstbar zu machen. Jedem Heerführer pflegt bei seinem Einrücken in zu besetzendes fremdes Gebiet ein sogenanntes Zivil-Kommissariat beigegeben zu werden. Sind in dem betreffenden Lande die Kulturzustände und Verwaltungseinrichtungen von jenen des eigenen nicht sehr verschieden, so genügt ein Apparat von nur wenigen Personen. Im vorliegenden Falle

aber, wo es die Besetzung einer orientalisch administrierten, halbwilden Provinz galt, deren Einrichtungen und soziale Zustände keine, aber auch gar keine Analogie mit den unseren aufwiesen, bedurfte es von allem Anfange an eines zahlreichen, wohlgeschulten, auf seine Aufgabe gut vorbereiteten Personales, um Ordnung zu schaffen und der Bevölkerung die Wohltaten der Okkupation möglichst rasch zuzuführen. Doch nicht nur von diesem Gesichtspunkte aus war das Kommissariat zusammenzustellen, sondern bei dessen Organisierung auch darauf Bedacht zu nehmen, dass aus demselben allmählich ein wohlgegliederter Verwaltungsapparat sich entwickeln könne.

Das beste, nachahmungswerteste Beispiel der Art, wie man annektierte Länder zu behandeln hat, geben die alten Römer. *Sie* musste ich mir zum Muster nehmen; wie sie, in den neubesetzten Gebietsteilen, zugleich mit der Macht der Monarchie, das Wohl des Landes, die Kultur und den Fortschritt fördern, aber dabei, wo es nur immer möglich, Schroffheiten vermeiden, nationale Eigentümlichkeiten schonen und so die Brücke bauen, die vom anfänglichen finsteren Hass gegen die Fremdherrschaft zu deren gewohnheitsmässiger Duldung, später zur Anerkennung ihrer Vorzüge, und schliesslich sogar zu ihrer Beliebtheit führen konnte.

Anfänglich sollte vom Bestehenden nur das durchaus schädliche beseitigt, von Neuerungen nur das dringend gebotene eingeführt werden. Im Masse dann, als unsere Herrschaft sich im Lande befestigte und einlebte, wären die Grundbesitzverhältnisse, das Gemeindewesen, das Verwaltungssystem umzugestalten, Schulen zu errichten, Industrien einzuführen, sonstige kulturelle Einrichtungen zu treffen gewesen; aber alles behutsam, nach und nach, unter Beibehaltung nicht nur des vorhandenen Guten, sondern auch mangelhafter nationaler Gebräuche und Gewohnheiten, insofern sie im Volke eingelebt, ihm lieb geworden waren und unseren Zwecken nicht geradezu ins Gesicht schlugen.

Kulturarbeit war, nach bewirkter Besitznahme, meine erste und wichtigste Bestimmung. Daher war die Zahl und Gattung der Truppen, die nach der Beendigung der militärischen Operation im Lande zu verbleiben hatten, ihre Verteilung in den Hauptorten und die Hauptverbindungslinien entlang so zu berechnen, dass sie nach Erbauung ihrer eigenen Unterkünfte zu dringenden Meliorationen, Strassen-, Eisenbahnbauten u. dgl. verwendet werden konnten, nach

dem Beispiele jener römischen Legionen, deren Friedensleistungen selbst noch in ihren trümmerhaften Überresten die Bewunderung der Welt hervorrufen.

Zur Belehrung jener Offiziere, Beamten und sonstigen Organe, die bei dem bevorstehenden Werk zu mehr oder weniger selbständigem Handeln berufen sein würden, begann ich eine populär gehaltene Darlegung der Landeszustände, der dem Okkupationscorps bevorstehenden Aufgaben und der Art ihrer Lösung, die ich dann vervielfältigen und verteilen lassen wollte. [1])

Im Winter 1876/77, während des Waffenstillstandes, der dem Kriege der beiden Balkanstaaten mit ihrer suzeränen Macht gefolgt war, traten die Grossmächte mit Reformanträgen an letztere heran. Bei der Grösse der von Russland und England erhobenen Forderungen war ein abschlägiger Bescheid — der speziell Russlands Wünschen auch besser entsprochen hätte — vorauszusehen.

Wirklich lehnte es die Pforte, unter Berufung auf die eben (im Dezember 1876) erlassene neue Verfassung des ottomanischen Reiches ab, den Willen der Grossmächte zu erfüllen. Hierauf erklärte ihr Russland am 24. April 1877 den Krieg, für welchen es, von den eigenen Slavophilen gedrängt, schon seit einem halben Jahre einen Teil der Armee mobilisiert hatte. Serbien und Montenegro taten dasselbe. Dadurch, dass sie Teile des türkischen Heeres im Westen festhielten, die sonst im Osten gegen Russland zur Verwendung gekommen wären, leisteten diese kleinen Staaten ihrem mächtigen Verbündeten nicht unwesentliche Dienste, und trugen so zu dem bekannten, auch für sie mit einer Gebietsvermehrung verbundenen, glücklichen Ausgange des Krieges ihr Teil bei.

Wenige Tage vor der russischen Kriegserklärung fand (20. April 1877) in Wien unter Vorsitz des Kaisers eine Militärkonferenz statt, der auch ich und der Militärkommandant in Dalmatien, FZM. Rodich, beigezogen worden waren. In derselben wurde der Fall erörtert und in seinen Details festgestellt, dass ein Hauptcorps aus Kroatien-Slavonien

[1]) Bei diesen Vorarbeiten war mir der Chef des Generalstabes beim Generalkommando Agram, Oberst Leonidas Popp, in hervorragender Weise behülflich. Glücklicher als ich, durfte Popp an der Ausführung des Werkes, das er vorbereiten geholfen, auch wirklich teilnehmen, und zwar als Generalstabschef des Okkupationscorps unter FZM. Josef Philippović (1878). Popp war später, von 1881 bis 1889, Chef der Militärkanzlei Sr. Maj. des Kaisers und rückte bis zum FZM. vor.

in Bosnien, ein Seitencorps aber aus Dalmatien in die Herzegowina einzurücken hätte. Der von allen Anwesenden sehnlich erwartete Zeitpunkt dazu konnte jedoch noch nicht bestimmt werden, und trat tatsächlich erst mehr als ein Jahr später ein.

Graf Andrássy, mit dem ich nach beendeter Konferenz auf den Gegenstand derselben zu sprechen kam, meinte, dass wir, um Serbien und Montenegro getrennt zu halten, so schnell als möglich bis ins Paschalik Novibazar vordringen müssten, daher das Haupt-Corps nicht aus Kroatien, sondern von der adriatischen Küste her durch das Narentatal vorzurücken hätte.

Es fiel nicht schwer, ihn zu überzeugen, dass man bei einem solchen, auf das vom Inneren weit entfernte, schmale Dalmatien basierten Vorgehen infolge der langwierigen Seetransporte nicht bloss mit einem viel grösseren Aufwand an Zeit und Kosten, sondern auch mit einer höheren Zahl unvorhergesehener Eventualitäten zu rechnen haben würde, als wenn sich unsere Operationen auf die Saveländer stützten.

Von bedeutenderen Vorfällen im Grenzlande während des russisch-türkischen Krieges wüsste ich nicht zu berichten; es sei denn von einigen neuerlichen Versuchen, die daselbst befindlichen Flüchtlinge zur Rückkehr in die Heimat zu bewegen. Diese Versuche blieben nicht nur ganz erfolglos, sondern die Zahl der Expatriierten wuchs noch fortwährend durch neue Zuzüge.

Jenseits der Save agitierten Orthodoxe und Türken um die Wette gegen Österreich-Ungarn. Im Inneren der Doppelmonarchie aber hatte die Opposition gegen einen Einmarsch in Bosnien-Herzegowina sowohl von ungarischer, wie cisleithanisch-deutscher Seite stetig zugenommen.

Es scheint, als ob Minister Andrássy es verschmäht oder doch unterlassen hätte, mit den Führern der Opposition in dieser Frage ein Einvernehmen anzubahnen. Die von ihm befolgte Politik war allerdings schwer zu erklären und machte den Eindruck, als ob sie seinen eigentlichen Absichten nicht entspräche. Ins Vertrauen gezogen, würden seine Gegner — wie die N. F. Presse nach Andrássys Tode in ihrer Nummer vom 19. Februar 1890 auseinandersetzte — ihre Ansichten wahrscheinlich geändert, oder zum mindesten ihn, den Minister, als unsere Truppen Ende Juli zur Okkupation schritten, nicht so leidenschaftlich angegriffen haben, wie dies, ganz besonders in Budapest, der Fall gewesen ist.

Ein Einvernehmen Andrássys mit den Deutschen hätte vielleicht die ausschlaggebendsten Folgen gehabt. Es konnte der Sturz der deutschen Majorität des Wiener Reichsrates, und infolgedessen möglicherweise auch der nicht lange nachher, im September 1879, erfolgte Rücktritt Andrássys von seinem Posten vermieden werden.

In Ungarn bemühte sich damals ein genauer Kenner des europäischen Morgenlandes, die Magyaren zu bewegen, dort als Kulturträger aufzutreten. Es war dies Benjamin von Kállay, der Verfasser der bekannten «Geschichte der Serben». Von 1868—1875 österreichisch-ungarischer Generalkonsul in Belgrad, war er kurz vor dem Ausbruch der bosnisch-herzegowinischen Aufstände aus seiner Stellung und dem Staatsdienste überhaupt getreten, um — obgleich ein entfernter Verwandter und gleichzeitig guter Freund Andrássys — in Budapest die Leitung des jenem wenig freundlich gesinnten Sennyeyschen Blattes «Kelet Nepe» (Volk des Ostens) zu übernehmen. Kállay machte als Journalist wie als Deputierter eifrig Propaganda für eine Okkupation Bosniens und der Herzegowina; allein der Erfolg entsprach nicht seinen Bemühungen. Er vermochte es ebensowenig, seinen magyarischen Landsleuten Verständnis für die Sache, als den Slaven und Rumänen des Königreichs Vertrauen in die Eignung der Magyaren zur Durchführung derselben beizubringen. Man hatte damals Kállays Persönlichkeit in ihrer ganzen Bedeutung noch nicht erkannt und ahnte wenig, dass dieser selbe Mann wenige Jahre später als gemeinsamer Finanzminister in den okkupierten Provinzen als Organisator und Kulturverbreiter wahrhaft Epochales leisten würde.

Durch das ewige Aufschieben der Okkupation war die Hoffnung auf österreichische Unterstützung selbst jenem Teile der christlichen Bevölkerung, der sich bisher daran geklammert, verloren gegangen, und der österreichfeindlichen Agitation, an der sich auch die türkischen Behörden beteiligten, Zeit und Gelegenheit geworden, um einen umfassenden Widerstand vorzubereiten. So vermochten 1878 unsere infolge des Berliner Übereinkommens zuerst in Aktion gesetzten Truppen (das XIII. Corps, welches aus Kroatien in Bosnien, und die 18. Infanterie-Division, die aus Mitteldalmatien in die Herzegowina einrückte) erst nach den heftigsten Kämpfen, und nicht weiter als bis zu den beiden Hauptorten, Sarajewo und Mostar, vorzudringen, nicht aber auch alle Bezirke zu unterwerfen.

Der Norden und Nordosten von Bosnien, die Teile der Herzegowina um Livno herum und an der montenegrinischen Grenze wurden von starken Banden gehalten, welche zum Teil aus regulären türkischen Truppen und mohamedanischen Fanatikern, zum Teile aus Orthodoxen (letztere vorwiegend von Montenegro beherbergt gewesene Flüchtlinge) und sogar aus Katholiken bestanden. Sie waren mit Hinterladern bewaffnet und regelrecht in Bataillone formiert. Das Terrain war ein solches, welches selbst dem minderwertigen Verteidiger grosse Vorteile über den Angreifer sicherte. Um hier mit Erfolg vorgehen zu können, mussten unsere Okkupationstruppen mehr als verdoppelt werden. [1])

Von der verzweifelten Heftigkeit der Kämpfe zeugen die Verluste unserer Truppen. Sie betrugen in der Zeit vom 3. August bis zum 7. Oktober in mehr als 80 grösseren und kleineren Gefechten an Toten 946, an Verwundeten 3980 und an Vermissten 272, zusammen 5198 Mann, darunter 178 Offiziere.

Andrássys Hoffnung, dass Österreich-Ungarn ohne Schwertstreich in den Besitz der beiden Balkanprovinzen gelangen würde, hatte sich somit nicht erfüllt — weit davon! Immerhin hat er die unausweichlich gewordene Okkupation, wenn auch mit Opfern, zuwege gebracht und so wesentlich dazu beigetragen, dass Russland nach dem türkischen Kriege seine Staatsgrenze nicht südlich über die untere Donau vorschob. Dieser Erfolg, dann seine Mitwirkung bei der Aufrechterhaltung unserer Neutralität während des deutsch-französischen Krieges 1870—1871, sowie das Zustandekommen des Bündnisses mit dem deutschen Reiche im Jahre 1872 werden ihm stets als grosse und bleibende Verdienste um die Monarchie und den europäischen Frieden angerechnet werden müssen.

[1]) Die Zahl der Bataillone wurde von 65 auf 135, die Artillerie von 112 Geschützen auf 244 gebracht und daraus, abgesehen von der selbständigen, aus Dalmatien vorgerückten Division, vier Corps gebildet. Die aus 14 Eskadronen bestehende Kavallerie erfuhr keine Vermehrung.

E. Rücktritt von der Grenzlandesverwaltung.

Keine Aussicht auf weiteres erspriessliches Wirken. — Ich bitte um Enthebung von meinem Posten. — Urlaub aus Gesundheitsrücksichten. — Versetzung als Kommandierender General nach Brünn.

Ich habe bereits angedeutet, dass meine Beziehungen zum ungarischen Ministerium aus fast idealen, die sie anfangs gewesen, allmählich immer kühlere geworden waren. Hätte sich diese Kühle nur auf meine Person bezogen, so würde ich sie um so leichter ertragen haben, als ich schliesslich des Kaisers und Königs, und nicht des ungarischen Ministeriums Diener war, überdies das gute Bewusstsein hatte, die Entfremdung nicht verschuldet zu haben. Allein die Verstimmung der massgebenden Pester Persönlichkeiten galt weniger mir, als dem Werke, dem ich meine ganze Kraft, mein ganzes Streben gewidmet, und das ich so gerne vollständig zu gutem Ende geführt hätte.

In bezug auf die Umgestaltung der Administration, die Einführung zeitgemässer Einrichtungen schien dieses Ziel allerdings schon so gut wie erreicht. Zur Zeit der bosnischen Aufstände war der Umgestaltungsprozess im Grenzlande im wesentlichen beendet. Der Apparat funktionierte tadellos, die eingeführten Reformen hatten sich prächtig bewährt. Die Bevölkerung erkannte dies an und war, ich kann es behaupten, durchaus *zufrieden.* Ich glaube, es findet sich in der Geschichte der kulturellen Entwicklung der Monarchie kein zweites Beispiel, dass Reformen von jenen, für die sie bestimmt, mit solcher Dankbarkeit, so musterhaftem Verständnis aufgenommen worden wären. Aber eins trübte diese gute Stimmung: die Besorgnis um das Schicksal der grossen Kapitalien, welche den Ertrag der Grenz-Staatsforste darstellten, und welche bekanntlich vom Kaiser im Einverständnis mit dem Reichskriegs- und dem ungarischen Ministerium ausschliesslich zu Investierungen im Grenzlande, und zwar in erster Linie für die projektierten Grenzbahnen bestimmt worden waren.

Bald nach der Promulgierung der Gesetze über den Bau der letzteren war ungarischerseits die Tendenz bemerkbar geworden, die Ausführung hinauszuschieben, wenn nicht ganz zu hintertreiben.

Alle meine Bemühungen, diese Tendenz zu beseitigen, waren vergeblich geblieben. Zu einer sachlichen Besprechung des Gegenstandes liessen es die ungarischen Minister überhaupt nicht kommen. So viele Konferenzen auch stattfanden: es waren immer nur allgemeine Redensarten, mit denen man meinen ausführlichen, sachlich begründeten Anträgen entgegentrat. Allerdings wurden diese Redensarten mit jedem Jahre deutlicher. So erklärte mir Minister Wenckheim bei einer Besprechung, die ich zu Anfang Mai 1875 gelegentlich der Rückkehr Sr. Maj. aus Dalmatien mit ihm hatte: «ein ungarischer Minister, der dem Bau der Bahn Semlin-Sissek zustimmte, bevor die ungarischen Bahnen vollendet wären, müsste in den Anklagezustand versetzt werden.»

Noch schärfer äusserte sich Minister Szende einem meiner Freunde gegenüber, indem er einen solchen Minister geradezu als «Landesverräter» bezeichnete.

Es wäre mir mehr als interessant gewesen, diese Herren zu sachlicher Begründung ihrer Aussprüche zu veranlassen! Aber dazu liessen sie es, wie gesagt, nie gelangen.

Wohlmeinende, wenn auch unerbetene Bundesgenossen machten meine Situation, anstatt besser, nur noch schwieriger. So brachten Agramer Zeitungen die Nachricht, die kroatischen Deputierten hätten beschlossen, ihren Eintritt in die liberale (Regierungs-) Partei von der Fassung des im Reichstage einzubringenden Gesetzes über die Grenzbahnen abhängig zu machen; sei dieses nicht genau im Sinne der Anträge Mollinarys gehalten, so wollten sie sich der Opposition anschliessen. Das erschien den Herren von der Pester Regierung, obgleich ich damit nicht das Geringste zu tun hatte, als eine Intrigue meinerseits, und bestärkte sie nur noch in ihren Absichten. Ebenso schädlich wirkten Agitationen, die im Grenzlande hinter meinem Rücken (man wusste eben, dass ich derlei nie gestattet hätte) behufs Entsendung einer Abordnung an den Monarchen eingeleitet worden waren.

Kurz, die Sachen standen so, dass auf ein Einlenken seitens der Budapester Regierung kaum mehr zu rechnen war. Zu meinem grossen Erstaunen fand ich zwar in der ersten Konferenz unter Tiszas Vorsitz (Anfang November 1875) eine merkwürdig entgegenkommende Stimmung vor; allein schon der folgende Tag zerstörte alle Hoffnungen, welche ich etwa darauf gegründet haben mochte.

Zweck jener Konferenzen war die textliche Redaktion des betreffenden, zur verfassungmässigen Behandlung einzubringenden Gesetzes. Der vorliegende Entwurf enthielt, abweichend vom ursprünglichen Wortlaute, eine Anzahl von Bedingungen und Vorbehalten, denen ich umsoweniger zustimmen konnte, als das Meritorische der Sache durch die Gesetze aus den Jahren 1871—1875 schon genau festgestellt war, es sich hier also nur um die Fixierung von Einzelheiten handeln konnte. Eine der wichtigsten Bestimmungen war in den Entwurf überhaupt nicht aufgenommen; die nämlich, dass die Verwendung der Einkünfte aus den Grenz-Staatsforsten *im Einvernehmen mit der Grenzlandes-Behörde* stattzufinden habe.

Als ich auf diese Auslassung aufmerksam machte, bezeichnete sie der Finanzminister als ein «unwillkürliches Versehen».

In der nächsten Konferenz, am 17. Januar 1876, war von einer Diskutierung der strittigen Fragen kaum mehr die Rede; vielmehr erfolgte die direkte Aufforderung an mich, meinen Standpunkt aufzugeben und mich jenem der Regierung anzuschliessen. Nachdem ich mich vergeblich durch eine Stunde abgemüht, die Gründe darzulegen, welche mir solches unmöglich machten, bat ich die Herren schliesslich mit dürren Worten, es mit einem andern Chef des Grenzlandes zu versuchen.

Gewiss wäre die Mehrheit gerne dazu bereit gewesen; aber man war zu wohlerzogen, um es einzugestehen. Vielmehr erfolgten allseitige Proteste, höflichste Versicherungen und Beteuerungen.

Wäre ich zu jener Zeit mit dem Grafen Andrássy noch auf demselben vorzüglichen Fusse gestanden, wie einst, so hätte ich durch eine Intervention desselben schliesslich doch noch eine Verständigung mit den Ministern erzielen können. Allein es bestand zwischen dem leitenden Staatsmann und mir nicht mehr das alte gute Verhältnis. Nebst meinem Zerwürfnisse mit der ungarischen Regierung mag zu dieser Abkühlung auch das Auseinandergehen unserer Ansichten über den Zeitpunkt des Einrückens in Bosnien beigetragen haben. Ich sah in dem ewigen Hinausschieben der unvermeidlich gewordenen Okkupation ebenso eine Benachteiligung der österreichischen, wie eine Förderung der russischen Interessen. Mein wiederholtes Drängen brachte mich mehr als einmal in Kollisionen mit dem Minister des Äussern und mag denselben veranlasst haben, in mir, wenn auch wahrlich mit Unrecht, einen persönlichen Gegner zu erblicken.

Ich unternahm einen allerletzten Versuch und schilderte (Juni 1876) in einem Vortrage an Se. Maj. den Kaiser den Stand der Grenzbahnfrage, wobei ich nicht unterliess, die Schwierigkeiten hervorzuheben, welche von transleithanischer Seite der Verwirklichung seiner A. H. Intentionen bereitet würden....

Bald darauf brachte die ungarische Regierung einen abgeänderten Gesetzesentwurf ein, der aber für das Grenzland noch nachteiliger war, als der frühere.

Als ich in der Konferenz vom 22. September, welche unter persönlichem Vorsitze des Kaisers zu Wien stattfand, vom Wortlaute desselben Kenntnis erhielt, musste ich jede Hoffnung auf das Zustandekommen einer annehmbaren Verständigung aufgeben. Aufstehend, machte ich meiner schmerzlichen Enttäuschung Luft. Ich wies nach, wie durch diesen Entwurf bereits in Kraft stehende Gesetze, zum Nachteile der Grenze, aber auch ohne Nutzen für den ungarischen Staat, verletzt würden, hob insbesondere den Umstand hervor, dass jene das «Einvernehmen mit der Grenzlandesbehörde» betreffende Klausel, welche bereits einmal zu einer Kontroverse zwischen mir und dem Finanzminister Veranlassung gegeben, auch diesmal fehle, und schloss mit der bitter-ironischen Frage an letzteren: «ob denn die Auslassung auch diesmal nur aus Versehen geschehen sei?» [1])

Die allgemeine Stille, welche auf meine Worte folgte, unterbrach schliesslich der Kaiser mit der, an die Adresse des ungarischen Ministeriums gerichteten Bemerkung:

»Ja, ja; es ist klar, dass die Herren *nicht wollen!*«

Nun versuchte der Ministerpräsident, meine Behauptungen zu widerlegen.

Ob es ihm beim Monarchen gelang, weiss ich nicht. *Mich* überzeugte er nicht. Im Gegenteil. Jene Stunde hatte in mir die letzte Hoffnung vernichtet, die Angelegenheit zu gedeihlichem Ende bringen, dem meiner Obhut anvertrauten Lande die ihm aus seinem eigenen Vermögen gebührenden Vorteile sichern zu können.

---

[1]) Die folgenden vier Zeilen hat der Verewigte im Manuskripte quer durchstrichen, aber ohne sie, wie er sonst bei Korrekturen zu tun pflegte, unleserlich zu machen. Im Zweifel, welche der beiden Fassungen bleiben solle, wollen die Herausgeber in ihrer kindlichen Pietät sowohl den ursprünglichen Text, als die Absicht der Reticenz respektieren.

Dennoch übereilte ich nichts.

Zwischen mir und der ungarischen Regierung fand seit jener Konferenz kein persönlicher Verkehr mehr statt. Die Eisenbahnfrage ruhte einige Zeit hindurch. Als aber ein neuer Entwurf zur Vorlage kam, welcher die von mir verlangten Abänderungen wieder nicht enthielt, bat ich (19. Juni) in einer Audienz S. M. um Enthebung von meinem Posten.

Der Monarch schlug mir die Bitte rundweg ab, sprach mir huldvoll zu und entliess mich auf das Gnädigste . . .

Ich kehrte nach Agram zurück, in der vollen Überzeugung, dass es nicht auf lange sein würde.

Wirklich dauerte es nur drei Wochen, bis die ungarische Regierung den gleichen Gesetzentwurf unverändert im Reichstage einbrachte (7. Juli 1877).

Nun war kein Halten mehr für mich. Ich wiederholte meine Bitte um Enthebung, diesmal schriftlich, unterm 19. Juli.

Es bedarf wohl keiner besonderen Versicherung, dass der Schritt mir unendlich schwer fiel; dass er erst nach reiflichster Überlegung und im vollen Bewusstsein seiner Tragweite getan wurde. Verscherzte ich mir doch durch denselben aller Wahrscheinlichkeit nach das Kommando über die bosnische Okkupation! Aber alles was gegen den Schritt sprach, vermochte die Gründe nicht aufzuwägen, welche dazu drängten.

Meinen Bemühungen, in der Grenze den Ausbruch der Verbitterung gegen Ungarn hintanzuhalten, zwischen den vielfach bestehenden Gegensätzen ausgleichend zu wirken, durch Förderung der wirtschaftlichen Interessen die politische Stimmung günstig zu beeinflussen, war durch jenen Gesetzentwurf der mächtigste und letzte Hebel entzogen. Ein erspriessliches Wirken meinerseits war von nun an ausgeschlossen, ja mein weiteres Verbleiben unmöglich gemacht; denn es war vorauszusehen, dass man das Land für seinen Chef büssen lassen würde.

Auf mein Gesuch erfolgte die Verständigung: «dass Se. Maj. sich nicht bewogen fänden, meiner Bitte zu entsprechen, vielmehr gewärtigten, dass ich, gestützt auf das ungeschwächte kaiserliche Vertrauen, fortfahren werde, mit aller Hingebung die Geschäfte der Grenzverwaltung zu leiten.»

Leider vermochten auch diese so gnädigen Worte nicht mehr, meine durch die geschilderten Verhältnisse wie gelähmte Willens-

und Tatkraft wiederherzustellen, den leidenden seelischen Zustand zu beseitigen, in den ich verfallen war.

Die krankhafte Überreizung meines Nervensystems begann, ärztlichem Ausspruche zufolge, bereits auf den Gesamtorganismus rückzuwirken. Ich musste mich durch längere Zeit aller amtlichen Tätigkeit enthalten und einen anderen Himmelsstrich aufsuchen.

Unter Vorlage eines Zeugnisses bat ich um acht Wochen Urlaub nach Oberitalien und verliess, gleich nachdem ich denselben erhalten, am 1. September 1877 Agram, um nie wieder dahin zurückzukehren.

Dankbar gedenke ich der spontanen Herzlichkeit des Abschiedes, den mir die Bürgerschaft Agrams bereitete, welche erst in letzter Stunde von meiner bis dahin geheim gehaltenen Abreise Kenntnis erhalten hatte.

Die Schwierigkeiten politischer Natur, die mir im Lande selbst erwachsen waren, hatten der gesellschaftlichen Annehmlichkeit meines Aufenthaltes in Agram keinen Abbruch zu tun vermocht. Die verschiedensten Kreise Zivilkroatiens, die mit gespanntem Interesse den Vorgängen in der Grenze folgten, hatten mir und den Meinen die herzlichsten Sympathien entgegengebracht. Familien, allen Parteien angehörig, hatten in meinem Hause wie auf neutralem Boden verkehrt.

Doch löste sich mir's wie ein Alp von der Brust, als die ungarisch-kroatische Grenze hinter mir lag. Die letzten Zeiten hatten allzu grosse Aufregungen mit sich gebracht!

Schweren Herzens trennte ich mich vom alten Soldatenlande; meine Gedanken aber konnten sich von ihm nicht losreissen.

Wie wäre es auch anders möglich gewesen? War doch die dort von mir zu lösende Aufgabe: einem in der Kultur zurückgebliebenen Volke die Wege des Fortschritts zu weisen, die denkbar schönste, mein Wirkungskreis ein fast unbeschränkter, meine Stellung, anfangs wenigstens, eine wirklich beneidenswerte gewesen. Nie in meinem Leben hatte ich mich so schaffensfreudig, so besten Willens und fester Hoffnung voll gefühlt, wie in jenen fünf ersten Agramer Jahren; nie in meinem Leben so sicher nie versagender Unterstützung von oben wie von unten.

Von oben, denn der A. H. Herr hatte mir unausgesetzt Beweise seines Wohlwollens und Vertrauens gegeben; und wenn mir seine Unterstützung in der Eisenbahnfrage versagt blieb, so waren es nur, wie in anderen Gelegenheiten meines früheren Lebens, Schwie-

rigkeiten rein politischer, nicht persönlicher Natur, die dem zugrunde lagen.

Von unten, denn ich hatte den vorzüglichsten Stab von Mitarbeitern, lauter Leuten, die ihr bestes Wissen und Können bei unserem gemeinschaftlichen Werke einsetzten. Die Bevölkerung aber liebte mich und hatte mir die unzweideutigsten Beweise geliefert, dass sie meinen herzlichen guten Willen anerkenne und zu schätzen wisse. Zu dem noch die fast sichere Aussicht, in nächster Zeit die Verwirklichung meines schönsten Jugendtraumes, die Befreiung eines Christenlandes aus muselmännischer Sklaverei, durchführen zu können.

All dem plötzlich und für immer entsagen zu müssen, ohne eigenes Verschulden, ein Opfer politischen Parteigetriebes — wahrlich, es war hart; und ich hatte Augenblicke, wo ich es kaum ertragen zu können vermeinte . . . .

Wenige Tage nach meiner Abreise von Agram teilte mir der Vorstand der Militärkanzlei auf schriftlichem Wege mit, «Se. Maj. hätten, da Allerhöchstdieselben sähen, dass ich nicht mehr zu halten wäre, beschlossen, mich in Agram durch FZM. Franz Philippović zu ersetzen, und mich an dessen Stelle als Kommandierenden General nach Brünn zu bestimmen.»

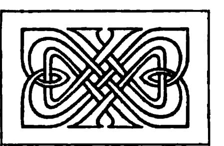
Weiter stand noch im Briefe, «Seine Majestät erwarteten, ich würde in dieser Verfügung ein Zeichen seiner Allerhöchsten Gnade erblicken.»

Dies war auch der Fall, denn ich hatte auf deren Verlust, meine Versetzung in die Disponibilität, ja selbst meine Pensionierung gefasst sein müssen ......

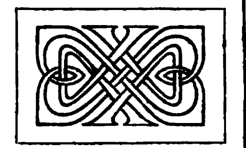
Während des Urlaubs, den ich auf einem Besitze meiner Frau in der Nähe von Como zubrachte, und der sich allmählich bis auf 14 Wochen ausdehnte, besserte sich mein Befinden so, dass ich zu Anfang Dezember in Brünn einrücken und den aktiven Dienst wieder aufnehmen konnte.

Auf der Durchreise in Wien nahm ich Audienz bei Seiner Majestät und wurde auf das gütigste empfangen. Doch sprach der Kaiser ausschliesslich über meinen Wirkungskreis in Mähren und vermied es, meine früheren dienstlichen Verhältnisse zu berühren.





XIV. Periode
1878—1879



Kommandierender General in Brünn, dann Lemberg

A. Kommandierender General in Brünn (1878).

Truppen. — Land. — Truppenabsendungen nach Bosnien. — Manöver bei Krakau. — Nach Lemberg versetzt.

IM Jahre 1877 bestand für Mähren und Schlesien noch ein Generalkommando. An Truppen unterstanden demselben zwei Infanterie-Divisionen, eine Kavallerie-Brigade, ein Feldartillerie-Regiment, ein Festungsartillerie-Bataillon und drei Bataillone Genie-Truppen.[1])

Die Truppen waren zur Zeit meiner Kommando-Übernahme sämtlich in sehr guter Verfassung. Sie ergänzten sich aus teilweise wirklich vorzüglichem Materiale. Bei einer Inspizierung in Troppau fand ich eine grosse Zahl zur Waffenübung eingerückter Unteroffiziere vor, fast durchwegs hohe, kräftige Gestalten, intelligente Gesichter. Auf meine Fragen nach ihren Zivilbeschäftigungen erhielt ich Antworten, die mich in Erstaunen setzten. «Forstadjunkt in X», «Verwalter des Wirtschaftshofes in Y», «Schulgehilfe in Z», «Di-

---

[1]) Infolge der Truppenansammlungen in Galizien wurde im Jahre 1889 das 10. Corpskommando von Brünn nach Przemysl verlegt und Schlesien samt dem nördlichen Mähren mit dem 1. (Krakauer) Bezirke, das südliche Mähren aber mit dem 2. (Wiener) Bezirke vereint.

rektor einer Branntweinbrennerei in Russischpolen», «Assistent in einer Zuckerraffinerie» u. dgl.

Mit solchen Unteroffizieren war es dem ersten (schlesischen) Infanterie-Regimente Kaiser leicht, eine wahre Elitetruppe zu sein!

Auch die Eindrücke, die das Land und seine Bewohner auf mich hervorbrachten, waren die besten. Überall fortgeschrittene Bodenkultur, gut entwickelte Gewerbetätigkeit, viele und grosse industrielle Etablissements; behäbige Wohlhabenheit, wohin man nur blickte. Die Ortschaften gross wie klein blühend; allen voran Brünn mit seiner gebildeten Bürgerschaft. Dabei im grossen und ganzen Frieden und Verträglichkeit. Von den späteren nationalen Reibereien zwischen Deutschen und Slaven war damals, auch in den gemischten Bezirken, noch wenig zu bemerken.

Infolge der Beschlüsse des Berliner Kongresses (Juli 1878) war Österreich-Ungarn nunmehr endgültig die Aufgabe der Okkupation Bosniens zugefallen. Zu dem neuen, dreizehnten Armeecorps, welches zu diesem Zwecke in Kroatien aufgestellt wurde, hatte das Brünner Generalkommando eine Infanterie-Division, sowie einige Batterien beizustellen.

Seit es mir, infolge meines Rücktrittes vom Agramer Posten, zur Gewissheit geworden, dass die Verwirklichung meines schönsten Jugendtraumes einem anderen als mir übertragen werden würde, hatte ich mich bemüht, mich mannhaft in das Unabänderliche zu finden.

Dies war mir auch bisher ziemlich gut gelungen. Allein der Abmarsch der erwähnten, bisher unter meinem Kommando gestandenen Truppen nach dem Kriegsschauplatze riss die alten Wunden wieder auf. Der Abschied von ihnen machte es mir wieder so recht schmerzlich klar, auf *was* ich verzichtet; und alle meine vermeintliche Philosophie vermochte nicht, mir über den schweren Augenblick hinüberzuhelfen. — Von da an gerieten meine, kaum etwas ruhiger gewordenen Nerven wieder in einen Zustand krankhafter Erregung, der für meine weitere Eignung zum Dienste wirklich fürchten liess.

Trotzdem fand ich die Kraft, die mich als Soldaten natürlich lebhaft interessierenden Nachrichten vom Kriegsschauplatze so vorurteilslos als möglich und ohne jede missgünstige Regung zu beurteilen. Einige davon waren übrigens geeignet, mich persönlich

freudig zu stimmen, denn sie berichteten Rühmliches über meinen Sohn Franz,[1]) der als einberufener Reserveleutnant des 3. Kaiserjäger-Bataillons an den heldenmütigen Kämpfen unserer Truppen in der Herzegowina teilnahm.

In diesem Feldzuge war es übrigens zum erstenmal, dass die jüngstgeschaffene Institution der Reserve-Offiziere Gelegenheit bekam, sich vor dem Feinde zu versuchen; und der Versuch gelang über Erwarten gut. Die jungen Leute entsprachen, was Haltung und Leistungen in diesem kurzen, aber schwierigen Kriege anbetraf, auf das beste, und beseitigten so, teilweise wenigstens, die Vorurteile, welche die Mehrheit der Berufsoffiziere gegen sie hegte.

---

[1]) Er hatte sein Präsenzjahr als Einjährig-Freiwilliger beim Kaiserjäger-Regimente abgedient und wurde in diesem Regimente am 1. November 1875 zum Leutnant in der Reserve befördert. Nach beendeten Studien an der Innsbrucker Universität und erlangtem juridischen Doktorgrade trat er in den Justizdienst des Grenzlandes, zu dem Zwecke, um sich durch Erlernung der Landessprache und den Verkehr mit Südslaven für eine Verwendung in den voraussichtlich zu okkupierenden türkischen Nachbarprovinzen vorzubereiten.

Ein glücklicher Zufall wollte, dass er unmittelbar vor der Okkupation zu einer der gewöhnlichen (Friedens-) Waffenübungen bei seiner in Dalmatien liegenden Truppe, dem damaligen 3. Kaiserjäger-Bataillon, einberufen wurde und so Gelegenheit erhielt, sich noch vor Beginn des Krieges drei Monate lang praktisch im Kompagniedienste auszubilden. Jenes Bataillon gehörte zur 18. Infanterie-Division, FML. Jovanovič. Mit ihm gelangte Mollinary nach Imoski in der Herzegowina, dann nach Mostar, weiter im Narentatale gegen Metković und in der Folge bis Klobuk.

Bei Beginn der Operationen lehnte er eine ihm angetragene Ordonnanz-Offiziersstelle ab, um vorerst das Leben bei der Truppe im Felde genauer kennen zu lernen. Nach der ersten Feldzugsperiode, während welcher er in drei grösseren Gefechten (am 17. August bei Černice, am 20. bei Rečice und am 21. bei Kremenac) seine Tapferkeit und Geschicklichkeit bewiesen, wurde er dem Stabe der 18. Division zugeteilt, mit welchem er den Zug auf Trebinga-Klobuk mitmachte. Er zeichnete sich am 21. September bei Grančarevo und, als Generalstabsoffizier der Brigade Nagy, vom 24. bis 28. vor Klobuk derart aus, dass FML. Baron Jovanović ihn im telegraphischen Gefechtsberichte de dato Trebincicabrücke 28. September unter jenen nannte, die sich besonders hervorgetan hatten. Das Militär-Verdienstkreuz (K. D.) wurde sein Lohn.

Nach beendetem Feldzuge trat Mollinary in die neu aufgestellte politische Verwaltung der okkupierten Länder ein, für welche er schon darum besonders geeignet erschien, weil seine militärischen Leistungen während des Feldzuges ihm die Achtung jener kriegerischen Bevölkerung hervorragend sicherten.

Zuerst wurde er Kaimakamats- (Bezirks-) Vorstand in Nevesinje, kam von da als Sekretär in die Justizabteilung der Landesregierung, später wieder an die Spitze eines Bezirkes, nach Krupa. 1887 wurde er zum Kreisvorstand von Travnik befördert und 1889 in gleicher Eigenschaft nach Sarajewo versetzt, wo er noch heute mit Auszeichnung wirkt.

Die Einführung der Reserve-Offiziere war eine Folge der vor zehn Jahren geschaffenen allgemeinen Wehrpflicht. Was mich anbetrifft, so hatte ich die Befürchtungen, die man an die neue Institution knüpfte, nie geteilt. Ich konnte mich der Erkenntnis der vielen Vorteile nicht verschliessen, welche die Zuführung eines neuen, grossen Intelligenz-Quantums für ein Offizierscorps haben musste, dem es gewiss nicht schwer fallen würde, durch kameradschaftliche Einwirkung den unerlässlichen Soldatengeist zu fördern oder, wo nötig, neu zu schaffen.

Zu Anfang September 1878 fanden bei Krakau grössere, vier Tage währende Manöver statt, zu welchen die im westlichen Teile Galiziens, sowie im Nordosten von Schlesien und Mähren dislozierten Truppen beigezogen wurden. Das Kommando führte der G. d. C. Graf Neipperg, Kommandierender in Lemberg. Anwesend waren: FM. Erzherzog Albrecht als Generalinspektor des Heeres, FZM. Erzherzog Rainer als Oberkommandant der k. k. Landwehr, der Kavallerieinspektor FML. Graf Pejacsevics, endlich ich, aus dessen Kommandobereiche eine Infanteriebrigade an den Manövern teilnahm.

Wir drei letzteren Generale sollten als Schiedsrichter fungieren. Bei den Besprechungen durften jedoch nur elementare Sachen und das Vorgehen bloss der Unterkommandanten beurteilt werden. Obwohl die oberste Führung viel zu wünschen übrigliess, dachte ich doch nicht, dass dies Folgen haben würde, und war demnach auch sehr überrascht, als fünf Wochen nach den Manövern das Armee-Verordnungsblatt die Abberufung des Kommandierenden in Lemberg unter dessen gleichzeitiger Ernennung zum Hauptmann der Trabanten-Leibgarde, und meine Ernennung an seine Stelle nach Lemberg brachte.

Scharfsichtiger als ich hatten einige höhere Offiziere der galizischen Manövertruppen die Situation beurteilt und, wie ich später erfuhr, gegen Schluss der Manöver ganz offen ihre Überzeugung geäussert, dass die ganze Konzentrierung eigens angeordnet worden, um einen Anlass zur Enthebung des alternden Kommandierenden und seine Ersetzung durch mich zu liefern.

Das Brünner Generalkommando war das kleinste, das Lemberger nach dem ungarischen das grösste der Monarchie. Des ersteren Gebiet, Mähren und Schlesien, grösstenteils umschlossen von Nachbar-

provinzen und nur auf einer kurzen Strecke ans Ausland stossend, hatte eine unverhältnismässig geringere militärische Wichtigkeit als jenes des zweiten, Galizien mit der Bukowina, welches jenseits der schützenden Festungsmauer der Karpathen, also hochgradig exponiert und sozusagen in Vorpostenstellung, in weitem, langgedehntem, vorspringendem Bogen die Grenze gegen Russland bildete. Meine Versetzung war also ein hoher Beweis kaiserlichen Vertrauens. Dieses Vertrauen gab sich mir auch in unzweideutiger Weise gelegentlich der Audienz kund, in welcher ich (28. Oktober) Sr. Majestät meinen Abgang nach Lemberg meldete. Mit wenigen, aber nicht misszuverstehenden Worten erwähnte der Kaiser die Gereiztheit, welche seit dem Berliner Kongresse in Russland gegen Österreich-Ungarn herrsche und die Notwendigkeit, uns auf ernste Ereignisse gefasst zu machen.[1]) Damit hatte er, ohne es geradezu auszusprechen, meiner Lemberger Stellung eine Bedeutung gegeben, welche über die eines rein administrativen Postens weit hinausging und mich beglücken musste.

In gehobener Stimmung, erfüllt von frischer Arbeitslust und Kraft, trat ich meine neue Funktion an.

Deren Vorzügen stand allerdings auch eine starke Schattenseite entgegen: das rauhe galizische Klima. Meine Frau als Südländerin hatte schon die verhältnismässig milden Winter in Wien, Innsbruck, Agram nur schwer ertragen; die polnische Kälte konnte für sie geradezu verhängnisvoll werden.

Indess liess sich die Frage dadurch hinausschieben, dass meine Frau mit den beiden, noch zu Hause befindlichen Töchtern über Winter ihren Besitz in der Lombardei aufsuchte, während ich mich in Lemberg vorderhand als Garçon etablierte.

---

[1]) Wie nahe der Krieg mit Russland damals bevorstand, wurde in der Öffentlichkeit erst ein Jahrzehnt später, durch Bismarcks Rede vom 6. Februar 1888 im deutschen Reichstage, bekannt.

B. Kommandierender General in Lemberg (1879).

Antritt des Kommandos. — Erste Eindrücke. — Urlaub. — Militärische Studien über Russland und Polen. — Begegnung mit ungarischen Regierungsmännern. — Manöver im eigenen Kommandobereiche. — Übertritt in den Ruhestand.

Auf dem Wege nach Lemberg übernahm ich gleich in Krakau, am 11. November, das neue Kommando [1]) und inspizierte die Truppen, nicht nur in dieser neu befestigten, militärisch hochwichtigen Grenzfestung, sondern auch in den auf meiner Reiseroute liegenden grösseren Garnisonen: Tarnow, Przemysl — (an dessen Befestigung im Hinblick auf den drohenden Krieg eben mit grosser Emsigkeit gearbeitet wurde) — und Stryj. In Lemberg selbst hielt ich mich nur vier Tage auf, um die Truppen zu begrüssen und mit den Behörden Fühlung zu nehmen, und eilte dann, da die Jahreszeit schon vorgerückt war, weiter, um auch in Ostgalizien und der Bukowina, in den Städten Stanislau, Kolomea, Czernowitz, Radautz, Suczawa, Zaleszczyki, Tarnopol, Zloczow und Brody meine erste Truppenbesichtigung durchzuführen.

Ich fand unter den Generalen und höheren Offizieren alte erprobte Freunde, auch sonst im Offizierscorps viele Untergebene aus früheren Zeiten, die mir treue Anhänglichkeit bewahrt hatten. Im allgemeinen hatte ich das Gefühl, dass meine Ernennung freudig begrüsst worden war, und dass man mir das Wertvollste entgegenbrachte, was eine Truppe einem Chef bieten kann: Vertrauen.

Nach den sowohl während der Krakauer Manöver, als auch bei der jetzigen Inspizierung inbetreff des Truppenzustandes gemachten Bemerkungen schien es mir vor allem notwendig, die Selbständigkeit der Führer, vom General abwärts bis zum Gefreiten, zu heben. Freilich keine leichte Aufgabe: denn sie bedingte nicht nur die gründliche Schulung jedes Einzelnen für den eigenen Wirkungskreis, sondern auch seine Beherrschung der «Kunst des Befehlens». In diesem Sinne begann ich meine Wirksamkeit und durfte, bei dem vortrefflichen Geiste und dem guten Willen, den ich allenthalben vorfand, mit Sicherheit auf Erfolg hoffen.

---

[1]) Dem Generalkommando waren 3 Infanterie-Truppendivisionen, 2 Kavallerie-Brigaden und 1 Feldartillerie-Regiment (15 Feld- und $11^{3}/_{4}$ Reservebataillone, 24 Eskadronen und 7 Batterien) unterordnet.

Auch beim Zivile, den Spitzen der Behörden und der Lemberger Gesellschaft fand ich freundlichstes Entgegenkommen; das liebenswürdigste aber seitens des Statthalters und früheren Ministers Grafen Alfred Potocki, einer wahrhaft vornehmen Persönlichkeit, ausgestattet mit all den gewinnenden Eigenschaften, die den Polen von Bildung kennzeichnen. Auch seine geistreiche Gemahlin, eine geborene Fürstin Sanguszko, erwies mir warme Herzlichkeit, offenbar bemüht, mich für den Aufenthalt in Galizien günstig zu stimmen.

Mein anfängliches Wohlbefinden hielt jedoch nicht an. Meine Nerven meldeten sich wieder; es gab Tage, an denen mir wirklich die Kraft zur Tätigkeit fehlte. In diesem Zustande konnte ich es fast als ein Glück betrachten, dass eine unmittelbare Aussicht auf Krieg nicht bestand! — In der Hoffnung, dass ein Aufenthalt im Süden und im Kreise meiner Familie mich herstellen könnte, erbat ich einen Urlaub, den ich nach Fertigstellung der Jahresschlussberichte auch antrat. Ich verbrachte die Monate Februar und März in Italien, aber die erwartete Besserung blieb aus. So unterliess ich es denn, meine Familie, wie es beabsichtigt gewesen, bei Eintritt der besseren Jahreszeit nach Lemberg nachkommen zu lassen.

Die Stunden jenes Sommers, welche der Dienst nicht in Anspruch nahm, benützte ich zur Erweiterung meiner Kenntnis der Länder unseres mächtigen östlichen Nachbars, sowie zum Studium der Kriege auf dem voraussichtlichen Schauplatze unserer nächsten Operationen. Das Wichtigste davon kannte ich allerdings schon seit mehr als 30 Jahren aus Willisens: «Theorie des Grossen Krieges, erläutert durch den russisch-polnischen Krieg 1831». Auch Napoleons Feldzug 1812 war mir in seinen grossen Zügen vertraut. Jetzt verfolgte ich im Detail die Operationen des österreichischen Corps unter Schwarzenberg, seine Hin- und Herzüge im Raume zwischen Weichsel, Narew, Niemen und den Pripet'schen Sümpfen zur Flankendeckung der grossen Armee gegen Süden. Die graphische Zusammenstellung der durch dieses Corps, in der Zeit von Anfang Juni bis Ende Dezember, von der Basis bei Lemberg bis in die Warschauer Winterquartiere zurückgelegten Marschwege ergibt ein höchst merkwürdiges Gewirr verschlungener Linien ...

Zur Erlangung eines Überblicks der Geschichte von Polen liess

ich mir, da ein zusammenhängendes Buch darüber in deutscher Sprache nicht bestand, aus verschiedenen Werken Auszüge machen. Eine auf Grund derselben hergestellte historische Karte in 8 Blättern zeigte Polen in den verschiedenen Epochen seines Bestandes, von den Jagellonenzeiten bis zu seinem Verschwinden aus der Reihe selbständiger Staaten im Jahre 1815 bezw. 1846. Die Tafel der Zeit seiner grössten Ausdehnung, in der Periode von 1386 bis 1572, wies ein riesiges, vom Schwarzen Meere bis zur Ostsee, von der Oder bis Riga, von den Donaumündungen bis nahe an Moskau reichendes Quadrat. Immer kleiner und kleiner wurden die Tableaux, bis zum letzten, der zweiten Teilung und definitiven Auflösung des Reiches vorangehenden. Die gegenseitige Vergleichung jener Tafeln, das Nachdenken über die Ursachen, die den traurigen Abbröckelungsprozess verursacht, gaben zu recht ernsten Betrachtungen Anlass.

Bei einem Hoffeste in Wien, wohin ich mich anlässlich der silbernen Hochzeit unseres Kaiserpaares begeben, sah ich mich plötzlich Stirn an Stirne dem ungarischen Ministerpräsidenten Tisza gegenüber, den ich seit unseren letzten Auseinandersetzungen in der Angelegenheit der Grenzbahnen nicht mehr gesehen hatte. Wir begrüssten uns aufs unbefangenste. In das allgemein gehaltene Gespräch, das wir nun begannen, mischten sich, einer um den anderen herbeikommend, auch die übrigen anwesenden ungarischen Minister, offenbar froh, die vorgefallenen amtlichen Konflikte durch persönliche Liebenswürdigkeit wieder gut machen zu können. Der letzte, der sich einstellte, war Pechy; er war auch der einzige, der fast einen Misston hineingebracht hätte. «Sehen Sie, Exzellenz», meinte er mit lächelndem Vorwurfe, «jetzt bauen wir auch im Grenzland Eisenbahnen!»

Ich verneigte mich lächelnd. Die anderen Herrn schienen die Anspielung zu bedauern, und gaben unserer Unterhaltung eine andere Richtung.

Mit dem Minister des Äusseren, Grafen Andrássy, war ich übrigens schon früher, im Juli 1878, auf dem Oderberger Bahnhofe zusammengetroffen, wenn auch nur auf einen Augenblick. Er befand sich auf der Rückkehr vom Berliner Kongresse. Wir hatten kaum Zeit, einen Händedruck und ein paar freundliche Worte zu wechseln, als sich sein Zug schon wieder in Bewegung setzte. Folgen hatte jene sozusagen Versöhnung weiter keine, am wenigsten

dienstliche, denn es ergab sich fernerhin keine Gelegenheit mehr zu offiziellem Verkehr. Indessen war es mir doch recht lieb, dass das Eis, welches sich zwischen ihm und mir in den letzten Jahren meiner Grenzland-Wirksamkeit gebildet, wieder gebrochen war.

Um Mitte Mai wurde ich vom Kriegsministerium verständigt, dass mein Antrag, mit den im Bereiche des Generalkommandos befindlichen zwei Kavallerie-Brigaden vom 21. bis zum 26. September grössere Übungen im Aufklärungsdienste vorzunehmen, genehmigt worden sei.

Durch diesen Erlass war mir die langersehnte Gelegenheit geboten, einem überaus wichtigen, aber bei uns damals ziemlich vernachlässigten Zweige: der Verwendung der Reiterei zur Aufklärung in Front, Flanken und Rücken der Armeen, meine Sorgfalt zu widmen.

Schon seit meinem ersten Debut bei der Kavalleriewaffe, als junger Generalstabsoffizier im Jahre 1846, hatte ich die Fortschritte der Reitereiverwendung im Kriege wie im Frieden mit dem lebhaftesten Interesse verfolgt; ich hatte auch während der kurzen Zeit, da es in meiner Macht lag — (1865, als Interims-Corpskommandant in Verona) — die mir unterstehende Kavallerie wiederholt grössere Übungen «auf Streifkommando», wie man damals den Aufklärungsdienst nannte, ausführen lassen. Die ausserordentlichen Erfolge dann, welche 1870 die Kavallerie der deutschen 3. und Maas-Armee durch ihr planmässiges Vorgehen gegen Châlons und später, nach einer Frontveränderung rechts, gegen Rheims und Sedan erzielt hatte, konnten mein Interesse an Manövern dieser Art nur steigern. Die nunmehr erlangte Genehmigung wirkte auf mich in vollem Sinne des Wortes belebend, erweckte meine alte Arbeitslust aufs neue und verscheuchte den Gedanken, der sich meiner in der letzten Zeit mehr und mehr bemächtigt hatte: dass die Zeit, vom aktiven Dienste zurückzutreten, für mich gekommen sei.

Mit Lust und Liebe ging ich an die Vorbereitungen. Ausser einem Programm für die Übungen selbst wurde auch eine Anleitung über die Art und Weise zusammengestellt, wie die Kavallerieregimenter meines Generalats sich durch Vor-Ausbildung für die gedachten Übungen zu bereiten hätten.

Obgleich seit dem deutsch-französischen Kriege und den durch denselben erteilten Lehren volle neun Jahre verflossen waren, fehlte

bei uns eine Instruktion für den Aufklärungsdienst, ja selbst eine einschlägige Anleitung irgendwelcher Art; auch enthielt jene Ministerialverordnung, durch welche die Manöver bewilligt worden waren, keine Andeutung, aus welcher zu entnehmen gewesen wäre, dass eine solche zu erwarten. Vor zwei Jahren (1877) hatten zwar im Donautale bei Wien, und vor Einem (1878) in Mähren (gerade während ich mich bei den Krakauer Manövern ausser Landes befand) Kavallerie-Übungsreisen zu dem Zwecke stattgefunden, um den Teilnehmern Gliederung, Bewegung und Verhalten grösserer Kavalleriekörper im Aufklärungsdienste anschaulich zu machen; aber über deren Ergebnis war nichts veröffentlicht worden.[1])

In der Militärliteratur gingen die Ansichten über die beste Methode noch auseinander. Die ungewöhnlichen Erfolge der Deutschen auf dem erwähnten Zuge vom August 1870 seien, so meinten die einen, nur durch die Fehler Mac Mahons möglich geworden, der es unterliess, seine eigene Kavallerie jener des Gegners in ähnlicher Verwendung entgegenzustellen. Die anderen gaben dies allerdings zu, hoben aber hervor, dass dadurch die Tatsache nicht abgeändert werde, dass die von den Deutschen angewendete Methode bisher die beste sei. Man müsse sich daher mit derselben unbedingt vertraut machen, wenn auch nicht in der Erwartung, dass auch ein zweites Mal mit ihr Resultate, wie die 1870er, zu erreichen seien.

Die beiden oben erwähnten Kavalleriereisen ausgenommen, waren bei uns keine weiteren Versuche unternommen worden, unsere im übrigen so gut, ja musterhaft ausgebildete Kavallerie mit den neuen Vervollkommnungen der Reitereiverwendung vor und nach Schlachten vertraut zu machen. Ihr damals allmächtiger Chef, der General-Kavallerie-Inspektor FML. Graf Pejacsevich sah hauptsächlich auf gutes Zäumen, Reiten und geschlossenes Exerzieren. Kurz bevor ich nach Lemberg gekommen (Herbst 1878), hatten unter seiner Oberleitung in Galizien Manöver von vier Kavallerieregimentern in der Division stattgefunden, während welcher «wegen Kürze der Zeit» von Aufklärungs- und Sicherheitsdienstübungen ganz abgesehen worden war.

---

[1]) Erst im Jahre 1880 erschien über Auftrag des Generalstabs eine Studie: «Die Kavallerie-Übungsreise in Mähren 1878» von Oberst Merta, bei Seidel & Sohn in Wien. Im Frühjahre 1879 wurde der wichtige Gegenstand zwar in Wien beraten, das Ergebnis jedoch blieb mir unbekannt.

Unter solchen Umständen hielt ich mich geradezu für verpflichtet, gelegentlich der bevorstehenden Konzentrierung von sechs Kavallerieregimentern *selbst* alles in meinen Kräften stehende aufzubieten, damit die beabsichtigten Aufklärungsübungen auf das rationellste durchgeführt und ausgenützt würden. War doch die mir unterstehende Reiterei dazu berufen, im Falle eines Krieges mit Russland als allererste an und über der Grenze in Aktion zu treten!

Da in den kurzen drei Monaten bis zum Termin der Übungen eine systematische und erschöpfende Abhandlung über den Aufklärungsdienst nicht herzustellen war, blieb nur ein mehr empirischer Vorgang möglich; nämlich an einigen konkreten Beispielen die Gliederung und Bewegung einer Kavallerie-Division, ferner im Detail die Tätigkeit einer in erster Linie befindlichen Escadron während eines Tages zu zeigen. Die Arbeit wurde von einem jungen Generalstabsoffizier, Hauptmann Karl Regenspursky, ausgeführt, auf dessen besondere Befähigung ich durch einen von ihm gehaltenen Vortrag über Gurkos Zug über den Balkan aufmerksam geworden war.

Auf Vollkommenheit konnte das Elaborat keinen Anspruch machen und machte ihn nicht. Allein die ihm zu grunde liegenden Ideen werden wohl auch heute noch für richtig befunden werden: gleichzeitiges Vorgehen grösserer und kleinerer Kavallerie-Abteilungen auf parallelen sowohl, als strahlenförmig auslaufenden Linien, mit einer entsprechenden Anzahl von Patrouillen vor den Spitzen.

Nach bewirkter Verteilung des Operats an die Truppen begab ich mich zu jedem einzelnen der sechs Regimenter, besprach das Thema mit den Offizieren, liess einzelne Escadronen entsprechende Übungen ausführen, und war hocherfreut, das Interesse zu sehen, mit welchem die Offiziere beim Gegenstande waren.

Mit ungeduldiger Erwartung sah ich der Manöverzeit entgegen. Da plötzlich, fünf Wochen nach jenen Besuchen bei den Regimentern, erklärt mir ein Kriegsministerialreskript «die Ausführung der Übungen auf Grund der von mir erlassenen Dispositionen lasse das gewünschte Resultat kaum erwarten.» Folgte der Versuch einer Begründung dieser Behauptung, und zum Schluss das «Ersuchen»: «Ich möge die eingeleiteten Vorübungen einstellen und die ausgegebenen Orientierungsbehelfe zurückverlangen».

Ein mich als kommandierenden General kompromittierenderes *Ersuchen* als dieses, konnte kaum gestellt werden! Die Erfüllung desselben musste meine Stellung für alle Zeit unhaltbar machen.

Wenn noch im Besitze gesunder Nerven, würde ich vielleicht eine Gegenvorstellung versucht haben; denn die Ausstellungen am Elaborate liessen das Wesentliche unberührt, betrafen nur Nebensächliches. So wäre das Zustandekommen eines Kompromisses nicht ausgeschlossen gewesen. Bei dem krankhaften Zustande jedoch, in dem ich mich befand, war meine Erregung zu gross, als dass ich einen solchen Schritt über mich gebracht hätte.

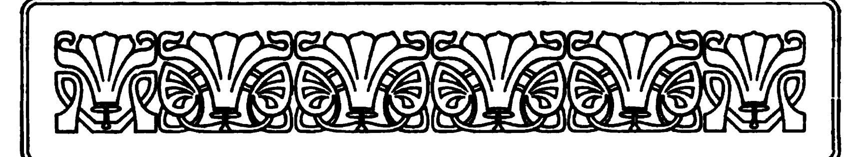
Ich diente nun, obgleich erst 58 Jahre alt, seit fast sechsundvierzig, mit Einrechnung der Kriegsjahre sogar fünfzig Jahren, und besass das Recht, meine Versetzung in den Ruhestand ohne weitere Motivierung zu verlangen.

Nachdem ich das an mich gestellte «Ersuchen» erfüllt, meine ausgegebenen Anleitungen eingezogen und darüber ans Kriegsministerium Bericht erstattet, liess ich vorerst noch ein paar Tage verstreichen, um meinem Schritte jeden Anschein der Überstürzung zu nehmen; dann schickte ich mein Pensionierungsgesuch ein.

Dass Schwierigkeiten und Gegenvorstellungen erfolgen würden, wusste ich voraus, umsomehr, als mein fünfzigjähriges Dienstjubiläum vor der Türe stand und es gegen alle Gepflogenheiten war, das bedeutungsvolle Fest, welches zu kaiserlichen Huldbeweisen Gelegenheit gab, nicht abzuwarten.

Wie ich es vorausgesehen, geschah es. Ich wurde zweimal nach Wien zitiert, blieb aber unerschütterlich bei meinem Entschlusse. Am 7. August endlich erfolgte, unter Bewilligung eines zehnwöchentlichen Urlaubes, meine Enthebung vom Posten als kommandierender General, und wenige Tage vor Ablauf des Urlaubs meine Pensionierung.

Die Umstände, unter welchen ich letztere erbeten und dem Kriegsminister gegenüber auf meinem Willen bestanden hatte, liessen mein Vorgehen — wahrlich mit Unrecht — als Trotz erscheinen. Dies erklärt auch den Umstand, dass im betreffenden Verordnungsblatte meine Versetzung in den «wohlverdienten Ruhestand» ohne irgend einen, meine langjährigen Dienste in Krieg und Frieden anerkennenden Zusatz erfolgte. Nun, ich hatte darauf gefasst sein müssen, und so bereitete es mir keine Enttäuschung. Ein einziger Umstand erfüllte mich mit Schmerz: das Bewusstsein, an einer Stelle verstimmt zu haben, von der mir immer nur Huld und Gnade zuteil geworden, und der ich in treuer Anhänglichkeit ergeben war.



Im Ruhestande

Oktober 1879 bis Oktober 1904 [1])

Domizil im Auslande. — Kritische Jahre. — Audienz beim Kaiser in Wien. — Am kgl. italienischen Hofe. — Lieblingsbeschäftigungen im Greisenalter.

DAS Domizil, das ich im Stammhause meiner Frau in Como wählte, lag leider von der Heimat weit ab. Indessen hatte dies den Vorteil, dass ich, ausser unmittelbarer Berührung mit Armee und Vaterland, Zeit gewann, die kritischeste Epoche meines Lebens in der Ruhe der Einsamkeit zu überwinden.[2])

Vor allem trachtete ich mich durch Beschäftigung mit Vermögensangelegenheiten zu betäuben und so die Gedanken von der Vergangenheit abzulenken.

---

[1]) Das zweite, im Manuskripte ausgesparte Datum wurde, ihrer traurigen Pflicht entsprechend, durch die Herausgeber ergänzt.

[2]) Zur Zeit meines Übertritts in den Ruhestand hatte ich es für angezeigt gehalten, den italienischen Botschafter von der Wahl meines Domizils auf den ehemals Giovioschen Besitzungen in der Lombardei zu verständigen. Bei dieser Gelegenheit kam ein heiteres Missverständnis vor. Durch den Klang meines Namens verleitet, hielt mich der Botschafter, General Graf Robilant, für einen Italiener, und deutete in höflich diplomatischer Weise seine Missbilligung darüber an, dass ich nach der Abtretung der italienischen Provinzen meine Dienste noch weiter dem fremden Staate gewidmet. Ich zögerte nicht mit der Aufklärung seines Irrtums und erzielte damit einen plötzlichen, mich im Stillen ergötzenden Umschlag seiner Stimmung.

Das Vermögen meiner Frau, ein elterliches Erbteil, bestand aus Realbesitz. Ausser der Verwaltung desselben nahm mich der Ausbau eines unfertig übernommenen Landhauses so in Anspruch, dass meine Tage ausgefüllt, und meine Nächte wenigstens keine schlaflosen waren. Die Lage war so günstig, dass wir schliesslich unseren ständigen Aufenthalt aus der Stadt Como dahin verlegten.

«Villa Soave» liegt auf halbem Wege von Como nach Cantù, am Westrande jenes anmutigen Hügellandes im Dreiecke Como-Monza-Lecco, welches unter dem Namen Brianza allgemein bekannt ist.

Sie bietet eine herrliche Aussicht über das weite südwestliche Gelände, dessen äusserster Horizont durch die Alpenkette vom Mont Cenis über den Monte Rosa bis zum Gotthard in einem 100—200 Kilometer entfernten Bogen begrenzt wird. Nahe Höhen schützen gegen die nordöstlichen kalten Luftströmungen. Bei einer Meereshöhe von 400 Meter sinkt die Temperatur selten unter — 8° R. und steigt kaum je über 25.

Der Bodencharakter ist ein Gemisch von Hügeln und grösseren wie kleineren ebenen Flächen.

Letztere, wie auch ihre meist terrassierten Lehnen bedecken Ackerfelder, von Rebenguirlanden und Reihen von Maulbeerbäumen durchzogen; in den engeren Talmulden grünen Wiesen, Föhren- und Eichenwaldparzellen, hie und da Gruppen von Feigenbäumen und edlen Kastanien; viele Ortschaften und Einzelgehöfte bieten dem Auge Abwechslung, ein dichtes Netz von Kunststrassen und guten Feldwegen durchzieht das Gelände. Das Ganze hat das Aussehen eines endlosen Parkes.

Der Boden, grösstenteils Muränenschutt, ein Gemenge von Sand, Steinen und Ton, eignet sich gut auch zu Wein-, Obst- und Gemüsebau.

Solche feinere Kulturen gedachte ich zu betreiben. Um es aber rationell tun zu können, fehlte mir das nötige Wissen. Bei den Nachbarn konnte ich mir solches nicht aneignen, denn ringsum herrschte noch ein altherkömmliches, überlebtes Verfahren. So suchte ich mir denn die erforderlichen Kenntnisse aus Büchern zu erwerben. Es war dies ein zeitraubender Weg, weil die Theorie erst noch jahrelanger Korrekturen und Ergänzungen durch die Praxis bedurfte. Da es mir aber weder an Zeit noch an Ausdauer fehlte, so wurden allmählich auch meine Erfolge befriedigende, und

die nur als Zerstreuung, oder besser gesagt, als Kur unternommene Tätigkeit in Garten und Feld erwies sich auch finanziell als nützlich.

Ein Tross junger Bauern erfreute mich bei diesen Arbeiten durch Eifer und Intelligenz, während sie sich ihrerseits wieder, bei guter Entlohnung, das ziemlich militärische Kommando des «generale» gerne gefallen liessen. Mein Interesse an der Landwirtschaft wirkte auf die Leute sympathisch. Mit der ihrem Volke eigenen, höflichen Unbefangenheit haben mich mehr als einmal mir ganz fremde Bauern auf meinen Spaziergängen angesprochen und gefragt, «ob ich den Schnitt ihrer Maulbeerbäume gut finde?»

Das Volk der Brianza ist nüchtern, intelligent, fleissig und ruhig. Noch ist von sozialistischen Agitationen nicht allzuviel zu bemerken. Auch die gegenseitige Befehdung der politischen Parteien ist keine so schroffe wie bei uns. Der grösste Fehler der Italiener ist leichter Sinn. Die aus diesem hervorgehende Sorglosigkeit und Oberflächlichkeit kommt in den öffentlichen Zuständen nachteilig zum Ausdruck und ist schuld, dass das Schul- und Bildungswesen hinter dem der Nachbarländer zurücksteht, der Betrieb von Landwirtschaft, Gewerbe und Industrien viel zu wünschen übrig lässt und auch der Wohlstand noch nicht so entwickelt ist, wie er es sein könnte.[1])

Sechs Jahre nach Antritt meines Ruhestandes fühlte ich mich endlich geistig wie körperlich derart wieder im Gleichgewicht, dass ich einem alten Wunsche nachgeben und nach Wien reisen konnte, um Sr. Maj. gegenüber wieder einmal in persönlicher Audienz den Gefühlen alter, unerschütterter Treue und Dankbarkeit Ausdruck geben zu können.

Alles, was mir am Ende meiner militärischen Laufbahn Schmerz-

---

[1]) Drei Jahre nachdem dies geschrieben, brachen im Mai 1898 in Mittel- und Oberitalien Aufstände aus, die allerdings den Beweis lieferten, dass soziale, radikale und republikanische Kreise seit längerer Zeit und mit Erfolg das Landvolk bearbeitet hatten. Es gelang wohl der Regierung, durch militärische Gewalt die Bewegung zu unterdrücken. Damit ist aber die Sache nicht abgetan. Es ist zu wünschen, dass es der Regierung und dem Parlamente gelinge, durch Entgegenkommen in sozialen Fragen die Gemüter zu versöhnen und weitere Ausbrüche hintanzuhalten. Bei der leichten Erregbarkeit der Italiener und ihrer Neigung zu Aufständen ist dies freilich keine leichte Sache, umsomehr, als auch ein Teil des Klerus der Regierung und der Dynastie feindlich gegenübersteht.

liches widerfahren, hatte meine Anhänglichkeit an den Monarchen nicht zu schwächen vermocht. Nicht von ihm waren jene Widerwärtigkeiten ausgegangen; vielmehr war er immer bestrebt gewesen, ihnen, wo er sie nicht abzuwenden vermochte, den Stachel zu nehmen. Und im Augenblicke, da er mir nun, nach langen Jahren, wieder mit altgewohnter Huld entgegentrat, war auch die letzte Bitterkeit der Erinnerung an jene Enttäuschungen in mir ausgelöscht.

Später, bei der 50-jährigen Jubiläumsfeier der Thronbesteigung, liess vorgeschrittenes Alter meine Reise nach Wien nicht mehr zu, und ich musste mich begnügen, meine loyalen Gesinnungen schriftlich zum Ausdruck zu bringen.

Für den Rest meines Lebens in Italien angesiedelt, hielt ich es für meine Pflicht, König Humbert während eines seiner häufigen Aufenthalte im nahen Monza meine Aufwartung zu machen. Die Zustimmung hiezu hatte ich mir von unserem Kaiser in obgedachter Audienz erbeten, und mit der Genehmigung zugleich den Auftrag erhalten, dem italienischen Verbündeten Seiner Majestät Grüsse zu überbringen.

Von letzterem erhielt ich zugleich mit der Audienzbewilligung eine liebenswürdige Einladung zur königlichen Tafel und die Aufforderung zu längerem Aufenthalte am Hoflager zu Monza.

Der Generaladjutant erwartete mich am Bahnhof und führte mich in das königliche Lustschloss, bei dessen Betreten ich mein Herz stärker pochen fühlte. Alte Bilder drangen auf mich ein; ich erinnerte mich der Zeit, da auf diesen Giebeln noch die schwarzgelbe Fahne geweht . . .

Der König war äusserst gütig. Er sprach lebhaft, in heiterer, freundlicher Weise mit mir. Es belustigte ihn, zu erfahren, dass ich bei Novara verwundet worden. Meine Hand ergreifend, zog er mich zu einigen abseits stehenden Herren und stellte mich mit scherzhaft triumphierender Geste als eines der «Opfer italienischer Tapferkeit» vor.

Die geistreiche und liebenswürdige Königin Margarethe führte das Gespräch mit mir im reinsten Deutsch.

Der Prinz von Neapel, damals 16 Jahre alt, erging sich über militärwissenschaftliche Gegenstände in einer Weise, die gute Begabung und Schulung, sowie richtiges Urteil bekundete.

Die Majestäten verabschiedeten mich mit der Aufforderung, sie zeitweise wieder in Monza zu besuchen. Hiezu kam es jedoch im ganzen nur noch einmal. So sehr ich die ausgezeichnete Aufnahme und Behandlung zu schätzen wusste, das zunehmende Alter machte das Bedürfnis nach Ruhe immer fühlbarer.

Vom Verkehr mit der Gesellschaft, der sich von allem Anfange an auf die Verwandten meiner Frau und einige befreundete Familien beschränkt, hatte ich mich allmählich fast ganz zurückgezogen. An freundlichem Entgegenkommen hat es zwar nicht gefehlt; aber bei meinem vorgerückten Alter hat für mich die Welt selbst jenen geringen Grad von Anziehung verloren, den sie in jüngeren Jahren auf mich ausübte.

Auch im Hause war der Familienkreis mit den Jahren kleiner geworden. Von meinen Töchtern ist die älteste, Josefine, seit 1871 mit Baron Georg Vranyczany-Dobrinović in Fiume vermählt. Die jüngste, Helene, heiratete 1885 den italienischen Kapitän und gewesenen Ordonnanzoffizier des Königs Viktor Emanuel, Piero Grafen Po di Nerviano, der mir, wie der vorgenannte, ein lieber Sohn wurde. Bei uns befindet sich nur mehr Beatrix, welche ihre persönliche Freiheit nur ihren alten Eltern gegenüber aufgegeben hat, und uns die treueste Gefährtin und liebevollste Pflegerin ist. Zeitweise Besuche der auswärtigen Kinder sowie mancher alten Freunde unterbrechen hie und da in willkommener Weise unsere selbstgewählte Einsamkeit.

Mit der normalen guten Stimmung war auch die Lust an militär-wissenschaftlicher Beschäftigung wieder in mir erwacht. Meine Gedanken begannen sich abermals mit Vorliebe auf militärischem Felde zu bewegen; mit Aufmerksamkeit und Teilnahme verfolgte ich die Vorgänge in unserer Armee und die fortschrittliche Entwicklung derselben.

Eine im März 1887 an mich gelangte Aufforderung des Kriegsministeriums, ich möge etwa in meinem Besitz befindliche interessante Manuskripte od. dergl. zu kriegsgeschichtlicher Verwendung zur Verfügung stellen, veranlasste mich, mein kleines Privat-Archiv durchzusehen.

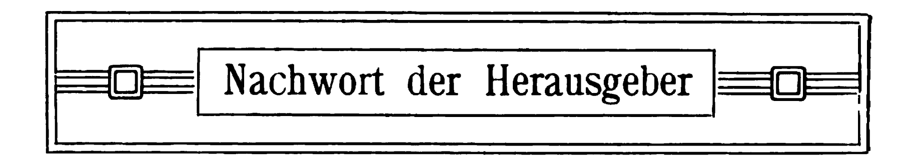
Es fanden sich nur zwei Aufsätze, die zur Vorlage geeignet schienen, und ich verfügte darüber im Sinne des erhaltenen Schreibens.

Allein das Stöbern in den seit vielen Jahren unbeachtet gelassenen Schriften hatte in mir die Idee erweckt, das reiche Material autobiographisch zu verwerten. Ich begann damit gleich und brachte in den Jahren 1887 bis 1895, mit einigen Unterbrechungen, die vorliegende Arbeit zustande.

Die Zusammenstellung meiner Erinnerungen wurde mir eine angenehme und anregende Beschäftigung. Sie nahm mein ganzes Denken und Fühlen in Anspruch, gestaltete meine Existenz in einer Weise ruhig und abgeklärt, wie ich es bisher fast gar nicht gekannt. Die Tage wurden mir wieder zu kurz, gerade wie in Zeiten grösster Dienstestätigkeit, blieben jedoch, im Gegensatz zu jenen, frei von verzehrendem Hasten und leidenschaftlichen Erregungen.

Und nun ist auch diese meine letzte schaffende Tätigkeit beendet. In durch nichts mehr gestörter Muße können die Gedanken schweifen. *Zurück* aus später Abendstunde zum Tage meines Lebens, mit der tröstlichen Überzeugung, dass er nicht nutzlos verflossen; *voran* zur geheimnisvollen Nacht, die unaufhaltsam kommt. Ich sehe ihr in stillem Sinnen, in christlicher Ergebung entgegen.





Nachwort der Herausgeber

EIN Buch voll schlichter Ehrlichkeit wie das vorliegende bringt einem den Verfasser nahe; deshalb wollen wir nicht unterlassen, kurz über die letzten Stunden eines Mannes zu berichten, der dem Herzen des Lesers gewiss lieb und vertraut geworden ist.

Noch in voller geistiger und körperlicher Frische hatte Mollinary im Jahre der Jahrhundertwende nebst seinem achtzigsten Geburtstag das Fest der goldenen Hochzeit mit der geliebten Gattin begangen, und sich der zahlreichen Beweise der Liebe und Verehrung gefreut, die ihm von Hoch und Nieder, von Nah und Ferne zugekommen waren.

Ein leichter Schlaganfall, der ihn im folgenden Jahre traf, ging an dem rüstigen Greise fast ohne Folgen vorüber. Nicht so vier Jahre später ein zweiter, moralischer Schlag, von dem er sich nie mehr erholen sollte.

Am 28. August 1904 erlag ferne von ihm, am Achensee, wohin sie sich zur Erholung begeben, seine treue Lebensgefährtin einer Herzlähmung.

Still und wenig demonstrativ, wie er war, verschloss der alte Mann seinen Kummer hinter einer äusseren Ruhe, welche, anfangs wenigstens, seine ganze Umgebung täuschte. Aber er war ins innerste Leben getroffen und siechte von dem Augenblick an rasch und unaufhaltsam dahin.

In der Nacht vom 25. auf den 26. Oktober wurde seine Tochter Beatrix gegen 2 Uhr durch einen Glockenruf aus dem Schlafe geschreckt. Ihr Vater hatte dem Diener geschellt ... Es war dies seitens des nie Störenden, bis zum Übermasse Rücksichtsvollen etwas so Ungewöhnliches, dass sie sich schnellstens ankleidete und hinzueilte. Zu ihrer Überraschung fand sie ihn im Aufstehen begriffen und eben daran, seine gewöhnlichen, äusserst sorgfältigen Waschungen vorzunehmen. Es habe ihn, so erklärte er, einer Beklemmung wegen nicht im Bette gelitten.

Den Rest der Nacht brachte er mit Unterbrechungen schlummernd auf dem Ruhebette zu; seine Tochter und sein Sohn Franz leisteten ihm Gesellschaft. Als um 8 Uhr der Diener mit einem leichten Früh-



Auf dem Totenbette
26. Oktober 1904.

stück erchien, forderte der Greis die Seinen auf, sich ebenfalls stärken zu gehen. Gefahr schien nicht vorhanden, und so entschlossen sie sich, ihn einige Augenblicke lang mit dem treu ergebenen Manne allein zu lassen.

Als sie wiederkamen, fanden sie zu ihrem Schrecken den Zustand auffallend verschlimmert, so dass der Diener auf seinem Fahrrade eiligst Arzt und Pfarrer herbeirufen musste. Aber keiner der Beiden sollte den Greis mehr am Leben treffen.

Er war sich wohl bewusst, dass seine letzte Stunde gekommen war, denn jedes der Worte, die er an seine Kinder richtete, enthielt einen verschleierten Abschied und ergriff sie bis ins Innerste. Endlich schien er einzuschlummern. Sein anfänglich schweres Atmen wurde allmählich leiser, und blieb schliesslich ganz aus. Er war hinüber-, der teuern Gattin nachgefolgt, nicht ganz zwei Monate, nachdem sie ihm entrissen worden. Wie ihr Tod, war auch der seine durch Herzlähmung verursacht und ganz schmerzlos gewesen. Kein Zucken hatte die schönen Hände aus ihrer ruhenden Lage gebracht, kein Kampf seine Züge entstellt. Im Gegenteil, der dalag, schien nicht der Vierundachtzigjährige, der er gewesen, sein Gesicht hatte sich förmlich um zwanzig Jahre verjüngt.

Am 29. Oktober geleitete die Familie die teuern Reste über die italienische Grenze in die Heimat, nach den Tiroler Bergen, wo die Vorausgegangene ihre Ruhestätte gefunden. An ihrer Seite sollte auch er den ewigen Schlaf schlafen.

In Innsbruck bestieg auf kaiserlichen Befehl eine Kompagnie des Kaiserjäger-Regimentes mit Fahne und Musik den Zug, um sich dann in Jenbach zum Kondukte zu formieren. Dass an letzterem Orte der Oberst des Mollinary-Regimentes mit einer Deputation des Offiziercorps dem Zuge sich anschliessen und dem toten Inhaber die letzte Ehre erweisen konnte, war lediglich dem Zufalle zu danken. Denn der Verewigte, seinem innersten Wesen auch im Sterben noch treu, hatte, damit niemand seinetwegen gestört würde, verfügt, dass mit Ausnahme der telegraphischen Meldung an Seine Majestät alle übrigen Todesanzeigen bloss schriftlich zu erstatten seien; und jene Deputation, mit ziemlicher Verspätung in den Besitz der Trauerkunde gelangt, war aus Budapest nur gekommen, um ihrem Chef den Lorbeerkranz auf das, wie sie meinten, bereits geschlossene Grab zu legen.

Es war ein in seiner ernsten, militärischen Schönheit ergreifendes Geleite, das die föhrenbewaldete Bergstrasse nach dem romantischen

kleinen Friedhofe von Eben am Achensee hinaufzog. Das einfache ländliche Frachtfuhrwerk mit dem Sarge darauf war von vier Bauernpferden gezogen. Langsam ging es den steilen Schlängelweg entlang; von den Höhen widerhallten die Klänge der Trauermärsche.

Oben angelangt, wurde der Sarg vom Wagen gehoben. Kaiserjäger-Unteroffiziere luden ihn auf ihre Schultern und trugen den alten Soldaten zum Friedhofe, wo er neben der Gattin in die Gruft gesenkt wurde, während draussen die Abschiedssalve krachte ......

Von den vielen Trauerkundgebungen, welche der Familie zukamen, sind ausser den wärmsten und gnädigsten Worten Sr. Majestät zwei Kundgebungen besonders hervorzuheben, die eine aus Kroatien, die andere aus Ungarn stammend.

Der Bürgermeister von Karlowitz übersandte die Traueranzeige, die er als Oberhaupt der «leidtragenden Stadt» in aller Form erlassen, nebst der Einladung zu einem feierlichen Seelenamte «für den Wohltäter des Landes». Einen Wohltäter, der seit 28 Jahren weder Macht noch Einfluss mehr besass!

Die zweite Kundgebung bildet eine gewiss seltene Ehrung. Am 1. Dezember 1904 nahm die städtische Generalvertretung von Kecskemet (dem Ergänzungsbezirks-Hauptorte des 38. Infanterie-Regiments) einhellig und begeistert den Antrag des Bürgermeisters Alexius Kada an: «Es sei an Seine Majestät die Bitte zu richten, A. H. derselbe möge verfügen, dass dem heimischen Regimente auch nach dem Tode des Inhabers dessen Name verbleibe, welcher zum Stolze des Alföld geworden.»

Ein Freund, der die Familie noch Mitte Oktober besucht hatte, schrieb aus Wien auf die Mitteilung der Todesanzeige:

«Dass ich diese Nachricht erhalten würde, hätte ich wahrlich nicht gedacht. Traf ich doch Ihren verehrungswürdigen Herrn Vater in relativ guter Rüstigkeit und vollkommener geistiger Frische an und sehe ich ihn hoch und stattlich vor meinem geistigen Auge.» Dann die Liebe und Verehrung erwähnend, von welcher er ihn seitens seiner herbeigeeilten, mit ihm trauernden Kinder umgeben sah, fügt er hinzu: «So wird nur ein Mensch geliebt, dessen ganzes Leben im edelsten Sinne des Wortes wohl verbracht war.»



Erklärung einiger im Texte vorkommender österreichischer Armee-Ausdrücke und -Abkürzungen

(Für reichsdeutsche Leser)

Adjustierung bedeutet Bekleidung.

Ausmusterung, hier meist im Sinne von: Einteilung aus einer Militärerziehungsanstalt zur Truppe.

Einrücken = Einmarschieren; wird auch vom Einzelnen gesagt, mit der Bedeutung: Zu einer Truppe stossen, zu einer Verwendung eintreffen.

Corsé-Hut = der ehemalige Hut der Jägertruppe und noch früher auch der Artillerie, mit beiderseits scharf aufgestülpter Krempe.

Das *Du*-Sagen ist bekanntlich in der Armee zwischen Offizieren gleichen Ranges obligatorisch, wird aber kameradschaftlicher Weise auch oft ausserdienstlich von Vorgesetzten Untergebenen gegenüber angewendet.

Fuhrwesenscorps, früher = Traintruppe.

«*Den grünen Rock bekommen*» = in den Generalstab gelangen.

«*Habt acht! Links schaut!*» = dem deutschen «Stillgestanden, Augen links».

Jahrgang = Klasse (in den Militär-Bildungsanstalten.)

«*In Garnison liegen*» statt des norddeutschen «in Garnison stehen» ausschliesslich angewandt.

Montur = Mannschaftsbekleidung.

Menage, sowohl für Offiziersmesse als für Mannschafts-Mittagstisch.

Rapport = Appell.

«*Verpflegs-*», eingebürgerte und auch reglementsmässige Abkürzung von «Verpflegungs-» (V.-Beamter, V.-Kolonne, etc.).

AH. steht für Allerhöchst.

FM. „ „ Feldmarschall.

FZM. „ „ Feldzeugmeister (= General der Infanterie oder Artillerie).

G.d.C. „ „ General der Kavallerie.

FML. „ „ Feldmarschall-Leutnant (= General-Leutnant).

GM. „ „ Generalmajor.

Die Herausgeber.

